# Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur

Herausgegeben

von

Franz Saran

Professor an der Universität Halle

---

I

Ernst Zimmermann, Goethes Egmont

Halle a. S.

Verlag von Max Niemeyer

1909

# Goethes Egmont

Von

Ernst Zimmermann



Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1909

Meinem Oheim

Prof. D. Dr. J. W. Rothstein

# Inhaltsübersicht.

**II. Teil. Entstehungsgeschichte und Quellen des Egmont.**

Goethe ist nach der Weimarer Ausgabe zitiert.

Die Abkürzungen bedeuten:

W = Weimarer Ausgabe,

I, II, III, IV = die Abteilungen derselben,

1, 2, 3 usw. = die Bände der einzelnen Abteilungen.

# Einleitung.

## Zur Egmont-Literatur.

Am 24. Mai 1788 schrieb Goethe aus Mailand an Knebel:[1] „Ich höre von fern, und kann es ohne das vermuthen daß mein Egmont in alle Welt ausgangen ist. Ich wünsche daß er auch gedruckt meinen Freunden Freude mache, die ihm, da er als Manuskript kam eine gute Aufnahme gönnten“. Das Manuskript war am 15. September 1787 aus Rom an Herder abgegangen,[2] nachdem es am 5. September vollendet worden;[3] und am 3. November dankt Goethe bereits für die ersten Nachrichten über die Aufnahme des Stückes in Weimar:[4] „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich ...“, um mit einiger Genugtuung fortzufahren: „... denn ich weiß was ich hineingearbeitet habe“. Ähnlich schreibt er am 10. November:[5] „Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses ...“ Der Dichter hatte also selbst keine geringe Meinung von seinem Werke.

Aber seine Freude über die günstige Aufnahme des Stückes war von Anfang an nicht ungetrübt. Schon in dem oben zitierten Schreiben vom 3. November 1787 mußte er sich gegen Ausstellungen der Weimarer Freundinnen und Freunde verteidigen, die sich besonders gegen den Charakter Klärchens und ihr Verhältnis zu Egmont richteten, und ein Schreiben des Herzogs vom März des nächsten Jahres enthielt „Bemerckungen“, die nach Goethes eigenen Worten[6] „für den Autor nicht sehr tröstlich“ waren. Der „Egmont“

---

[1]) W IV, 8, S. 376. [2]) Ebd. S. 420.
[3]) Italiänische Reise. Correspondenz. W I, 32, S. 75.
[4]) Ebd. S. 135. [5]) Ebd. S. 138. [6]) W IV, 8, S. 365.

hatte selbst in der engeren Gemeinde des Dichters nur einen zweifelhaften Erfolg.

Kurz nach der Veröffentlichung erschien dann in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom 20. September 1788 die bekannte Rezension Schillers.[1]) Wie dieser über das Stück dachte, zeigt kurz eine Stelle aus seinem Brief an Caroline v. Beulwitz vom 3. Januar 1789:[2]) „... Moriz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendete Produkte, welchen Göthe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält“. Und in seiner Rezension sagt Schiller deutlich und ausführlich, was er an Goethes Werk unvollkommen findet. Er verwirft die Stellungnahme Goethes zu dem dramatischen Problem Egmont und unterdrückt sogar den Vorwurf nicht, der Dichter habe sich an seinem Stoffe versündigt, „das Interesse seines Gegenstandes“ geschwächt, statt erhöht.[3]) Wohl erkennt er, daß alles in dem Stücke auf den Charakter Egmonts ankomme,[4]) aber aus seinem Tadel[5]) geht hervor, daß er eben diesen Charakter nur sehr oberflächlich erfaßt hat: Er tut Goethe Unrecht, wenn er die entscheidende Tat des Helden, „dieses unglückliche Bleiben“, nur „aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen“ läßt. Die Schillersche Rezension ist dem Werke Goethes nicht gerecht geworden, aber sie hat Schule gemacht, und seither taucht immer wieder das Schlagwort vom „leichtsinnigen Selbstvertrauen“ auf, wenn es eine Beurteilung des Charakters Egmont gilt.

Bekanntlich hat Goethe die Berechtigung der Schillerschen Kritik nur zum Teil anerkannt,[6]) indem er lediglich zugab, daß der Rezensent „den sittlichen Theil des Stücks gar gut zergliedert“ habe. Indessen das Drama hatte einmal kein Glück. Erst 1791, am 31. März, erlebte es seine Uraufführung in Weimar, aber nur, um dann wieder ganz vom Spielplan zu verschwinden. Der Dichter mußte sich damit abfinden, daß sein Werk wohl unverstanden bleiben würde, und er hat in der Tat in mehr als einer Hinsicht auf das Stück Verzicht getan.

Noch einmal suchte er es für die Bühne zu gewinnen, als sich die Freundschaft zwischen ihm und Schiller anbahnte; da bat er

---

[1]) Schillers sämmtliche Werke, herausg. v. Karl Goedeke, Bd. 6, S. 80—91.

[2]) Schillers Briefe, herausg. von Jonas, Bd. 2, S. 200.

[3]) A. a. O. S. 86, 19 ff. [4]) Ebd. S. 81, 20 ff.

[5]) Ebd. S. 86, 5 ff.

[6]) Vgl. Goethe an Karl August 1. Oktober 1788. W IV, 9, S. 37.

den jüngeren, tatkräftigen Freund um eine Bühnenbearbeitung des „Egmont", und der sagte zu.[1]) Die Aufführung dieser Bearbeitung fand gelegentlich eines Gastspiels Ifflands in Weimar am 25. April 1796 statt. In der Schillerschen Fassung ist dann der „Egmont" lange Zeit auf den deutschen Bühnen gespielt worden.

Schillers Bestreben in seiner Bearbeitung war, aus der Goethischen Dichtung ein wirkungsvolles Theaterstück zu machen. Er verfuhr zu diesem Zwecke mit dem Original nicht besonders schonend. Wenn auch der rohe Effekt in der letzten Gefängnisszene nicht ganz auf seine Rechnung zu schreiben sein mag,[2]) jedenfalls war der Eindruck des Ganzen auf Goethe derart, daß er sich nie mit dieser Arbeit Schillers hat befreunden können; ja sein Urteil über sie fiel gelegentlich recht scharf aus.[3])

Bis an sein Ende hat so der Dichter wenig Freude am „Egmont" erlebt. Dessen Schicksal war und blieb, unverstanden zu sein. Man maß das Stück mit fremdem und daher falschem Maß, wie Schiller, und suchte in ihm, was nicht in ihm war. Der schöne und tiefe menschliche Gehalt der Dichtung, der sich bei vorurteilslosem Genusse darbieten muß, blieb unentdeckt.

Daß auch die Nachwelt den unbefangenen und richtigen Standpunkt dem „Egmont" gegenüber nicht finden konnte, dazu hat Goethe selbst in seinem Alter beigetragen. Im 20. Buche von „Dichtung und Wahrheit", wo er vom Herbste 1775 handelt, kommt er auf das „Dämonische" zu sprechen,[4]) jene geheimnisvolle Macht im menschlichen Leben, mit der sich des Greises Gedanken damals und besonders in seinen letzten Jahren oft beschäftigten.[5]) An dieser Stelle führt Goethe aus, wie ihm gerade zu der Zeit, da die Arbeit am „Egmont" begonnen, im Herbst 1775, Wesen und Begriff des „Dämonischen" besonders lebhaft vorgeschwebt habe. Dieses

---

[1]) Vgl. Schiller an seine Frau 20. September 1794. Schillers Briefe, Bd. 4, S. 19 ff.

[2]) Vgl. Diezmann, Goethe's Egmont für die Bühne bearb. von Schiller, Stuttgart und Augsburg 1857, S. 116, Anm. 1. — Nach K. A. Böttiger, Entwickelung des Ifflandischen Spiels, Leipzig 1796, S. 364 ff., muß man diese Geschmacklosigkeit doch wohl auf Schillers Rechnung setzen.

[3]) Goethe an Friederike Unzelmann 16. Dez. 1800. W IV, 15, S. 160.

[4]) W I, 29, S. 173—177, 181—186, 192.

[5]) Vgl. besonders Eckermann, Gespräche mit Goethe II und III. — Die einzelnen Stellen werden weiter unten angezogen.

„Dämonische“ habe er dann in Egmont wirkend dargestellt, so daß dieser als ein „dämonischer“ Charakter zu verstehen sei.

Wie weit wir hier Goethes Angaben folgen können, wird an späterer Stelle erörtert werden; jedenfalls möge festgestellt sein, daß die Ausführungen in „Dichtung und Wahrheit“, die im Anschluß an „Egmont“ über das „Dämonische“ gemacht sind, für die Beurteilung des Dramas durch die Nachwelt verhängnisvolle Bedeutung erlangt haben. Zu dem Schlagwort vom „leichtsinnigen Selbstvertrauen“, das seit Schiller im Schwange war, gesellte sich nun das von der „dämonischen Natur“ Egmonts. Auch die Verbindung beider, der „dämonische Leichtsinn“, wurde zur Charakterisierung Egmonts sehr beliebt. —

Im folgenden können aus der Egmont-Literatur nur die Schriften berücksichtigt werden, die unser Thema berühren, d. h. auf den eigentlichen Gehalt des „Egmont“ eingehen. Hat nun im Ganzen unser Stück, verglichen mit den anderen großen Dramen Goethes, eine verhältnismäßig nicht allzu reiche Literatur hervorgerufen — was ja in dem oben Ausgeführten begründet ist —, so ist die Zahl derer, die das Drama auf seinen Gehalt hin behandelt haben, geradezu auffallend gering. Im wesentlichen beschränken sich aber auch diese Wenigen auf Betrachtungen über das „Dämonische“ oder auf Ausführungen über den Charakter Egmonts, die selten über das hinausgehen, was Schiller in seiner Rezension gesagt hat.

Das letztere gilt vorab für die mir bekannten Kritiken, die aus Anlaß der Veröffentlichung oder bei Gelegenheit von Aufführungen des „Egmont“ noch zu Lebzeiten Goethes erschienen sind.[1]) Sie sagen dem anerkannten Dichter durchweg nur Schmeichelhaftes und bleiben im übrigen an Äußerlichkeiten haften. Etwas über den Durchschnitt ragt der Artikel in den „Dramaturgischen Blättern“ (von Aloys Schreiber, der Frau Rat gewidmet), Frankfurt a. M., vom 18. September 1788,[2]) wo der Charakter Egmonts wenigstens nach der Außenseite gut gezeichnet, die Bedeutung seines Todes und damit der eigentliche Sinn des Ganzen aber mißverstanden ist.[3]) Daß das Theaterpublikum dem Stücke verständnislos gegenüber

---

[1]) Vgl. Jul. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. 2. Abteilung: Goethe 2. und 3. Bd., Leipzig 1884 und 1885.

[2]) Braun a. a. O. Bd. 2, S. 23—28.

[3]) Ebd. S. 27 ff.

stand, bezeugen Berliner Kritiken aus den Jahren 1801 und 1804.[1])

Und wie bezeichnend ist es, daß die erste größere Biographie Goethes, die von Döring, statt eine eigene Würdigung zu versuchen, einfach lange Stellen aus Schillers Rezension abdruckt![2])

Einen erheblichen Fortschritt bedeutet demgegenüber die Würdigung „Egmonts" bei H. Viehoff.[3]) Hier wird versucht, das Drama aus seiner Entstehungszeit heraus zu verstehen,[4]) und für die Auffassung des Helden finden sich fruchtbare Gedanken.[5]) Worauf es uns ankommt aber, die Frage nach dem Sinne des Ganzen, läßt er unentschieden; und wenn er die Traumerscheinung Klärchens, die doch für Egmonts innere Entwicklung von großer Bedeutung ist, lediglich aus einer Abneigung des Dichters gegen „tragische Situationen" abzuleiten versucht,[6]) so zeigt das, daß er auf falschem Wege war.

Ungefähr gleichzeitig mit Viehoff versuchte K. Rosenkranz den „Egmont" mehr aus Goethes Entwicklung und Weltanschauung heraus zu deuten.[7]) Abgesehen von Irrtümern äußerer Art — so setzt er z. B. den Abschluß der ersten Fassung ins Jahr 1778 —,[8]) hat Rosenkranz das Verdienst, die Vorwürfe Schillers zum ersten Male energisch zurückgewiesen zu haben.[9]) Bei dem Versuche aber, dem Gehalte des Stückes nahe zu kommen, scheitert auch er: „Egmont ist ein politisches Drama, denn er stellt die Entwickelung eines Volkes zum Staatsbewußtsein dar"[10]) —, dies Mißverständnis oder vielmehr diese Einseitigkeit kennzeichnet genugsam seinen Standpunkt unserer Frage gegenüber.

Die Goethe-Biographie von Schäfer[11]) macht gar nicht den Versuch, auf den Gedankengehalt des „Egmont" genauer einzugehen. Ganz obenhin werden einige Worte über die Bedeutung des Dramas gesagt,[12]) im übrigen merkt man, daß der Verfasser ihm gegenüber die allgemeine Verständnislosigkeit teilt. — Auch das seinerzeit

---

[1]) Braun a. a. O. Bd. 2, S. 381—384 und Bd. 3, S. 84.
[2]) H. Döring, Göthes Leben, Weimar 1828, S. 256—261.
[3]) H. Viehoff, Goethes Leben, 3. Theil, Stuttgart 1849.
[4]) Ebd. S. 111. [5]) Ebd. S. 114. [6]) Ebd. S. 120—122.
[7]) K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke, Königsberg 1847.
[8]) Ebd. S. 216. [9]) Ebd. S. 218 ff. [10]) Ebd. S. 225.
[11]) J. W. Schäfer, Goethes Leben, Bremen 1851.
[12]) Ebd. II, S. 32.

vielgerühmte englische Buch von Lewes[1]) dringt nirgends in die Tiefe. Wohl preist es den persönlichen Gehalt des „Egmont",[2]) aber deckt ihn nicht auf, und das einzige, was wir bestimmt erfahren, ist, daß das Stück als Drama nichts tauge.

Um diese Reihe früherer Biographien zu schließen, sei gleich hier das Werk Hermann Grimms erwähnt.[3]) Es hat unsere Frage nicht wesentlich gefördert. Neben einzelnen feinen Bemerkungen, z. B. über die Art des Frankfurter Fragments[4]) und die Bedeutung des Stückes für Goethes politische Ansichten,[5]) finden sich Stellen, die den Charakter des Helden nur halb richtig darstellen. Grimm sieht „in Egmont das höchste Selbstgefühl eines freien niederländischen Edelmannes, der sein Volk repräsentiert, und zugleich die Unmöglichkeit, das individuelle gedankenlose Dahinleben und den kindlichen Genuß des Daseins politischer Consequenz zum Opfer zu bringen".[6]) Ein solches Urteil wird der Gestalt des Helden nicht gerecht und kann bei seiner Halbheit nicht zu einem rechten Verständnis des Gehaltes führen.

Hier fügen sich am besten die Literaturgeschichten an, die, weil ausführlicher gehalten, unser Thema berührt haben. Es sind die von Gervinus und Hettner. Neues haben sie beide zur Lösung des Problems nicht gebracht. Gervinus[7]) wandelt ganz in Schillers Spuren;[8]) eigenartig ist nur, wie er die politische Bedeutung des „Egmont" auffaßt: „Wie sich Goethe vor der Revolution wehrte, weil er in sich durchaus für solche größere Bewegungen in der wirkenden Welt kein Maß hatte, dies liegt allerdings im Egmont gleichsam vorweggenommen da. Dieser Charakter drückt den Gegensatz gegen Götz aus, der sich in der anarchischen Zeit wohl fühlte".[9]) Mit Urteilen, wie sie besonders der letzte Satz enthält, steht Gervinus allerdings auch allein da. — Hettner[10]) gibt zunächst eine recht

---

[1]) G. H. Lewes, The Life of Goethe, 2nd edition, Leipzig 1864.

[2]) Ebd. II, S. 50 ff.

[3]) H. Grimm, Goethe. Vorlesungen, 8. Auflage. Stuttgart und Berlin 1903.

[4]) A. a. O. II, S. 79. [5]) Ebd. S. 205. [6]) Ebd. S. 80.

[7]) G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Bd., 5. Aufl. (Bartsch), Leipzig 1874.

[8]) Ebd. S. 111 ff. [9]) Ebd. S. 114.

[10]) H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh., 3. Buch, 1. Abt., 3. Aufl., Braunschweig 1879.

gute Charakterisierung,[1]) verfällt aber bei dem Versuche, den tieferen Sinn des Stückes zu deuten, dem alten Fehler: er läßt Egmont „ein Opfer seiner ungezügelten Lebenslust“[2]) werden, wirft ihm seine „leichtfertige Sorglosigkeit“[3]) vor und rügt als einen Hauptfehler des Dramas, „daß Egmont kein wirklich tragischer Charakter, daß seine Schuld nur eine Unterlassungssünde, nicht eine kühn eingreifende That ist“.[4]) Wie Schiller!

Noch äußerlicher ist das Urteil, das Bulthaupt[5]) über unser Drama fällt: „Egmont ist ein liebenswürdiger Mensch, sorglos, heiter, lebend und leben lassend, aber er ist auch nicht viel mehr ...“[6]) „Egmont fällt lediglich als Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Collision nicht verdient und den Egmont überdies für seinen Fall nicht einmal verantwortlich machen will. Sein Tod sühnt Nichts und macht uns nicht frei ...“ „Sein Vertrauen .. entbehrt aller Größe. So durchschneidet denn das Henkerbeil nur einen schönen Hals“.[7]) Das ist so ziemlich das Äußerste, was sich an Verständnislosigkeit leisten läßt; aber es zeigt am besten, wie sehr und wie lange sich die Egmont-Forschung mit den äußeren Eigenschaften des Stückes allein befaßt und wie wenig sie sich bemüht hat, seinem Gedankengehalte nahe zu kommen.

Haben die bisher besprochenen Werke den „Egmont“ nur in einem größeren Zusammenhange behandelt, so wird daneben unser Stück seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch Gegenstand selbständiger Schriften und einer Spezialforschung, die zwar im Vergleich mit derjenigen über die anderen großen Dichtungen Goethes recht spärlich ist, aber doch allmählich zu einer gerechteren Beurteilung und zu einem tieferen Verständnis des „Egmont“ führt. Allmählich! Wir werden sehen, wie stark sich die alten Vorurteile bis in die neueste Zeit erweisen, und wie um die nötige Unbefangenheit unserem Drama gegenüber gerungen wird.

Die Abhandlung Viehoffs über „Egmont“, die bereits 1848 erschien,[8]) ist später in sein Leben Goethes wörtlich übernommen und von uns bereits besprochen worden. — Mit dem „Götz“ zusammen

---

[1]) Ebd. S. 202. [2]) Ebd. S. 204.

[3]) Ebd. S. 205. [4]) Ebd. S. 206.

[5]) H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 1. Bd., 4. Aufl., Oldenburg und Leipzig 1891.

[6]) Ebd. S. 122. [7]) Ebd. S. 123.

[8]) H. Viehoff, Über Goethes Egmont. Programm. Düsseldorf 1848.

unterwarf dann Düntzer unser Stück einer besonderen Prüfung.[1]) Er gibt einige Quellenstücke (besonders Strada) in der Übersetzung,[2]) untersucht das Verhältnis des Dramas zu diesen Quellen und entwickelt dann die Handlung. Es sind teils rein philologische Interessen, teils solche für die äußere Würdigung, die Düntzer leiten, und seine Arbeit läßt die Frage nach dem Gehalte des Stückes außer Acht. Dasselbe muß von Düntzers Erläuterung zum „Egmont" gesagt werden, die einige Jahre später, 1858, erschien.[3]) Ein Fortschritt in unserem Sinne ist sie gegen die frühere Arbeit Düntzers nicht, für damals aber war sie eine Zusammenstellung alles dessen, was über den „Egmont" bekannt war, vermehrt um mancherlei Angaben, die Düntzers Fleiß und (freilich oft zu weitgehender) Spürsinn gesammelt hatte. Damit hatte die Egmont-Forschung wenigstens eine äußere Grundlage gewonnen. — Eine „aesthetische Analyse" unseres Stückes versuchte 1862 Bratranek in seiner Parallele Egmont-Wallenstein zu geben; aber sie leidet zu sehr unter dem Bestreben, „dem Dämonischen einen Tummelplatz" im Egmont zu erschließen,[4]) als daß sie uns in den Kern des Werkes einführen könnte. So gelangt denn Bratranek auch dahin, die tragische Grundeigenschaft des Helden in seinem Mangel an „Selbstentscheidungsfähigkeit" zu sehen[5]) und den unglücklichen Vergleich Egmonts mit Hamlet zu ziehen.[6]) — Immerhin waren diese Arbeiten Düntzers und Bratraneks ein nicht zu unterschätzender Anfang. Aber es war ein Anfang und zugleich ein Ende für lange Zeit. Entweder, man glaubte nun alle Fragen gelöst zu haben, oder man hatte infolge des allgemeinen Mißverständnisses kein Interesse mehr für den „Egmont" — mir ist das letztere wahrscheinlicher —: jedenfalls fand die Dichtung bis in die 80er Jahre keine besondere Betrachtung.

Einen nicht besonders glücklichen Versuch der Wiederbelebung machte dann 1882 Nötel.[7]) Er befolgt die Methode Düntzers,

---

[1]) H. Düntzer, Goethes Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen. Braunschweig 1854.

[2]) Ebd. S. 243—280.

[3]) H. Düntzer, Goethes Egmont. Erläutert. Jena 1858. (Mir vorliegend in 3. Aufl., Leipzig 1882.)

[4]) F. Th. Bratranek, Goethes Egmont und Schillers Wallenstein, Stuttgart 1862, S. 109 ff. — Vgl. dazu auch S. 24 ff., 101 ff.

[5]) Ebd. S. 148, 149. [6]) Ebd. S. 266 ff.

[7]) R. Nötel, Über Goethes Egmont. Vortrag. Cottbus 1882.

entwickelt Zustände, Charaktere, Handlung und geht darauf aus, das Drama als geschlossenes, einheitliches Kunstwerk nachzuweisen. Daß ihm das mißglücken mußte, lag in der Sache selbst. Vertieft hat Nötel die Forschung nicht, vielleicht aber gebührt ihm das Verdienst, angeregt zu haben. Denn von nun an ist die Egmont-Forschung wenigstens nicht mehr ganz zum Stillstand gekommen. Zunächst wurde die äußere Entwicklungsgeschichte einer erneuten Kritik unterzogen. Jakob Minor versuchte 1883[1]) die Entstehungszeit der einzelnen Teile des Dramas nach ihrem Stil festzulegen und gab in seinen Ergebnissen einen durchaus zuverlässigen Boden, auf dem weiter zu arbeiten war. Erwähnt wird das deshalb, weil auch für die Frage des Gehaltes die Datierung der einzelnen Teile von größter Bedeutung ist. Weniger wichtig für unseren Zweck, aber unbedingt zu erwähnen, ist dann die Untersuchung Guglias über die historischen Quellen des „Egmont",[2]) eine Arbeit, die die Angaben Düntzers ergänzt und der Forschung auch auf diesem Gebiete einen sicheren Anfang gegeben hat.

Eine bedeutende Förderung erhielt unsere Frage in dieser Zeit durch Klauckes Erläuterung.[3]) Zum ersten Mal wird hier das Problem des Gehaltes bewußt gestellt, wenn auch nicht gelöst. Klaucke erkennt die Ursache der allgemeinen Mißschätzung des „Egmont" darin, daß die Rezension Schillers „noch heute für die meisten maßgebend geblieben" sei,[4]) und dieses Grundübel will er beseitigen. Richtig ahnt er auch den starken persönlichen Gehalt des Dramas: „In allen Hauptcharakteren Goethes steckt ein großer Teil seines eigenen Wesens; aber wohl in keinem mehr als gerade im Egmont".[5]) Hat er mit der Nachbetung des Schillerschen Urteils endgültig gebrochen, so bleibt Klaucke andererseits unter dem Einfluß der Ausführungen Goethes in „Dichtung und Wahrheit" und sieht demgemäß das „Dämonische" überall im Stücke wirksam.[6]) Das Verhältnis Egmonts zum Schicksal ist ihm nicht klar, denn

---

[1]) J. Minor, Entstehungsgeschichte und Stil des Egmont. Grenzboten 42 (1883) I, S. 361—370.

[2]) E. Guglia, Die historischen Quellen von Goethes Egmont. Ztschr. für allgemeine Geschichte 3 (1886), S. 384—392.

[3]) P. Klaucke, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. 2. Heft. Egmont. Berlin 1887.

[4]) Vorrede S. III. [5]) Vorrede S. IV.

[6]) A. a. O. S. 180 ff.

einmal läßt er den Helden Fatalist sein,[1]) ein andermal spricht er ihm Willensfreiheit zu.[2]) Dann verlockt ihn das Bestreben, Schillers Urteil zu widerlegen, zu Übertreibungen in der entgegengesetzten Richtung: „ein Egmont muß handeln, wie er soll, d. h. wie sein Gewissen, seine Pflicht es ihm vorschreibt,“[3]) und so sieht Klaucke bei Egmont „nirgendswo Leichtsinn, aber fast überall das Gegenteil davon“.[4]) Gewaltsam zieht er so den Charakter des Helden ins Ernste, Sorgenvolle hinüber.[5]) An die Stelle des alten war ein neues Mißverständnis gesetzt; aber die Neuheit dieses Gedankens und die Bestimmtheit, mit der er auftrat, brachte frisches Leben in die Forschung. Klauckes Buch war vorzüglich für die Schule bestimmt, und so sind es auch Schulmänner, die sich zunächst mit ihm auseinandersetzen. Kern, gegen den Klaucke seinen Standpunkt verteidigt,[6]) richtet seine Angriffe als erster gegen die Bedeutung, die dem „Dämonischen“ immer im „Egmont“ zugesprochen wurde.[7]) Darin liegt das große Verdienst seiner kurzen Ausführungen; denn daß er die Frage geklärt habe, kann nicht gesagt werden: will er doch nur das „Dämonische“ außerhalb der Personen, statt in ihnen wirksam sehen.[8]) — Das Interesse an „Egmont“ blieb nun in den Schulkreisen wach. 1895 untersuchte Vogeler den Charakter unseres Helden aufs neue.[9]) Er forscht nach dem Tragischen im Stücke, und da er es sonst nicht findet, sucht er es im Charakter Egmonts.[10]) So unglücklich diese Fragestellung in unserem Falle ist — sie führt auch hier zu keinem Ergebnis —, so fügt doch Vogeler zu dem damals bekannten Bilde Egmonts Züge hinzu, die es dem Urbilde Goethes um ein Beträchtliches ähnlicher gemacht haben dürften. Vom „Dämonischen“ und vom „Leichtsinn“ sieht er ganz ab: „Wahr ist er durch und durch, das ist der Zug, welcher sein ganzes Leben adelt, ihn weit hinaushebt über Leichtsinn und Frivolität“,[11]) „... eine auf Freiheit gegründete, in sich durch und

---

[1]) Ebd. S. 52 ff. [2]) Ebd. S. 109, 190. [3]) Ebd. S. 41.
[4]) Ebd. S. 48. [5]) Ebd. S. 70 ff.

[6]) P. Klaucke, Goethes Egmont im deutschen Unterricht. Ztschr. für den deutschen Unterricht 1888 (2. Jahrg.), S. 219—225.

[7]) Franz Kern, Das Dämonische in Goethes Egmont. Ebd. S. 325—328.

[8]) Ebd. S. 327.

[9]) A. Vogeler, Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama. Ztschr. für den deutschen Unterricht 9 (1895), S. 577—582.

[10]) Ebd. S. 578. [11]) Ebd. S. 580.

durch harmonische Natur ..., die ganz unabhängig von äußern Einflüssen stets sie selbst bleibt und nur so und nicht anders leben kann ..."[1]) „Freiheit, Licht und Bewegung sind die Bedingungen seines Daseins".[2]) Das ist die erste ganz unbefangene Betrachtung der Gestalt unseres Helden, sie ist darum der Wahrheit auch am nächsten gekommen, und die (freilich nur wenigen) Züge, die sie zum Bilde Egmonts beigetragen, dürften kaum wesentlich verbessert werden. — In diese Reihe gehört, obwohl er der Zeit nach später liegt, auch der Beitrag Seidls zur Charakteristik Egmonts.[3]) Auch Seidl macht sich frei von allen Vorurteilen, zu denen er die Poetik des Aristoteles mit ihrer Schuld und Sühne rechnet: Egmont mit Siegfried vergleichend, rückt er die persönliche Tapferkeit in den Mittelpunkt seines Wesens.[4]) Nach Vogeler ist es ein unbedingter Rückschritt, wenn Seidl dann die Unbefangenheit so weit treibt, daß er Egmonts Bedeutung kurz und gut in den schönen Versen ausgedrückt findet:

„Nun so will ich wacker streiten,
Und soll ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann."[5])

Ohne auf die Forschung ersichtlich gewirkt zu haben, war schon 1892 eine größere Arbeit von Hartert erschienen, die sich mit dem „Dämonischen" im „Egmont" befaßt.[6]) In ziemlich dunklen Gedankengängen sucht sich Hartert zunächst über das Wesen des „Dämonischen" klar zu werden, um dann festzustellen: „Wir haben demnach ein objektives Dämonisches, welches sich eben dadurch als dämonisch charakterisiert, daß es über den tapferen, freudigen Helden Macht gewinnt, indem er dämonischer Verblendung anheimfällt; es waltet also auch ein subjektives Dämonisches. In dem Kampfe beider eröffnet sich die Aussicht auf ein drittes, das dem Wunsche aller Menschen entsprechen wird, der Sieg des Dämonischen erweist sich als seine Niederlage ..."[7]) „Wir scheiden von dem Drama mit

---

[1]) Ebd. S. 579. [2]) Ebd. S. 581.
[3]) Armin Seidl, Wieder einmal Goethes Egmont. Ztschr. für den deutschen Unterricht 16 (1902), S. 238—241.
[4]) Ebd. S. 239. [5]) Ebd. S. 241.
[6]) A. Hartert, Das Dämonische und der Glaube in Goethes „Egmont" und „Iphigenie". Gütersloher Jahrbuch 2 (1892), S. 169 ff.
[7]) Ebd. S. 181, 182.

dem Bewußtsein, daß im Grunde auch das Dämonische im Dienst einer höheren sittlichen Weltordnung steht oder wenigstens von dieser überwunden wird ..."[1]) Man sieht, wie sehr diese Wendungen unter dem Einfluß der Stellen in „Dichtung und Wahrheit" stehen, wie sehr der Verfasser bestrebt ist, der sittlichen Weltordnung auch im „Egmont" zu ihrem Rechte zu verhelfen, mit Mitteln freilich, die er am wenigsten einer vorurteilslosen Betrachtung des Dramas verdankt. So hat er das Verständnis des Stückes eher erschwert als gefördert, und gerade die Hauptfrage entscheidet er mit dem charakteristischen Urteil: „Der Mann [Egmont] hat kaum eine durchgeführte Weltanschauung",[2]) d. h.: der eigentliche Gehalt des Ganzen ist Hartert verschlossen geblieben.

Zu einem richtigen Urteil ist auch die Abhandlung Kleibers[3]) nicht gekommen, und das liegt wohl zum großen Teil an ihrer Fragestellung. Abgesehen davon, daß er trotz Kern und Vogeler noch das „Dämonische" überall in Betracht zieht,[4]) richtet er sein Bestreben darauf, die innere Klärung und Selbstüberwindung Goethes im „Egmont" nachzuweisen.[5]) Dazu müssen ihm nun alle Äußerlichkeiten im Betragen des Helden dienen;[6]) dieser selbst ist nach Kleiber „der ernste Mann, der nicht mehr leichtsinnig den Eingebungen des Augenblicks folgt, es ist der Held, der die leidenschaftliche Wallung seines stolzen Herzens meistert, der sich selbst überwindet im Gefühle seiner Verantwortlichkeit".[7]) Welch ein Rückschritt gegen die Auffassung Vogelers! Es ist der alte Fehler, mit einem selbstgefertigten Maßstab eine Persönlichkeit und deren Weltanschauung werten zu wollen, statt sie aus ihrer Entwicklung, aus sich selbst heraus zu verstehen. Und nur so ist Egmont zugänglich!

Sehen wir nun, wie die größeren neueren Goethe-Biographien sich mit dem Egmont-Problem, an dem sie ja nicht vorbei konnten, abgefunden haben. Heinemanns Buch[8]) hält sich seiner ganzen Anlage entsprechend mehr am Äußeren: der Aufsatz Minors über die Datierung der einzelnen Teile ist verwertet;[9]) Neues findet sich

---

[1]) Ebd. S. 198. [2]) Ebd. S. 194.

[3]) L. Kleiber, Beiträge zur Charakteristik von Goethes Egmont. Programm des Kgl. Friedr.-Wilh.-Gymn. Berlin 1903.

[4]) Ebd. S. 7. [5]) Ebd. S. 5, 6.

[6]) Vgl. ebd. S. 14, 15, 19, 22, 23. [7]) Ebd. S. 16.

[8]) Karl Heinemann, Goethe. 2. Aufl. Leipzig 1899.

[9]) Ebd. S. 406, 407.

nirgends. Das „Dämonische" behält auch hier seine Bedeutung,[1]) und das ganze Problem des Stückes spitzt sich auf die Frage nach der tragischen Schuld zu: „Ein Vorzug des Charakters wird zu einem Mangel des Intellekts".[2]) Darin erschöpft sich für Heinemann der Sinn des „Egmont".

R. M. Meyer nimmt in seinem „Goethe"[3]) zu unserer Frage dieselbe Stellung wie später Kleiber: „Was geschieht denn im ‚Egmont'? — ein echter und ganzer Mensch überwindet sich selbst".[4]) Unsern Helden mit Orest vergleichend, spricht er von seiner „Heilung" im Kerker:[5]) „Er hat gesiegt, weil er sich besiegt hat ..." Meyer ist später in zwei selbständigen Aufsätzen wieder auf den „Egmont" zu sprechen gekommen. Das Thema des einen[6]) streift unser Problem nur äußerlich, im zweiten[7]) aber zeigt er zu „Egmont" eine ganz andere Stellung als in der Biographie, und er kommt m. E. der Wahrheit beträchtlich näher, wenn er unsern Helden einen Vorläufer von Nietzsches Übermenschen nennt.[8]) Es ist freilich nur eine halbe Wahrheit, die in diesem Vergleiche liegt, denn Egmonts Grundsatz: leben und leben lassen! ist wohl kaum mit Nietzsches Idee vom Übermenschen zu vereinbaren; aber es ist doch darin der Gedanke vom Recht der Individualität ausgesprochen, und das bedeutet einen Fortschritt gegen das frühere Urteil Meyers.

Die rechte Stellung zum „Egmont" hat auch Bielschowsky[9]) nicht gefunden. Überall hindern ihn die alten Vorurteile vom „Dämonischen",[10]) von der undramatischen Tatenlosigkeit[11]) usw. an einer unbefangenen Betrachtung. Das Ganze läuft auf einen Tadel des dramatischen Aufbaus und auf eine Bewunderung einzelner Schönheiten hinaus. Die Frage nach dem Gehalt des Stückes wird gar nicht ernstlich gestellt. —

Rückblickend müssen wir sagen, daß zum Verständnis des geistigen Gehaltes des „Egmont" nur erst geringe Ansätze gemacht sind, ja

---

[1]) Ebd. S. 409. [2]) Ebd. S. 408.

[3]) Richard M. Meyer, Goethe. Berlin 1895.

[4]) Ebd. S. 189. [5]) Ebd. S. 190, 193.

[6]) R. M. Meyer, Ist Goethes „Egmont" ein historisches Drama? Preuß. Jahrb. 95 (1899), S. 65—79.

[7]) Goethes italienische Dramen. Goethe-Jahrb. 26 (1905), S. 126—32.

[8]) Ebd. S. 129.

[9]) A. Bielschowsky, Goethe I, 7. Aufl., München 1905.

[10]) Ebd. S. 329 ff. [11]) Ebd. S. 336.

daß selbst die Vorbedingung hierzu, das Verständnis des Helden — zu schweigen von den übrigen Charakteren — noch einer vollständigen Erfüllung harrt.

Da ist es das Verdienst Schrempfs,[1]) unsere Frage der Lösung beträchtlich näher gebracht zu haben. Er ist der erste, der den Gedankengehalt des „Egmont" um seiner selbst willen darzustellen versucht hat, und er wahrt sich zu diesem Zweck immer einen vorurteilsfreien, unbefangenen Blick: das Schlagwort vom „Leichtsinn" verschmäht er, ebenso wie er sich von den Angaben Goethes in „Dichtung und Wahrheit" über das „Dämonische" kritisch unabhängig macht.[2]) Das Verhältnis Klärchens zu Brackenburg findet hier zuerst eine sinngemäße Deutung,[3]) der politische Gehalt des Stückes eine alles frühere überholende Darstellung.[4]) Vor allem erkennt Schrempf zuerst in vollem Umfange die Bedeutung, die der „Egmont" als Bekenntnisdichtung Goethes besitzt: durch unser Drama „hat Goethe geflissentlich hervorgehoben, daß sich nach Egmonts Weise wirklich leben läßt, ja er neigt sichtlich dem Gedanken zu, daß diese die einzige Möglichkeit eines Lebens gewähre, das gelebt zu werden verdient. Egmont ... lebt uns die Philosophie dar, die Goethe für sich als die beste Grundlage des Lebens erkannt hat ..."[5]) Kurz: die Ausführungen Schrempfs über „Egmont" bedeuten für sich eine Epoche und haben die frühere Literatur über unser Stück weit überholt. Nur war es Schrempf in seinem größeren Zusammenhang nicht möglich, den Ideengehalt des „Egmont" zu erschöpfen und so mit dem Anfang gleich auch einen Abschluß zu geben. Auch bedarf wohl seine Auffassung gerade in der Hauptfrage noch hier und da einer Berichtigung; so, wenn er über Egmont sagt: „.. er lebt einer Sache, über der er sich vergessen kann. Der höchste Inhalt seines Lebens ist der Kampf für die Freiheit und das Glück seines Volkes; diesem Zweck müssen alle andern ein- und untergeordnet werden"[6]) (ein Gedanke, der sich ähnlich mehrfach wiederholt),[7]) oder: „Es ist ihm mit seiner Lebensanschauung Ernst; darum hält sich nicht bloß sein Sinnen, sondern auch sein Wünschen und Fühlen innerhalb des Bereichs, da er als

[1]) Christoph Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwickelung, I. und II. Teil, Stuttgart 1905 und 1907.

[2]) Ebd. I, S. 186. [3]) Ebd. II, S. 178 ff.

[4]) Ebd. II, S. 205 ff. [5]) Ebd. II, S. 292.

[6]) Ebd. II, S. 178, 179. [7]) z. B. II, S. 182.

wirkliche Person in Wirksamkeit treten kann";[1]) „Er hat ... viel zu viel und zu tief über das Leben nachgedacht, als daß er einer politischen Leidenschaft noch fähig wäre ..."[2]) Diese Ausstellungen können den Wert der Schrempfschen Darstellung nicht verkleinern; ihn zu kennzeichnen sagt man mit der Behauptung nicht zu viel, daß hier zum ersten Mal der Weg zu einem vollen Verständnis des „Egmont" gezeigt worden ist.

Die vorliegende Arbeit war begonnen und in ihren Gesichtspunkten festgestellt, bevor ich Schrempfs Buch kennen lernte. Sie ist nach ihm nicht überflüssig geworden; vielmehr dürfte es jetzt gerade an der Zeit sein, dem erwachenden Verständnis für den „Egmont" einmal durch eine genaue Analyse des Werkes eine feste Grundlage zu geben. Die Ergebnisse werden die Ausführungen Schrempfs ergänzen und berichtigen.

Die Aufgabe dieser Arbeit ist also, den Gedankengehalt des „Egmont" erschöpfend darzustellen. Das geschieht mittelst Analyse der dramatischen Charaktere auf Grund eines vollständigen, aus dem ganzen Stücke gezogenen Materials. Ausgeschlossen von der Analyse bleiben die Nebenfiguren: Klärchens Mutter, der Sekretär, Vansen, Machiavell. Aus dem so gewonnenen Stoffe wird dann in einer systematischen Übersicht die Lebensanschauung Goethes im „Egmont" darzustellen versucht.[3])

Damit ist zugleich die Möglichkeit gegeben, die Frage des „Dämonischen" zu entscheiden.

---

[1]) Ebd. II, S. 281. [2]) Ebd. II, S. 283.

[3]) Die Anleitung zu dieser Methode, die Anregung zu dieser Arbeit und die leitenden Gesichtspunkte für das Verständnis des Dramas verdanke ich den literarhistorischen Übungen Prof. Sarans in Halle.

# I. Die Charaktere.

Vorbemerkung. Die Anordnung der Charaktere im folgenden ist durch das Drama gegeben. Goethe hat deutlich eine niederländische und eine spanische Gruppe geschieden, die in allen wesentlichen Punkten schroffe Gegensätze bilden. Zwischen beiden steht eine Gruppe von Mittelgestalten, innerhalb welcher wiederum eine allmähliche Annäherung von der einen zur anderen Seite zu beobachten ist.

Sowohl für die niederländische als auch für die spanische Gruppe hat Goethe je einen Charakter gezeichnet, der ihre Eigenart in idealem Maße in sich darstellt: hier Egmont, dort Alba. Auch bei den übrigen Vertretern der beiden Gruppen verleugnet sich die nationale Eigenart nirgends, nur ist sie bei ihnen nicht so stark ausgeprägt und mehr oder weniger gehemmt durch individuelle Veranlagungen, besonders solche des Temperaments.

Aus Gründen, die später deutlich werden, will ich im folgenden an der Spitze jeder Gruppe eine Charakteristik des betreffenden Volkes als solchem geben und daran anschließend die Persönlichkeit Egmonts resp. Albas entwickeln, um so das Bild zu erhalten, das sich Goethe von den beiden Parteien im allgemeinen gemacht hat. Darauf folgen die übrigen Charaktere, geordnet nach der Stärke, in der sie die Eigenart ihres Volkes ausprägen.

## § 1. Die Niederländer.

a) Die Niederländer und die Spanier des Dramas treten vor uns auf als Gegner, die um die Durchsetzung ihrer menschlichen und staatlichen Eigenart ringen. Und die Eigenart des einen Volkes ist der des anderen innerlich und äußerlich entgegengesetzt. Rein

menschlich und natürlich ist das Fühlen und Denken der Niederländer, verstandesmäßig, abstrakt, dogmatisch dagegen das Wesen der Spanier. Aus diesem Grundgegensatz der beiden Völker entfalten sich die mannigfachen Einzelzüge, die der „Egmont" vor uns entrollt: der politische Kampf wird uns zu einem Kampf der nationalen Eigenarten und der darauf gegründeten Weltanschauungen.

Daß es sich in unsrem Drama wirklich um die Erhaltung der nationalen Art und Würde handelt, deren grundsätzliche Verschiedenheit von der des Feindes deutlich empfunden wird, fühlt das niederländische Volk, (I, 1. 180, 7 ff. IV, 1. 245, 19 ff.)[1], fühlt besonders auch Egmont, wenn er „die Kraft des Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben", „den innern Kern ihrer Eigenart" vor Alba zu verteidigen und zu schützen sucht (IV, 2. 270, 20 ff.). Bezeichnend ist für beide Gegner die Stellung, die sie in dem Kampfe einnehmen: ihre Eigenart verweist die Niederländer notwendig in die Defensive, die Spanier in die Offensive.

b) Versuchen wir zunächst des niederländischen Volkes Leben und Art festzustellen. Gleich beim Armbrustschießen und dem damit verbundnen festlich-fröhlichen Treiben (I, 1. 173, 2 ff.) zeigt es sich uns von charakteristischer Seite. Die Freude am harmlosen Spiel beseelt sie alle, den ehrenfesten Handwerker wie den Soldaten, den lebenserfahrenen Invaliden wie den unruhigen Schneider. Scherz und Stichelei erhöht die Fröhlichkeit und wird nicht weiter übelgenommen (I, 1. 182, 22 ff.). Herzliches Wohlwollen und bereitwillige Gastfreundschaft findet der Landsmann aus einer anderen Provinz (I, 1. 173, 17). Gern nimmt der biedere Soldat die Manieren eines Fürsten an; sei's auch nur die Würde eines Spielkönigs, die er zu vertreten hat, er vertritt sie mit wohl abgeschautem Anstand und mit natürlichem Stolz: „ein König nährt seine Leute" (I, 1. 174, 23 ff.). Denn die Niederländer halten auf würdevolle Form und sind empfänglich für das prächtige, in die Augen fallende Äußere (II, 1. 212, 9 ff.). Es schmeichelt ihren Augen, wenn Egmont in glänzender Kleidung stolz einhergeht, aber ihrem Herzen und dem harmlosen Stolz darin schmeichelt es noch mehr, wenn ihnen solch ein Fürst leutselig naht und sie mit vertrauter Ansprache auszeichnet (II, 1. 211, 4). So lieben sie ihre Großen und bringen ihnen Bewunderung und

---

[1]) Die im Text eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Belegstelle im „Egmont" und zwar: Akt und Szene, Seite und Zeile (der Weimarer Ausgabe I. Abteilung, 8. Band).

Vertrauen entgegen; unbegrenzte Gewalt hat ein Fürst wie Egmont über ihre Gemüter: sie lauschen seinen Scherzreden und nehmen sie für Orakel (I, 2. 190, 28 ff.). Das freie Auftreten ziert bei ihnen den Mann, wie auch das freie Wort: frei von der Leber weg sprechen sie und hören sie am liebsten sprechen; eine Neuigkeit — und besonders, wenn sie schmeichelhaft ist — findet immer offene und empfängliche Ohren bei ihnen (I, 1. 180, 25 ff; 181, 8 ff.). Den Lehren Calvins und Luthers lauschen die Massen des Volkes, das unter dem Drucke der Inquisition seufzt, und statt des Gottesdienstes, den die Bischöfe bewachen und vorschreiben, singen sie lieber die erbaulichen Psalmen der französischen Calvinisten (I, 1. 179, 10, ff.). Aller Zwang ist ihnen eben verhaßt, und verhaßt sind ihnen auch die Menschen, die solchen Zwang gleichsam persönlich darstellen, wie die spanischen Soldaten, die so unnahbar, so steif und mürrisch aussehen „wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt“ (IV, 1. 245, 19 ff.). Wie anders dagegen liebt der Niederländer seine Soldaten: lustig, ungezwungen, leichtlebig; der Niederländer liebstes Gesetz: leben und leben lassen! gilt auch für ihre Miliz (IV, 1. 245, 27 ff.). Harmlos und naiv tritt das rein Menschliche und Natürliche überall bei ihnen hervor.

Fast begeisterte Worte findet Egmont, als er vor Alba sein Volk schildert: „Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu“ (IV, 2. 267, 13 ff.). Er weiß es von sich, wie stark dieser Zug zur persönlichen Freiheit im Niederländer wirkt. Der Niederländer will sich selbst die Gesetze seines Lebens geben; aber Egmont weiß auch, daß man ihm ruhig vertrauen kann: fest steht er im Leben, rührig betreibt er sein Gewerbe, fähig, den Kampf ums Dasein zu bestehen, und treu hält er zu Recht und Sitte und Ordnung. Er liebt die Freiheit, aber Freiheit ist ihm nicht Zügellosigkeit. Die schlechten Elemente stößt das gesunde Volk kräftig ab: mit Abscheu redet der Bürger von dem „schlechten Kerl“ Vansen (II, 1. 204, 12 ff.), „Häuser und Kasten“ hält er „gut verwahrt“ gegen den Pöbel, der weder Besitz noch Ordnung achten will (II, 1. 211, 19 ff.); mit dem rebellischen Lumpengesindel gibt es für ihn keine Gemeinschaft (II, 1. 202, 13). Im privaten und öffentlichen Leben herrschen Treue und Gerechtigkeit und gegenseitiges Vertrauen. So wird es dem Niederländer schwer, an der Redlichkeit anderer zu zweifeln: Egmonts Stellung halten sie für gesichert, dem König trauen sie einen Treubruch nicht zu, an Verrat denken sie nicht (IV, 1. 250, 3 ff.). Wem sie, sei es durch angestammte Überlieferung, sei es durch

persönliche Neigung, einmal ihr Vertrauen gegeben haben, der kann es leicht erhalten; aber gegen das ihnen Wesensfremde, gegen die so anders gearteten Spanier schließen sie nur schwer ihre Herzen auf (IV, 2. 267, 16). Jedenfalls tun sie es auch dann nur nach eigner Wahl: ihre persönliche Freiheit lassen sie sich nicht nehmen, in diesem Punkte sind sie „starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken“ (IV, 2. 267, 17).

Es ist der eine Grundzug ihres Wesens, der sich in alledem äußert: das tiefe, innere Bedürfnis, ihre Persönlichkeit nach den ihnen innewohnenden Trieben und Gesetzen zu entfalten, frei von jedem Zwang, aber ohne Zügellosigkeit und Leidenschaft. Wir werden bei Egmont gerade diesen Zug des persönlichen Freiheitsbedürfnisses zu einer Stärke entwickelt sehen, daß er sein ganzes Dasein beherrscht. Auch darin ist er ein idealer Vertreter seines Volkes.

c) Nach dieser Artung der Niederländer bestimmen sich ihre politischen Ansichten und Schicksale. Sie sind kein eigentlich kriegerisches Volk: der Krieg ist ihnen wie alles Gewaltsame, Grausame verhaßt (I, 1. 181, 25 ff.); er würde den ruhigen Lauf ihres Daseins, den sicheren Lebensgenuß stören, und den wahren sie sich gerne so lange es geht (I, 1. 180, 1 ff.). „Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!“ sind die politischen Werte, die sie am höchsten schätzen (I, 1. 183, 6 ff.). Diese lassen sie sich auf die Dauer nicht nehmen, und wenn es nicht anders ist, dann wird aus dem Niederländer auch ein Soldat, der mit hingebender Tapferkeit ficht und den Unterdrücker vom freien heimischen Boden verjagt (I, 1. 177, 5 ff.). Egmont weiß aus Erfahrung, ein wie „braves Volk“ seine Niederländer sind, wenn es das Äußerste gilt (V, 4. 304, 20). Aber bis es dahin kommt, lassen sie sich manches gefallen und warten eine friedliche Lösung ab; es widersteht ihnen, gegen die überkommene Obrigkeit gewaltsam ihr Recht zu suchen, im Vertrauen auf Recht und Gerechtigkeit verharren sie auch dem Aufwiegler gegenüber, der sie richtig beurteilt, wenn er sagt: Ihr „lebt nur so in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb von euern Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment über euch schalten und walten, wie es kann und mag“ (II, 1. 206, 1 ff.). „An alten Sitten hangend“ (IV, 2. 267, 15) hören sie gern von ihren uralten, hergebrachten Freiheiten und Privilegien reden (II, 1. 207, 16 ff.). Wie dankbar sind sie einer Regierung, die ihre Privilegien achtet: „Und wenn sie [die Regentin] uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, so wollen wir sie

auf den Händen tragen" (II, 1. 203, 21 ff.). Für ihre Verfassung haben sie das lebendigste Interesse, jeder ordentliche Niederländer ist genau über sie unterrichtet (II, 1. 205, 21 ff.). Peinlich wachen sie über die Erhaltung des Herkommens, selbst beim Schützenspiel dulden sie eine Abweichung nur „ohne Präjudiz" (I, 1. 175, 7). Dem angestammten Adel bringen sie Achtung und Vertrauen entgegen (II, 1. 209, 11 ff.), und als ihnen nur noch Egmont bleibt, klammert sich die nationale Hoffnung um so fester an ihn (IV, 1. 246, 20 ff.). Unruhig und besorgt sind sie bei den spanischen Maßregeln über ihre Verfassung (I, 2. 188, 21 ff.), und die Inquisition lastet mit schwerem Druck auf dem Freiheit gewohnten Volk (I, 1. 180, 11 ff.). Hier fühlt der Niederländer lebendig den scharfen Gegensatz seines Wesens zum spanischen (I, 1. 180, 7 ff.): „Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisieren zu lassen". Daher auch der Haß gegen die neuen Bischöfe und Pfaffen, die jede freie Regung auf religiösem Gebiete bedrohen (I, 1. 178, 23 ff.). Denn die Religion will der Niederländer nicht vorgeschrieben haben; er möchte hier wie überall seine Stellung mit persönlicher Freiheit wählen, und religiöser Fanatismus ist ihm fremd. Kein Wunder, daß Philipp II. bei diesem Volke unbeliebt ist (I, 1. 175, 14 ff.); aber er ist einmal Herrscher: „Wir haben dem König geschworen" (II, 1. 205, 1); kein rebellischer Gedanke kommt auf, die Achtung wird auch dem ungeliebten König bewahrt (I, 1. 175, 20 ff.): das Treuverhältnis besteht weiter in der überlieferten Form trotz Inquisition und absolutistischer Willkür. Der Niederländer ist freiheitsliebend, aber kein Rebell, er verachtet und haßt die Mittel des Aufruhrs (II, 1. 209, 22 ff.).

So fügt sich das Volk, wenn auch murrend, den harten Verordnungen Albas (IV, 1. 244, 5 ff.). Die spanischen Maßregeln unterbinden den heiteren Verlauf ihres Daseins, geknickt und in Untätigkeit gebannt gehen sie einher (V, 1): die ungewohnte, beengende Atmosphäre der Inquisition und des Terrorismus droht sie zu ersticken, die in heiterer Sorglosigkeit den freien Tag zu leben gewohnt sind. Auch ihre politischen Rechte sind vor Albas Truppen kraftlos geworden: was nutzt es vor der Gewalt des Diktators, „in der Ordnung, und standhaft" auf ihre „Gerechtsame" (II, 1. 202, 14 ff.) zu halten? Es bleibt ihnen nur noch der äußerste Weg, sich Recht zu verschaffen, wenn anders sie ihre nationale Eigenart erhalten wollen. Und auf diesen Weg weist sie Egmonts Tod. — Egmont spricht es auch Alba gegenüber aus, was der allgemeine Wunsch des

niederländischen Volkes ist: der Bürger wünscht „seine alte Verfassung [die ständische] zu erhalten, von seinen Landsleuten regiert zu sein, weil er weiß wie er regiert wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann“ (IV, 2. 268, 3 ff.). Ständische Vertretung und Landsleute in der Regierung, das ist des Niederländers Staatsideal. Und wie sie ihre Fürsten wünschen, sagen sie selbst: „Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt sein, so gutherzige Narren wir auch sind“ (I, 1. 176, 10 ff.). Leben und leben lassen! das ist der Wahlspruch der Niederländer und soll auch der ihrer Fürsten sein. Darum war Karl V. ein Herrscher nach ihrem Herzen (I, 1. 175, 22 ff.) und ist Philipp II. unbeliebt; darum auch ist Egmont ihr Liebling und Ideal. —

Wir sehen, die Staatsform ist bei den Niederländern nichts als der Ausdruck, das Ergebnis ihres Volkscharakters: die Form, welche das Volk gefunden hat, um sich darin seiner Persönlichkeit nach entfalten zu können. Die ständische Verfassung wurzelt im Wesen des Volkes; deshalb auch das zähe Festhalten am Alten: es ist der Instinkt des Volkes für das ihm Gemäße.

So sind die Niederländer, mit Goethes Augen gesehen, das Ideal eines Volkes: ein Volk wie es sein soll. „Leben und leben lassen!“ ist ihr Bedürfnis: d. h. das Leben des Einzelnen wie des ganzen Volkes will von innen heraus, der eigenen Natur, den eigenen Antrieben gehorchend, dahinfließen.

Dieser allgemeine Charakterzug findet sich bei allen Niederländern des Dramas, nur bei jedem verschieden stark, am stärksten bei Egmont.

## § 2. Egmont.

a) Heinrich Graf Egmont, Prinz von Gaure (V, 4. 292, 18 ff.), entstammt dem höchsten Adel der Niederlande: seine Vorfahren waren die Besitzer von Geldern (I, 2. 190, 13). Seine Jugend fällt in die Regierungszeit Karls V.

Dieser, selbst in den Niederlanden geboren und dort mit Vorliebe Hof haltend, wird mit der übrigen fürstlichen Jugend auch Egmont frühzeitig in seine Umgebung gezogen haben. Und die Persönlichkeit Karls, so recht ein Herrscher nach dem Herzen der Niederländer (I, 1. 175, 24), ist gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des jungen Fürsten gewesen. Das Leben am Hofe,

wohin auch Spanien seine jungen Edlen sandte, hat ihm Eindrücke fürs Leben gegeben (V, 4. 294, 1 ff.): an den Würfelspielen um hohen Einsatz nimmt er teil, denn er ist reich (IV, 1. 249, 1 ff.), und bei den ritterlich-soldatischen Übungen zeichnet er sich aus.

Der Gegensatz des Volkscharakters der Niederländer und Spanier zeigt sich am gemeinsamen Hofe: es bilden sich nationale Parteien, die im ritterlichen Spiel ihre Kräfte an einander messen. Ihre Besten fordern sich heraus. So stehen sich eines Tages beim Wettschießen der Spanier Alba und der Niederländer Egmont als die Kämpen ihrer Nationen gegenüber. Der Niederländer siegt. Wie beim Spiele das Glück, so läßt ihn jetzt seine sichere Hand über den Gegner triumphieren. Wohl sieht er den Besiegten erblassen, seinen Blick funkeln, aber der Niederländer ahnt nicht, daß des Spaniers Wut tötliche Rache sinnt und eine Feindschaft fürs Leben bedeutet. —

Im Dienste des Königs verläuft Egmonts Jugend. Seine militärischen Fähigkeiten, seine persönlichen Vorzüge und sein Adel befähigen ihn früh zu einem höheren Posten: er wird Statthalter von Flandern (I, 1. 179, 20). Damit ist seine Jugendentwicklung abgeschlossen; er steht dem Leben als Persönlichkeit gegenüber. Äußerlich und innerlich ist er jetzt der Egmont, wie er handelnd vor uns erscheint.

Er ist noch jung (II, 2. 219, 26), in der Blüte der Jahre. Von schlankem (II, 1. 212, 15), hohem Wuchs, ragt er über seine Umgebung (V, 1. 277, 5). Aus seinen Augen sieht Wohlwollen und blitzt freies, fröhliches Leben (I, 1. 176, 20 ff.): er ist „ein schöner Herr“ (II, 1. 212, 11).

Dem Leben und seinem Amte gegenüber nimmt er die Stellung, die ihm seine Entwicklung und sein Charakter anweisen: sein Volkstum, sein Soldatenblut und sein Temperament bestimmen sein Tun und Lassen und geben ihm den Maßstab, mit dem er die vergänglichen und ewigen Werte mißt.

Folgen wir ihm nun ins Leben und sehen wir, wie sich durch das Zusammenwirken dieser drei Hauptfaktoren seines Wesens Egmonts Schicksal erfüllt.

b) „Der echte Niederländer!“ In diesen Worten fassen die Brüsseler Bürger (II, 1. 212, 3) ihr Urteil über Egmonts Persönlichkeit, soweit sie sich ihnen offenbart, zusammen und wollen damit sagen, daß er alle Eigenschaften besitzt, die einen Menschen in

ihren Augen zieren. „Gar so nichts Spanisches“, fügen sie gleich hinzu und meinen damit, daß ihm alles fehlt, was ihnen an einem Menschen verhaßt, d. h. ihrem eigenen Wesen zuwider, ist. Aus Egmonts eigenem Munde hören wir, daß er sich dieses Gegensatzes zum spanischen Wesen bewußt ist: „Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern“ (II, 2. 218, 15). In der Tat ist er ein echter Sohn seines Volkes und vereinigt die Grundzüge des niederländischen Nationalcharakters stark ausgeprägt in sich.

Er ist freundlich (I, 3. 197, 24) gegen alle, die seinen Weg kreuzen (II, 2. 218, 24), „lieb und gut“ in seinem engeren Umgang (I, 3. 197, 27). Auf die kindlichen Wünsche Klärchens geht er ein und macht ihr die erbetene harmlose Freude; an ihrem Entzücken kann er sich dann von Herzen mit laben (III, 2. 239, 21 ff.).

Wie er ist, so gibt er sich: zutraulich und offen begegnet er den Menschen, denen das „freie Leben“ aus seinen Augen unverhüllt entgegen leuchtet (I, 1. 176, 21). Alles Mißtrauen und Verbergen ist ihm zuwider (III, 2. 243, 17 ff.), empfänglich aber findet ihn jeder, der ihm mit freundlichem Antlitz zutraulich naht (V, 4. 295, 4 ff.). Niemals macht er aus seinem Herzen eine Mördergrube, im Gegenteil, er trägt sein Herz auf der Zunge: seinem Sekretär enthüllt er sein ganzes Inneres (II, 2. 217, 26 ff.), obwohl der gute Schreiber dem Ausbruch so starker seelischer Gewalten verständnislos und wie einem Naturereignis gegenüber steht. Und dem schlichten Bürgerkinde erzählt er von dem Laufe der hohen Politik (III, 2. 241, 10 ff.).

Bei seinem echt niederländischen Hang zum Ungekünstelten und Natürlichen muß ihm der Formenzwang der spanischen Etikette bei Hofe höchst lästig sein. Er haßt ihn denn auch von Herzen (II, 2. 218, 15 ff.) und entzieht sich seiner Sphäre so oft er kann. Dann sucht er die gesunde Natur auf, wo er sie am unverdorbensten findet: im niederen Bürgerstande. Wie wohl fühlt er sich im Umgang mit dem frischen Naturkinde! wie atmet er auf im engen Bürgerhaus nach den lästigen Stunden der Politik, des Zeremoniells (III, 2. 243, 10 ff.)! Dies ungezwungene Leben hat für ihn einen Reiz, dem er sich ganz hingibt. Er ißt ein bescheidenes Mahl zur Nacht (III, 2. 238, 15), und der gute Wille der Wirtin ersetzt ihm alle Leckerbissen (III, 2. 239, 16). Nie mag er süßer träumen, als hier, fern seinem Palaste, wenn ihn die Weisen eines Volksliedes von Klärchens Lippen in Schlummer wiegen (III, 2. 237, 17).

Als echter Niederländer hängt Egmont am Alten und Hergebrachten mit Zähigkeit fest; wie das Volk auf seinen Freiheiten und Privilegien, so besteht auch er auf seinen Rechten. Er ist sich seiner Abstammung von den Herren von Geldern wohl bewußt, und obwohl dies Land seinem Geschlechte verloren gegangen, trägt er doch durch den Namen Egmont, den er hartnäckig weiter führt, zur Schau, daß er den historischen Zusammenhang nicht vergessen will (I, 2. 190, 11 ff.). An den Vorrechten des Adels hält er unverbrüchlich fest (IV, 2. 265, 28 ff.) und verteidigt sie (IV, 2. 269, 19 ff.). Die Tradition will er auch im politischen Leben gewahrt sehen, und allen gewaltsamen Änderungen ist er abhold. So ermahnt er die Bürger, gegen den Calvinismus, der ihm persönlich gleichgültig bleibt, als eine „fremde Lehre" fest zu stehen (II, 1. 211, 24 ff.). Und bei derselben Gelegenheit warnt er das Volk vor Tumult und Aufruhr. Ein Volk, das ruhig im sicheren Genuß seiner Freiheiten lebt, ist nach seinem Herzen, und ein tüchtiges Volk findet ohne Gewalttätigkeiten immer den ihm gemäßen Zustand: „Ein ordentlicher Bürger ... hat überall so viel Freiheit, als er braucht" (II, 1. 211, 6 ff.).

In solchen Grundsätzen ist er ganz eins mit den besseren Elementen seines Volkes; auch sie hassen gewaltsame Änderungen und stehen mit beiden Füßen fest in den gewohnten und lieb gewordenen Lebensformen. Sie finden ihr Glück im ruhigen, behaglichen Dasein und im heiteren Lebensgenuß und haben eine harmlose Freude an allem Glänzenden und Prächtigen. Nicht anders Egmont. Auch ihm ist die niederländische „Fröhlichkeit" eigen (I, 1. 176, 21), und die Freude am heiteren Genuß des Lebens ward auch ihm zu teil. Auf den „Gesellschaften, Gastmahlen und Gelagen" (I, 2. 190, 22 ff.), die er dem Adel gibt, herrscht überquellende Lebenslust; und er übt diese Gastfreundschaft gern und oft (IV, 2. 256, 5). Über die langen Stunden hilft das Spiel hinweg (IV, 2. 256, 6). Mit einem Stolz, der fern von Hochmut ist, empfindet er die Ehren und die ausgezeichnete Stellung, die ihm das goldene Vließ verleiht, und mit natürlicher Freude sieht er sich im Schmuck der glänzenden Kette (III, 2. 240, 5 ff.). Seine Kleidung ist prächtig und stets „nach der neuesten Art" (II, 1. 212, 10). — Es ist ein Leben voll Freude und Genuß, das Egmont führt: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut", kann er rückschauend sagen (V, 4. 300, 13). Ja, Freude und Genuß füllen sein Dasein aus und

werden ihm zum Zweck des Lebens: das Leben ist ihm nicht lebenswert, wenn es ihm nicht Freude und Lust bietet (II, 2. 220, 1 ff.).

Aber wenn er selber die fröhliche Straße des Lebens geht, so nimmt er auch anderen nicht die Möglichkeit, dasselbe zu tun; vielmehr fühlt er das Bedürfnis, heitere Menschen um sich zu haben. Danach bestimmen sich die Maßregeln, die er als Herr seinen Dienern, als Statthalter seinen Untergebenen gegenüber anwendet. „Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen" (I, 1. 176, 10): diesem Fürstenideal der Niederländer entspricht Egmont durchaus. Leben und leben lassen! ist auch sein oberster Grundsatz. Mit vollen Händen teilt er dem Volk von seinem Überfluß mit, auch dem, „der's nicht bedarf" (I, 1. 176, 22 ff.). Seinen Untergebenen sieht er durch die Finger, läßt ihnen Ungehörigkeiten, ja Dreistigkeiten hingehen (II, 2. 214, 2 ff.). Es wird ihm schwer, den Leuten ihre kleine Freuden zu verkümmern: er duldet die Heiraten seiner Soldaten selbst auf Kosten der Schlagfertigkeit seines Heeres (II, 2. 215, 9 ff.). Gegen Übeltäter strenge Strafen zu verhängen, bringt er nicht übers Herz; er sucht immer nach der mildesten Form der Maßregelung, auch wenn er sich dadurch in Gegensatz zum Gesetz bringt: seine Provinz ist die einzige, in der die calvinistischen französischen Psalmen geduldet (I, 1. 179, 20), die reformierten Wanderprediger nicht mit der Strenge der Inquisition verfolgt werden (I, 2. 192, 8. II, 2. 215, 28 ff.); selbst die gewissenlosen Aufhetzer des Volkes läßt er leichten Kaufes davon kommen (IV, 1. 251, 27 ff.). Und wenn er notgedrungen einmal gegen die allzu Frechen einschreitet, wie bald wird er „des Hängens müde" (II, 2. 214, 25). So sehr ist er für Milde und Toleranz in der Behandlung des Volks, daß er selbst einen Alba zu Duldung und Generalpardon zu bewegen sucht (IV, 2. 264, 3 ff.). Diese Toleranz in seinem verantwortungsvollen Amte äußert sich in noch stärkerem Maße in der Milde und Teilnahme, mit denen er in seinen persönlichen Angelegenheiten allen Menschen entgegen kommt, die mit ihm in Berührung treten. Als Gläubiger ist er langmütig und wird deshalb ausgenutzt (II, 2. 216, 17 ff.). An dem Leben seiner Untergebenen nimmt er wohlwollend und fördernd Anteil (II, 2. 221, 19); er hat ein gutes Gedächtnis für die einzelnen Leute, mit denen er einmal zu tun hatte (II, 1. 201, 1 ff.). Er vergißt treue Dienste nicht, sondern stattet seine Veteranen und die Witwen gefallener Soldaten mit Gnadengehältern aus (II, 2. 216, 22 ff.). Noch angesichts des Todes

sorgt er für seine Leute (V, 4. 301, 20 ff.). Kurz: alle seine Beziehungen zu den Menschen sind getragen von der Wärme und Güte eines wohlwollenden, rein menschlich fühlenden Herzens, und selbst mit dem Pferde, das ihn trägt, verbindet ihn ein herzliches Gefühl, dem er zärtlich Ausdruck giebt (IV, 2. 261, 23).

Auf dem Boden dieses Fühlens und Denkens erwächst Egmont das tiefe Verständnis für sein Volk, für die Eigenart und die Bedürfnisse der Einzelnen wie der Nation. Denn er selbst ist ja nichts als der echte Niederländer, das Ideal, dem sich die anderen mehr oder weniger nähern. Voll Wärme und Stolz schildert er Alba seine Landsleute und enthüllt dem Spanier dadurch einen Teil seines eigenen Wesens (IV, 2. 267, 11 ff.). Weil der Geist des Volkes in seinem eigenen lebt, darum trägt in der Tat seine „große Seele" die Geschicke der Niederländer (V, 1. 277, 28), darum besitzt er die „Teilnehmung" am Schicksal des Volkes, die er von einem Fürsten verlangt (IV, 2. 268, 7), darum versteht es sich von selbst, daß er all den kleinen Nöten seiner Landsleute Wohlwollen entgegen bringt (I, 1. 176, 20). So erklären sich die politischen Einsichten und Ansichten, die er Alba gegenüber verteidigt; er kennt seine Volksgenossen zu gut, als daß er nicht wissen sollte, wie man sie regieren muß und wie nicht (IV, 2. 264, 28 ff; 267, 12). So läßt er Alba nicht im Zweifel darüber, daß er jede absolute Monarchie verdammt (IV, 2. 267, 2 ff; 268, 21 ff.). Sein Ideal ist vielmehr die ständische Verfassung (IV, 2. 267, 2 ff.), die allein der Vernunft und der Eigenart des niederländischen Volkes entspricht (IV, 2. 267, 2 ff.); und daß die Regierung die Eigenart eines Volkes achten und bewahren, ja fördern muß, ist für ihn oberstes Prinzip (IV, 2. 270, 20 ff.). Das geschieht aber am besten, wenn die Regierung von Landsleuten geführt wird (IV, 2. 268, 4; 269, 12 ff.). Von ihnen wird der gute Wille des Volkes verstanden und anerkannt werden (IV, 2. 263, 24 ff.); von ihnen erwartet er den Uneigennutz, der die Regierung auszeichnen muß (IV, 2. 268, 6). Wenn er Alba, dem Werkzeug der Inquisition und des Absolutismus, solche Grundsätze entgegen hält, so tut er es in der Sorge um sein Volk, dessen heiligstes Gut, dessen Lebenskern bedroht wird. Diese Sorge liegt ihm vor seinem Ende besonders schwer auf dem Herzen (V, 4. 301, 11), aber sie drückte ihn auch schon früher und wird bestimmend für manche seiner Handlungen (I, 2. 188, 21 ff.). So gibt er zum Besten des Vaterlandes die Entfremdung mit Oranien auf und verbindet sich mit ihm zu

gemeinsamem Streben in fester Freundschaft (I, 2. 189, 21 ff.). Das Ziel dieses Strebens ist die Regentschaft, die Entfernung der spanischen Machthaber aus den Niederlanden (I, 2. 189, 19 ff.). Nimmermehr aber will er dieses Ziel durch die Greuel eines Bürgerkrieges erreichen, dafür ist ihm die Ruhe und die friedliche Wohlfahrt des Landes zu teuer (II, 2. 227, 17 ff.). Daß er gleichwohl seinen politischen Zweck — wenn auch ohne Nachdruck und diplomatisches Geschick — verfolgt, verraten die Andeutungen, die er Klärchen gegenüber von „einem kleinen Hinterhalt" und von „eigenen Absichten" gegen die Regentin macht (III, 2. 241, 22; 241, 15), verrät auch der Argwohn der Regentin, Egmont möchte sich vielleicht über die Ungelegenheiten der Regierung freuen (I, 2. 192, 9). Und wenn er in toller Laune den Geusenbund stiften hilft, so läuft auch hier halb unbewußt die Absicht mit unter, „dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth in's Gedächtniß" zu rufen (II, 2. 219, 22 ff.).

Das Volk hat stets ein feines Gefühl für die Menschen, die ihm wohlwollen oder nicht. Und Egmont ist so recht der Mann nach dem Herzen seines Volkes. Seine Gesinnung ist allgemein erkannt (V, 3. 284, 8), und „Freund und Schutz und Hoffnung" wird er den Niederländern (V, 1. 279, 18). Ihm schenken sie unbegrenztes Vertrauen (II, 1. 209, 11), auf ihn verlassen sie sich in schwerer Zeit (IV, 1. 247, 5). Der geheime Wunsch der Patrioten ist, ihn als Regenten an der Spitze des Landes zu sehen (I, 1. 178, 14), ihm folgten sie gerne (II, 1. 212, 5). Einen unbegrenzten Einfluß hat er auf die Gemüter seiner Landsleute: seine Scherzreden sind ihnen Orakel (I, 2. 190, 28), seine Kleidung ist ein Gegenstand öffentlichen Interesses (II, 1. 212, 9 ff.); sein Erscheinen genügt, einen aufgeregten Volkshaufen im Augenblick zu beruhigen (II, 1. 210, 4 ff.). Selbst der Volksverführer, dem sonst keine Autorität heilig ist, erkennt ihn an als einen „trefflichen Herrn" (IV, 1. 251, 27). Egmonts Person steht im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses: „die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm" (I, 2. 190, 7). Das Volk vergöttert seinen Helden und Liebling, er erscheint ihm als „der große Egmont" (I, 3. 197, 26), „der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen" (III, 2. 243, 4 ff.). Holzschnitte verbreiten sich im Lande, die den Helden in der Schlacht von Gravelingen darstellen (I, 3. 198, 25 ff.), und seine Leute singen Loblieder auf ihn (I, 3. 198, 16 ff.). „Alle Provinzen beten ihn an"

(I, 3. 196, 4), nichts gleicht der Liebe des Volkes zu ihm (V, 1. 274, 9). Allgemein ist diese Verehrung (V, 1. 278, 22 ff; 279, 17 ff.), sie trügen ihn alle gern auf den Händen (I, 1. 176, 18 ff.). Wenn er durch die Straßen reitet, stehen sie hinter den Scheiben, ihn zu sehen, und fühlen sich durch seinen Gruß geehrt (I, 3. 196, 17), und wenn er nach einiger Abwesenheit aus seiner Provinz wieder nach Brüssel zurückkehrt, dann sind die Straßen besetzt von der jubelnden Menge, die Mütter heben ihre Kinder empor, daß sie den Liebling und Helden des Volkes schauen (V, 1. 276, 23 ff.). Die Niederländer fühlen, daß er einer der ihrigen ist, daß er alles in sich vereinigt, auf das sie als ihr Volkstum stolz sind, nur daß er alles in gesteigertem Maße besitzt und es ausstrahlt mit der glühenden Gewalt einer Persöhnlichkeit, die sie lieben und verehren, der sie sich bewundernd beugen müssen.

c) Diese Persönlichkeit bekommt ihr weiteres Gepräge durch den Umstand, daß Egmont Soldat ist. Von Jugend auf an ritterlich-soldatische Übungen gewöhnt, in Feldzügen erprobt, hat Egmont die spezifisch soldatischen, heldenmäßigen Eigenschaften in sich entwickelt, die so deutlich bei ihm hervortreten und die in so wesentlichem Maße seine Willensentschlüsse und damit sein Schicksal beeinflussen. Wie alle Seiten seines Wesens, so sind auch diese zu ungewöhnlicher Stärke gesteigert, äußerlich und innerlich.

Schon als Jüngling ein guter Schütze (V, 4. 294, 12), bringt er es später im Armbrustschießen, besonders aber im Büchsenschießen, zu einer Vollendung, der seine Soldaten bewundernd nachstreben (I, 1. 174, 16 ff.). Er setzt seine Übungen in dieser Kunst bis an sein Ende eifrig und mit Lust fort (IV, 2. 256, 6). Nicht weniger huldigt er der edlen Reitkunst (IV, 2. 256, 4), und er ist ein Liebhaber schöner Pferde, die er selbst zureitet (IV, 2. 258, 2 ff.). Besonders stark empfindet Egmont als echter Soldat das Bedürfnis, sich im Freien zu bewegen, und immer wieder treibt es ihn aus den engen Stuben hinaus, sich in der Luft zu tummeln (V, 2. 281, 19 ff.), auf offenem Felde, wo er hingehört (V, 2. 281, 21). Wie bitter empfindet er die Qualen des Kerkers, dessen Wände ihn erdrücken. Das Gefängnis ist ihm „des Grabes Vorbild“ und „widerlich“ (V, 2. 281, 12 ff.).

Der Soldat in Egmont zeigt sich auch in seiner strengen Ehrenhaftigkeit. Das erkennt Machiavell sehr scharf, wenn er sagt: „Er handelt in allem nach seinem Gewissen“ (I, 2. 191, 16), und dafür

hat auch das Volk ein Verständnis, das sich in den Worten Klärchens äußert: „Es ist keine falsche Ader an ihm“ (I, 3. 197, 25) und in Jetters: „So ein edler rechtschaffener Mann . . .“ (IV, 1. 250, 4). Egmont hält auch bei seinen Soldaten auf Ehre und gegen Gewalt schützt er die bedrohte Ehre der Schwachen (II, 2. 215, 19 ff.). Diese seine Ehrenhaftigkeit setzt er auch bei anderen voraus. Sein eigenes Ehrempfinden sträubt sich, an Ehrlosigkeit und Treubruch bei seinen Mitmenschen zu glauben: daher sein großes Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Königs (V, 2. 282, 20) und seine Arglosigkeit der spanischen Politik gegenüber. Er wird ihr hilfloses Opfer, weil ihm die Waffe fehlt, mit der allein er sich gegen sie verteidigen könnte: Mißtrauen und Vorsicht. Er ist ja Ritter des goldenen Vließes und als solcher gegen Willkür und Gewalt geschützt (II, 2. 225, 17. IV, 1. 251, 21 ff.), auch gewährt ihm sein niederländischer Adel weitgehende Sicherheit (I, 2. 192, 2 ff.), nicht minder die große Volkstümlichkeit, von der er sich getragen weiß (II, 2. 225, 26 ff.). Daß brutale Gewalt vor Recht geht, daß der König gegen alle Gerechtigkeit einen kurzen Prozeß mit ihm machen könnte, — der Gedanke kommt ihm nicht. Und als ihm Oranien diese Möglichkeiten verzweifelt nah vor Augen hält, da weist er diesen Zweifel an der Ehrlichkeit des Königs wie eine selbst empfundene Beleidigung heftig zurück (II, 2. 225, 21). Es ist ihm nicht möglich, vom König unwürdig zu denken (II, 2. 228, 25 ff.). Und noch während er vor Alba steht, kann er in einer Pause des Gesprächs mit Ferdinand um ein schönes Pferd handeln (IV, 2. 271, 26 ff.): so fern bleibt ihm selbst da noch alles Mißtrauen. Als er sich dann, ein Opfer seiner Arglosigkeit, im Kerker der treulosen Gewalt ausgeliefert sieht, da macht sich die Empörung seines Gefühls von Gerechtigkeit in Worten Luft, die sein Schicksal freilich nicht mehr ändern (V, 4. 292, 8; 293, 9 ff.).

Machiavell nennt Egmont einen treuen Diener seines Königs (I, 2. 190, 17). Das ist er in der Tat. Mit den Waffen hat er seine Treue gegen den König oft genug bewiesen (IV, 2. 273, 7), und der günstige Friede zwischen Spanien und Frankreich ist zum besten Teil sein Verdienst (I, 1. 178, 10). Nicht einen Augenblick wird er in dieser Treue wankend; auf sie beruft er sich, als Oranien ihm die Absichten der spanischen Politik klarmachen will (II, 2. 225, 5, 12). Auch gegen den Vertreter des Königs, die Regentin, bewahrt er immer die geziemende Achtung (II, 1. 210, 10 ff.), und

er hält es für seine Pflicht, Alba, dem Abgesandten des Königs, den gebührenden Empfang nicht zu versagen (II, 2. 227, 1 ff.). So müssen Oraniens Bemühungen an Egmonts Loyalität, in der er sich sicher weiß, scheitern. Denn folgte er dem diplomatischen Freunde in die passive Opposition, so wäre damit der Bürgerkrieg entfesselt und er Rebell, und noch dazu um seiner persönlichen Sicherheit willen, — Gedanken, die ihm als Soldaten gleich zuwider sind (II, 2. 228, 5): Egmont paßt nicht in die Rolle des Rebellen (II, 2. 227, 12). Er bleibt in Brüssel und tritt vor Alba hin, fest und sicher im Bewußtsein seiner Königstreue, die er den versteckten Anschuldigungen des Spaniers gelassen entgegen setzt (IV, 2. 262, 12; 272, 12 ff.). Und noch in dem Augenblick, da die Treue des Soldaten gegen seinen König die schwerste Probe bestehen muß, bei seiner Verhaftung, noch da bewirkt der Name des Königs, daß er allen Widerstand aufgibt und sich dem Willen seines Kriegsherrn beugt (IV, 2. 273, 5 ff.).

Im Bewußtsein seines reinen Ehrenschildes geht Egmont einen freien Schritt durch die Welt. Er hat nichts zu verbergen (III, 2. 241, 20); mit der Offenheit und der Geradheit, die den Soldaten ziert, spricht und handelt er (I, 2. 191, 24. I, 3. 197, 24). Mutig und ohne Scheu tritt er Alba entgegen (IV, 2. 262, 23 ff.) und verficht vor ihm offen und tapfer seine Meinung und Überzeugung, auch da er weiß, daß er jenem nichts Angenehmes sagt (IV, 2. 263, 8 ff.). Diplomatisch ist das gewiß nicht gehandelt, aber Egmont ist kein Diplomat, es fehlt ihm dazu nicht weniger als alles. So ist er nicht imstande, das Gewebe der spanischen Politik zu durchschauen (II, 2. 226, 16 ff.), und wiegt sich in Sorglosigkeit über die gefährliche Lage (II, 2. 223, 5 ff.). Ihm sind die Diplomaten verhaßt, die ihr Verhalten nach jedem Luftzuge ändern, und in derben Worten macht er seiner Abneigung gegen die „Schüler und Höflinge“ Luft: „die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen wohin sie können, erschleichen was sie können“ (II, 2. 220, 9 ff.), unbekümmert geht er seinen geraden, festen Schritt durch ihre Mitte. „Unleidlich“ sind ihm die politischen Sitzungen auf „gepolstertem Stuhl“, denen er beiwohnen muß (V, 2. 281, 14 ff.); wenn da die langweiligen Kleinigkeiten hin- und hergewendet werden bis zum Überdruß, dann denkt er an etwas anderes (II, 2. 222, 16) und sehnt sich hinaus, überhört freilich dabei auch das Schicksal, das aus all den kleinlichen Winkelzügen der Menschen mit leiser Stimme

mahnend redet. Lästig sind ihm auch seine Amtsgeschäfte; nur um es los zu sein, erledigt er schnell das Nötigste (II, 2. 214, 11). Wo es dagegen mit rascher Wirkung etwas zu tun gibt, da ist sein Soldatenblut zur Stelle (V, 4. 300, 14 ff.). Er ist kein Mann der Schreibstube; mit Widerstreben und lässig naht er ihr, um sie so schnell wie möglich wieder zu fliehen (II, 2. 221, 16). Verhaßt ist ihm das Schreiben: sogar seine Unterschrift läßt er vom Sekretär besorgen, der auch sonst seine Handschrift nachahmen muß (II, 2. 217, 15 ff.).

Die Eigenschaft endlich, ohne die kein rechter Soldat gedacht werden kann, die Tapferkeit, besitzt Egmont in einem Maße, daß sie sich mit seinem Namen unwillkürlich im Munde des Volkes verbindet, wo immer die Rede von ihm ist (I, 3. 197, 28. IV, 1. 248, 22). Den Grundsatz, sich selbst nicht auf Kosten anderer zu schonen (II, 2. 228, 10 ff.), keinen anderen in Gefahr zu bringen, ohne das eigene Leben mit einzusetzen (II, 2. 228, 5), befolgt Egmont überall und besonders in der Schlacht. Das ist ihm ein verächtlicher Feldherr, der sich klug der Gefahr fernhält und hinter der Front das blutige Spiel leitet (II, 2. 217, 28 ff.). Er verachtet die Kunst des Strategen, der nicht zugleich Anführer ist. Ein solcher Stratege, der mit kühler Überlegung seine Truppen einsetzt, als wären es leblose Größen einer Rechenaufgabe, ist Alba. Welch ein Gegensatz zwischen ihm und Egmont auch hier! Egmont kostet alle Gefahr und Lust des Kampfes aus wie sein letzter Kriegsgeselle; Seite an Seite mit seinen Soldaten stürzt er sich in den Feind (II, 2. 221, 9 ff.). Er achtet sein Leben nicht teurer als das ihre, er schlägt es gleich ihnen „um kleinen Gewinst" in die Schanze (II, 2. 221, 10). Das schlingt ein enges Band der Zusammengehörigkeit um Führer und Soldaten, und sie folgen ihm gern und suchen es ihm gleich zu tun (I, 1. 174, 21 ff.).

Oft genug hat ihn des Todes Schatten hart gestreift, so bei Gravelingen, wo ihm das Pferd unterm Leibe erschossen wird (I, 1. 177, 15). Aber er scheut ihn nicht, den raschen, schönen Schlachtentod „vorm Angesicht der Sonne" (V, 2. 282, 10); da fühlt er das mutige Leben doppelt rasch, wenn die Todeslose um ihn her fallen (V, 4. 305, 4). Er ist mit den „wechselnden Bildern" des Todes aus vielen blutigen Kämpfen vertraut und „lebt gelassen" unter ihnen (V, 2. 281, 8 ff.). Ihn beseelt der Fatalismus des Soldaten, darum ist ihm alle Todesfurcht fremd geworden (II, 2. 221, 5 ff.

IV, 2. 271, 12 ff. V, 4. 291, 22). „Mitten unter Waffen", „auf der Woge des Lebens", von Todesgefahren umlagert, findet er ruhigen Schlaf (V, 2. 280, 16 ff.). Ihn fechten die Sorgen nicht mehr an, der drohenden Gefahr zu entgehen; er hat zu oft im dichtesten Getümmel, wo ihm nach menschlichem Ermessen ein sicherer Tod winkte, unversehrt gefochten, zu oft die Kampfgenossen stürzen sehen, wo niemand an Gefahr dachte. Er weiß aus dem wechselreichen Leben im Felde, daß der Tod nur den trifft, den er treffen soll, daß niemand das Schicksal des Tages berechnen kann, daß der Erfolg an kleinen, unvorhergesehenen Umständen, an Zufällen hängt, und daß der Mensch alles hinnehmen muß, wie es des Schicksals Gunst oder Ungnade beut, auch den Tod. Ein blutiges Loswerfen ist ihm der Krieg (II, 2. 221, 10). Mehr kann der Mensch nicht tun als die Würfel zu werfen; wie sie fallen werden, das steht beim Schicksal, und es bleibt nichts übrig, als die Entscheidung gelassen hinzunehmen.

Diese echt soldatische Überzeugung verallgemeinert Egmont. Er bescheidet sich und versucht nicht, die Zukunft zu berechnen und zu bestimmen: es kommt ja doch immer anders als der Mensch meint. Das „Schicksal eines kommenden Tages" läßt sich nicht „verbinden" und „errathen" (II, 2. 220, 6 ff.). Es nimmt seinen ewigen Lauf, unbeeinflußt durch die kleinlichen Sorgen und Bemühungen der Menschen, es leitet die Geschicke der Einzelnen wie der Völker nach seinem unabänderlichen Willen. Dagegen bleibt dem Menschen nichts als Resignation (II, 2. 224, 21 ff.; 223, 17 ff.): er muß das Schicksal abwarten, denn bestimmen kann er es nicht, und aller Glaube an die eigene Klugheit und Berechnung ist nichts als Trug (II, 2. 227, 12 ff.). So wird ihm diese aus den Erfahrungen des Soldatenlebens erwachsene Überzeugung zur Grundlage seiner Weltanschauung.

Erfüllt von solchem Fatalismus, bleibt er den Vernunftgründen Oraniens unzugänglich (II, 2. 227, 12 ff.). Es dünkt ihn zwecklos, dem Schicksal entrinnen zu wollen, und so bleibt er in Brüssel und wartet ab. Und als ihn dann das Schicksal so plötzlich vor den Abgrund stellt, bäumt sich zwar der Mensch in ihm noch einmal auf gegen die „verräterische Gewalt" (V, 2. 280, 25 ff.), gegen das Schicksal, das ihn „verräterisch" in den Kerker führt, statt ihm einen herrlichen Soldatentod zu gönnen (V, 2. 282, 9 ff.), aber sein Fatalismus wird ihm bald zum Trost: er fügt sich ins Unabänderliche: „Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher,

schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können" (V, 4. 300, 16 ff.).

d) Die Persönlichkeit und Denkart Egmonts, die so sehr durch das niederländische Wesen und das Soldatentum bestimmt wird, beruht in ihrer Gesamterscheinung nicht minder auf dem Temperamente, das ihrem Träger eignet. Ja, im Grunde ist es das Temperament, das dem Bilde Egmonts die entscheidende Farbe gibt, das die Züge und Äußerungen seines Wesens zur Einheit verbindet, die spezifisch egmontisch erscheinen. Diese Züge sind es, die ihn aus der Masse seiner Volks- und Standesgenossen herausheben und zu einem Menschen von starker Eigenart bilden, zu einem Charakter voll eigenen Lebens, dem Charakter Egmont.

Egmont ist Sanguiniker. Augenscheinlich hat ihn Goethe absichtlich nach diesem Temperament gezeichnet. Bilden die bisher gezeichneten Charakteranlagen gleichsam den Rohstoff seiner Persönlichkeit, so ist sein sanguinisches Temperament die lebendige Kraft, die sie belebt und treibt und sie zusammen leitet in der Richtung, die Egmonts Entwicklung und Leben notwendig nimmt.

Schon die Äußerlichkeiten seines Auftretens vor uns zeigen den Sanguiniker. Er hat dessen Erregbarkeit. Beim Lesen des Briefes von Oliva wird er in rasch steigendem Maße aufgeregt und unter dem Einflusse des leicht entflammten Unmutes „harsch und rauh" (II, 2. 218, 23); Oraniens dringliche Mahnungen bringen ihn auf (II, 2. 229, 6); ein schlecht unterdrückter Zorn läßt ihn gegen Alba auffahren (IV, 2. 265, 18), und in der Erregung vergißt er bald darauf alle Besonnenheit (IV, 2. 270, 18 ff.); sein Blut gerät in Wallung (IV, 2. 265, 21 ff.), und in maßloser Empörung greift er gegen seinen Verräter zum Degen (IV, 2. 273, 1); mit dem Fuße stampft er in ohnmächtiger Wut, als er sich hilflos seinem Todfeind ausgeliefert sieht (V, 4. 299, 8).

Sein Blut ist leicht beweglich und für alle Regungen empfänglich. Die Stimmungen steigern sich leicht zu übermäßiger Höhe, aber ebenso leicht schlagen sie um. Das gibt dem Wesen Egmonts etwas Elastisches und verleiht ihm die Fähigkeit, alles ihm nicht Gemäße schnell abzustoßen und sich mit umso größerer Gewalt den Gefühlen hinzugeben, die ihm entsprechen. Mit Recht nennt das Machiavell, der Menschenkenner, „sein glückliches Blut" (I, 2. 191, 25). Leicht weiß sich Egmont alle Sorglichkeit fern zu halten (II, 2. 230, 6), und als es Oranien doch gelingt, ihn nachdenklich zu stimmen, da

findet er gleich das Mittel, die ihm fremde und peinliche Stimmung zu verscheuchen (II, 2. 230, 8 ff.). Selbst in der verzweifeltsten Lage noch richtet sich seine elastische Lebenskraft in ihm auf und zeigt ihm Bilder der Hoffnung und Rettung (V, 4. 297, 19 ff.).

Dabei kommt ihm seine äußerst lebhafte Phantasie zu Hilfe: seine Gedanken verdichten sich augenblicklich zu lebendig geschauten Bildern (II, 2. 227, 17 ff.), ja er denkt überhaupt kaum abstrakt. Seine impulsive Natur vermag aus dem Toten, Theoretischen nichts zu machen, ihm muß sich alles unter den Händen zu Leben formen, das sich sinnlich ergreifen läßt. In diesem Sinne ist er Dichter, der Dichter seines Lebens. Denn auch sein Leben muß seiner Phantasie entsprechen, muß Handlung sein und bilderfrohe Tage haben; ein Leben in Einförmigkeit und ohne Farben wäre ihm unerträglich: es ist ihm ein Bedürfnis, des „Lebens arme Blöße“ zu behängen mit den „kurzen bunten Lumpen“, „die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie“ ihm bieten (II, 2. 219, 25 ff.). Und selbst den Kerker bevölkert seine nie ruhende Einbildungskraft mit den glücklichen Bildern der Befreiung und Rettung (V, 2. 283, 4 ff. V, 4. 304; 21 ff.). Wie das Kunstwerk auf seinen Schöpfer, so wirken die Gebilde seiner Phantasie auf Egmont: begeistert folgt er den Worten, die sich ihm in schöpferischem Drange entringen, und entzündet sich an der eigenen Glut (II, 2. 220, 20 ff.); die Bilder, die er seherisch schaut, reißen ihn fort zu erhabenem Schwung und lassen alle Not der Stunde hinter ihm versinken (V, 4. 304, 26 ff.).

e) Egmonts niederländische Natur neigt zum heiteren Lebensgenuß, und diesen Zug sucht der Sanguiniker mit innerem Zwange sein Leben hindurch festzuhalten, dadurch seinem Dasein eine Harmonie verleihend, in der jeder fremde Ton häßlich stören muß. So sehen wir ihn wolkenlos-schöne Tage verleben, Tage, erfüllt von fröhlichem Treiben (I, 2. 190, 28. IV, 2. 256, 5), ungetrübt vom sogenannten Ernst des Lebens, der sich unter Egmonts Händen in sein Gegenteil wandeln und dem harmonischen Werk des Lebenskünstlers einfügen muß (I, 2. 191, 7, 25). Aus vollen Bechern trinkt er den berauschenden Trank dieses Lebens. Was kümmert es ihn, ob es Summen verschlingt? Egmont rechnet nicht, er sieht dem rollenden Golde nicht nach (I, 1. 175, 8), er sorgt nicht, woher es kommt (II, 2. 216, 8 ff.). „Gleich Seifenblasen“ bläst er sich gewaltige Sorgen vom Haupt (V, 2. 281, 4); sie morden das Leben, wenn sie sich einnisten (V, 2. 282, 16), darum haßt er sie als seinen schlimmsten Feind. „Gleichgültigkeit

und Leichtsinn" nennt das die Regentin (I, 2. 188, 11), aber für Egmont bedeutet es die Erhaltung seiner Persönlichkeit. Seine Natur wehrt sich instinktiv gegen das ihr Wesensfremde, das sie aus ihrer Sphäre zu ziehen droht. Seine Amtsgeschäfte vernachlässigt er demgemäß nach dem Urteil eines Beamten sträflich (II, 2. 213, 4 ff.), er beschränkt seine eigene Tätigkeit in der Regierung auf das geringste Maß (II, 2. 214, 20) und läßt andere für sich sorgen (II, 2. 218, 5 ff.). Der Regierung macht er Verdruß, und sich selbst nutzt er nicht (I, 2. 190, 21); aber denkt er denn überhaupt an Nutzen? denkt er an die Folgen seines Tuns? Wenn er „im leichten Uebermuth der Geselligkeit und des Weins" Tollheiten macht (II, 2. 219, 11 ff.), macht er sie nicht eben um der Tollheit willen? Haben die neuen Livreen seiner Diener, hat die Stiftung des Geusenbundes (II, 2. 219, 1 ff.) einen eigentlichen Zweck? Diese Frage ist Egmont gegenüber gar nicht am Platz. Seine Streiche sind Geburten des Augenblicks, dem Triebe seiner Natur entsprungen, in die lachende Gegenwart gestellt, wie der schöpferische Drang sie ihm aufzwang. Aus der Tiefe seines unbewußten Seelenlebens treten sie plötzlich heraus: was unter der Oberfläche des Bewußtseins schlummernd in solchen Augenblicken lebendig wird, den Geburten der Laune sich mitteilt und ihnen die bestimmte politische Farbe gibt, — das ist kaum Absicht zu nennen (I, 2. 191, 3). Egmont selbst lehnt alle Deutungen verächtlich ab (II, 2. 219, 18). Ihn kümmern ja die Folgen nicht, er denkt nicht an gestern und morgen (II, 2. 220, 4 ff.), er lebt seine Gegenwart. Oraniens Bemühungen vermögen den Strom seines Lebens nicht abzuleiten: Egmont ändert sein Betragen in keiner Weise, auch nicht, als Alba kommt (IV, 2. 256, 3); unbekümmert und öffentlich setzt er sein Treiben fort, als sich schon die Netze des Spaniers um ihn zuziehen (IV, 2. 258, 2 ff.).

Einem Egmont ist auch nicht fremd, was ein Leben am schönsten schmückt: Freundschaft und Liebe. Ja sein leicht entflammtes, empfängliches Herz fliegt dem, der ihm in Neigung naht, stürmisch entgegen (V, 4. 297, 15 ff.). Er bewährt sich als treuer Freund und verrät Oraniens Absichten vor Alba nicht (IV, 2. 262, 16). — Seine süßeste Freude aber ist die Liebe (V, 4. 304, 11 ff.) Ihr gibt er sich mit ganzer Persönlichkeit hin, in ihr entfalten sich alle Blüten seines Lebens zur schönsten Harmonie. Hinter dem Fenster eines Bürgerhauses sieht er Klärchen, und sofort spricht das Herz in ihm (I, 3. 196, 19 ff.), es ahnt in dem hübschen Kinde das gleichgestimmte

Wesen. Da folgt Egmont ohne Bedenken dem inneren Triebe seiner Natur: ohne viel Umstände zu machen, steht er eines Abends in der Stube des Mädchens (I, 3. 197, 2 ff.). Der feurige Liebhaber findet keinen Widerstand, und nun folgen Stunden voll Glück für die Liebenden, für Egmont Stunden, in denen alle Bande springen, die der Alltag seiner Seele angelegt. „Nur Mensch, nur Freund, nur Liebster“ (I, 3. 197, 28) ist er da; über alle Schranken des Standes und der Bildung hinweg schenkt er dem Bürgermädchen den reichen Schatz seiner Liebe (I, 3. 196, 9). In der Vereinigung mit diesem Naturkinde, das sich ihm ganz zu eigen gibt, findet er sein reinstes Glück (III, 2. 243, 22 ff.): aus dieser Quelle schöpft er immer wieder den Trank, der ihn alles Quälende vergessen macht und alle guten Geister seines Lebens wieder in ihm weckt (II, 2. 230, 8 ff.). — Egmonts Liebe hat etwas Elementares. Wie eine Naturgewalt erwacht sie in ihm, erfüllt sie sein Wesen, reißt sie ihn fort. Bedenken, Widerstreben ist unmöglich. Alle Schatten, alle Sorgen gehen unter in dem leidenschaftlichen Sturm, der Egmont erfüllt und ihn dahinjagt dem einen Ziele zu. Außer ihm sieht er nichts mehr. Seine Erreichung, die Vereinigung mit dem geliebten Wesen, ist ein Zwang für ihn geworden. Soll man ihn leichtsinnig nennen, weil er nicht empfindet, daß sein Verhältnis mit Klärchen sittlich anstößig ist? weil er nicht an das Ende denkt, das für seine Geliebte notwendig tragisch sein muß? Man könnte ebenso gut dem Strome Vorwürfe machen, der mehr und mehr anschwellend, endlich über seine Ufer tritt.

f) Das innere Wesen Egmonts wirkt und äußert sich überhaupt wie eine Naturgewalt. Und eben diese Urkraft seiner Persönlichkeit verleiht ihm nach außen das „genialische“ Wesen, verleiht ihm auch die hinreißende Macht des „Genies“. Alles Gute und Edle in ihm wird, von dieser inneren Kraft getragen, zu einem persönlichen Zauber, der seine schöne Gestalt blendend umgibt und die Menschen mit Gewalt in seinen Bann zieht. Ohne daß er sich darum bemüht, fliegen ihm die Herzen zu (III, 2. 241, 5 ff.): „man muß ihm hold sein“ (I, 3. 197, 23). Außer Alba hat er keinen Feind (V, 4. 295, 25.). Mit Sehnsucht und Verehrung folgt Ferdinand aus der Ferne der glänzenden Erscheinung seines Ideals (V, 4. 297, 1 ff.). Die Regentin verhehlt nicht, daß sie ihn schätzt (I, 2. 188, 4) und für ihn fürchtet (I, 2. 189, 26), und in ihrem Innern regt sich die Liebe zu ihm (V, 2. 282, 21 ff.) Für Klärchen aber wird

ihre arme Stube zum Himmel, „seit Egmonts Liebe drin wohnt" (I, 3. 197, 21); sie fühlt sich als seine Geliebte nicht verworfen (I, 3. 197, 15); er ist ihr der „Herrlichste" (V, 3. 285, 26), dessen Liebe sie adelt und reicher macht als alle Fürstinnen der Erde (I, 3. 197, 16 ff.). Überall umgibt ihn Liebe und Bewunderung, und er nimmt sie hin wie ein schönes Geschenk, ohne sich ein Verdienst daraus zu machen; weiß er doch, daß er sich nicht darum bemüht hat (III, 2. 241, 6 ff.): die Liebe läßt sich nicht verdienen (III, 2. 240, 27 ff.), und reines Glück kommt „ungebeten, unerfleht am willigsten" (V, 4. 303, 12 ff.).

Diese Fähigkeit hinzureißen ist nur die äußere Wirkung der Kraft, die im Innern des Helden wirkt und ihn selbst mit sich reißt. Es ist eine Kraft, die nach Betätigung drängt und nach Entfaltung, die Egmont aufwärts treibt mit elementarer Gewalt. Er ist sich dieser Kraft in seinem Innern auch bewußt, er vertraut ihr und freut sich ihrer: „Ich stehe hoch, und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht . ." (II, 2. 221, 1 ff.). Belebt und getrieben von dieser Kraft, braucht Egmont Widerstände, um sie zu überwinden, um sich im Gefühl seiner selbst zu steigern: „wetteifernd" sehnt sich so „die gesunde Brust" dem „raschen Feind" entgegen (V, 2. 281, 11 ff.). Dies „Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern" (V, 2. 281, 28 ff.) glüht am feurigsten durch seine Seele, wenn er sich im Freien, in Wind und Wetter, tummelt, „wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen" (V, 2. 281, 21 ff.). Sein mächtiger Lebensdrang braucht Raum und Licht und Himmelsluft, im Kerker aber „starrt" ihm das Leben (V, 2. 282, 14). Wir sehen, Egmont fühlt seine innere Kraft als einen Teil der Kraft der Natur, als elementar. Er fühlt sich als ein Naturwesen, in dem sie gewaltig arbeitet. Diese ungebändigte, brausende Gewalt in seinem Innern reißt ihn fort von Tat zu Tat, sie läßt ihm keine Zeit und Ruhe zur Überlegung, zu Entschlüssen, sie duldet keine Gesetze als ihre eigenen, nach denen sie in schwindelnder Eile ihren Lauf nimmt. Sie gibt dem ganzen Wesen Egmonts das rasende Tempo, das die

Philister „schwindlig“ macht; sie sind wie Fußgänger, an denen er „mit rasselnder Eile“ vorbeifährt (II, 2. 220, 17). Ist diese Kraft aber elementar, so kann ihr der Mensch, als ihr Gefäß, nicht widerstehen. Es ist das auch nicht seine Aufgabe. Für Egmont gibt es in der Tat gegen diese treibende Kraft keinen Widerstand, er fühlt sich ganz in ihrer Gewalt: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam“ (II, 2. 220, 20 ff.). So wird für ihn dieser geniale Drang in seinem Innern zum Schicksal, das ihn leitet, zu der Macht, die ihn nach dunklen, unbekannten Gesetzen durchs Leben treibt. Gegen sie gibt es kein Widerstreben; was er tut, das ist nicht von seinem Willen abhängig, die dunkle Macht in seiner Brust allein hat Willen. „Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen“ (V, 4. 301, 6 ff.). Egmont hat den Glauben an einen freien Willen auf Grund seines inneren Erlebens längst aufgegeben; und es ist ein klares Bekenntnis dieser Überzeugung, wenn er sagt: „Ich handle wie ich soll“ (II, 2. 218, 4).

So erwachsen die Bestandteile seiner Lebens- und Weltanschauung aus seinem Leben und seiner Natur selbst. Sie verbinden, durchdringen, steigern sich gegenseitig. Die niederländische Überlieferung, in der er aufgewachsen, die tiefere Kenntnis der Art und Lebensformen seines Volkes, die Übereinstimmung seiner Natur mit der seiner Landsleute, das Soldatenleben mit seiner der Entfaltung einer lebensvollen, starken Persönlichkeit günstigen Art und mit seinem Fatalismus, das starke sanguinische Temperament —, das alles verbindet sich mit der Kraft der genialen Persönlichkeit zur vollen Einheit. Die bevorzugte Stellung Egmonts als Fürst, Ritter des goldenen Vließes und Regent gestattet freieste Entfaltung. So steht Egmonts Persönlichkeit vor uns wie eine Urkraft, die sich in diesem einzigartigen Menschen eine sichtbare Hülle geschaffen hat und nun in ihm und mit ihm an den staunenden oder auch grauenden Zeitgenossen vorbeirast, ohne daß ein Ziel klar wird.

Was bedeuten einer solchen Persönlichkeit die Schranken, die der Alltag aufrichtet? Jener gewaltige Drang nimmt, weil er Urkraft, Naturkraft ist, sein Gesetz allein aus sich selbst, und das Gesetz heißt:

Durchsetzen der Persönlichkeit, Ausleben! Wie verächtlich denkt ein Egmont über die kleinen Sorgen der Philister um ihr harmlos Glück, um ihr armselig Leben: „Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes" (II, 2. 218, 12 ff.). Er lebt in der Tat rasch. „Den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere" (IV, 2. 256, 4), so jagt er durchs Leben, ein Herrenmensch, der „sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen" (V, 2. 282, 2 ff.). Eine Persönlichkeit wie Egmont steht außerhalb der bürgerlichen Moral: ihm ist nicht Sünde, was der Lebenstrieb in ihm verlangt, die Stimme, der er folgen muß, die Natur selbst. Sein Gewissen bleibt ruhig, wenn das bürgerliche schlägt (III, 2. 242, 25). „Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel", sagt Margarete mit halbem Verständnis (I, 2. 191, 18). Ein seltsames Schauspiel ist ein solches Leben für die Vielen, die im ausgetretenen Geleise wohlbedacht einhergehen; sie nehmen Anstoß und urteilen, sie schütteln die Köpfe und bewundern doch: „Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte" (I, 2. 190, 9 ff.); „er geht einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte. — Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte" (I, 2. 190, 3 ff.); „er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er sei Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen ..." (I, 2. 191, 19 ff.) Er ist der „Freieste" (V, 1. 274, 12), das freieste Haupt, „das je die Tyrannei vom Rumpf gerissen" (V, 4. 292, 3). So sagt er selbst. Wie muß ihm da alles, was seinen Lebensstrom hemmt, lästig sein! Wie schmerzlich leidet seine Natur unter dem Zwang des Amtes, der Geschäfte (III, 2. 243, 21)! wie quält er sich im Dienste der Menge, deren kleinliche Sorgen und Nöte sein Leben beengen (III, 2. 243, 15 ff.), zwecklos ab (III, 2. 243, 20)! Verhaßt sind ihm die Geschäfte, die die Kraft zermürben und verzetteln; Egmonts Sache ist es, die ganze Persönlichkeit einzusetzen, Alles um Alles zu wagen: er knickert nicht, „wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht" (II, 2. 221, 10 ff.). Fest will er, nicht ängstlich, stehen auf der Höhe des Daseins: „Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich

abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden" (II, 2. 221, 4 ff.).

Das Leben ist nicht das höchste Gut, sondern die Persönlichkeit, die Freiheit. Den Tod zieht Egmont der Knechtschaft vor (IV, 2. 271, 12 ff.), und ein Leben um der Sicherheit willen bedeutet ihm Tod (II, 2. 218, 3). So setzt er sich auch über alle Sicherheitsmaßregeln hinweg, als ihn die Gefahren rings umlauern, so trägt er nicht die geringste Sorge, die Blößen zu verbergen, nach denen Verrat und Haß heimlich zielen. Er macht keinen Versuch, dem Schicksal zu entgehen, das ihn doch trifft, wenn es ihn treffen will. Er hat auch keine Wahl: denn ihn treibt ja die dunkle innere Macht nach den Gesetzen, die nur sie kennt. „Er wandelt einen gefährlichen Weg" (V, 4. 300, 26). Ist es nicht, als ob er das Schicksal herausfordern, ein verwegen Spiel mit ihm treiben wolle, wenn er Zeichen auf seiner Diener Livreen anbringen läßt, von denen er weiß, daß sie ein gefährliches Symbol sind (II, 2. 219, 17)? wenn er dem Sohne seines Todfeindes gegenüber Worte gebraucht, die ihn verdächtig machen müssen (IV, 2. 258, 4 ff.)? — Er läßt das Schicksal walten und lebt sein Leben.

g) Seiner elementaren Natur ist sich Egmont vollkommen bewußt. Aus ihr, nach ihr formt er sich ebenfalls (vgl. oben S. 32) seine Lebens- und Weltanschauung. Diese ist nur die Spiegelung seines Wesens. Töricht und anmaßend muß es einem solchen Menschen erscheinen, wenn andere da einzugreifen und zu bestimmen versuchen, wo er ein dunkles Geheimnis fühlt, dessen Lösung ihm selbst verschlossen ist. Deshalb sind ihm alle Ermahnungen verhaßt (II, 2. 218, 28). „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre . . ., ist es freundlich . . mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren" (II, 2. 219, 2 ff.). „Ich soll leben wie ich nicht leben mag" [1]) (II, 2. 218, 11). Es ist kein Wunder, daß er mit Oranien, dessen ganzes Wesen für Egmont ein ewiger, stiller Vorwurf ist, lange Zeit in kalter Entfremdung lebt (I, 2. 189, 21), und er läßt dessen Vernunftgründe auch nach der Versöhnung keine Macht über sich gewinnen: er muß mit seinen Augen sehen (II, 2. 229, 7). — So faßt Egmont sein Leben und das Leben überhaupt auf: das

[1]) Nach Goethes Sprachgebrauch ist hier höchstwahrscheinlich „mag" = vermag, kann; Schiller hat daher in seiner Bearbeitung an dieser Stelle wohl kaum geändert, sondern verdeutlicht und modernisiert, wenn er schrieb: „. . . wie ich nicht leben kann." (Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Prof. Köster).

Schicksal in dem Menschen und das Schicksal außer ihm bestimmen und leiten ihn. Der Glaube an diese Macht ist seine Religion.

Die Lehren der christlichen Kirche sagen ihm nichts: er weiß nichts von einem Jenseits mit Strafen oder Seligkeiten, er weiß nichts von einem persönlichen Gott, der mit Weisheit und Liebe die Menschen führt. Über und in sich fühlt er nur die dunkle Macht einer gewaltigen Kraft, die sein äußeres Dasein völlig beherrscht und ihn selbst willenlos durchs Leben treibt: er weiß nicht von wo, er weiß nicht wohin. Das Dasein hat kein ewiges Ziel. Darum entschlägt er sich leicht aller Gedanken über die Vergangenheit und Zukunft (V, 4. 301, 10). Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst und der Genuß des Lebens; je reicher und berauschender der Genuß des Augenblicks ist, desto mehr erfüllt sich der Lebenszweck. „Leb' ich nur um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei?" (II, 2. 218, 18 ff.). Das ist ja die Kluft, die ihn von Oranien trennt: der glaubt den Lauf der Dinge berechnen zu können und verkümmert sich die Freude an der Gegenwart durch die sorgenden Gedanken über die Zukunft. Egmont läßt ihn ziehen und vertraut sich weiter dem Schicksal an. Das ist es auch, was ihn in so schroffen Gegensatz zu Alba stellt: der wähnt dem Schicksal seinen Willen aufdrücken und sich seine Erfolge erzwingen zu können. Egmont verachtet die „Siegeszeichen, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet" (V, 4. 294, 15 ff.). Oranien mit seiner Sorglichkeit verstimmt ihn, und Albas Überhebung findet nur seine Verachtung.

h) Bis zum Abend vor seinem Tode fließt Egmonts Leben gleichmäßig dahin. Da erfolgt, ihm völlig unerwartet, die Verhaftung. Egmonts Lebensauffassung muß jetzt ihre erste und stärkste Probe bestehen. Oraniens Berechnungen sind eingetroffen, das Schicksal hat ihn nicht Lügen gestraft; Alba hat einen neuen, den größten Triumph errungen, denn Egmonts Geschick liegt nun in seiner Hand. Beide behalten Recht ihm gegenüber, und das schmerzliche „Oranien! Oranien!" (IV, 2. 273, 5) zeigt, wie sehr dieser Gedanke in Egmont wirkt. Aus seiner Lebensbahn mit jähem Ruck herausgeworfen, in allem, was ihm Daseinssinn und Daseinswert gewesen, erschüttert, geht er in sein Gefängnis. Und nun zum erstenmal in seinem Leben kann er die Sorgen nicht verscheuchen, den Schlaf nicht finden (V, 2. 280, 12 ff.). Es ist nicht Todesfurcht, die ihn mit Unruhe und Qual erfüllt (V, 2. 281, 10 ff.), es ist die Sorge um den Sinn

des Lebens, im Grunde die Sorge um den Kern der eigenen Persönlichkeit, es ist die Verzweiflung an seinem ganzen Dasein, das ihm nun als ein großer Irrtum erscheinen muß. Das Schicksal hat Verrat an ihm geübt (V, 2. 280, 25; 282, 9 ff.); der bittere Zweifel an allem, was ihn im Leben aufrecht hielt, nagt ihm am Herzen und macht ihn hilflos (V, 2. 282, 18 ff.).

i) In dieser Stimmung, kurz vor seinem Ende, überrascht ihn Ferdinands Freundschaftserklärung, und sie wird ihm „ein unerwarteter Trost auf dem Wege zum Grabe“ (V, 4. 295, 24). Albas eigener Sohn zerstört durch seinen Abfall den Triumph des Vaters. Sofort blitzt der Gedanke in Egmont auf, daß er vielleicht doch recht behalten werde, daß das Schicksal durch Ferdinand die Pläne Albas zerreißen, Oraniens Berechnung zu Schanden machen, ihn selbst retten wolle (V, 4. 297, 15 ff.). Die Hoffnung auf Rettung verschwindet bald, aber ein Licht bleibt in der Seele des Gefangenen zurück: die Freundschaft Ferdinands, die eine moralische Niederlage, ja Vernichtung Albas bedeutet, ist sie ihm nicht vom Schicksal geschenkt zum Beweis, daß es ihn rechtfertigen, Alba verurteilen will? Sein junger Freund sagt es ihm: „Du überwindest dich und uns“ (V, 4. 299, 27). Das bedeutet einen Sieg über Alba noch im Tode, durch den Tod. In diesem Gedanken findet sich Egmont wieder, und mit sieghafter Gewalt empfindet er die neue Gewißheit: sein Leben ist doch das rechte gewesen, und auch sein Tod ist nicht umsonst. Unendlich reicher macht ihn diese Gewißheit: sie ist die volle Bestätigung seiner Lebensauffassung, die aus dem letzten, schweren Kampf nun tiefer und reifer hervorgeht. Ja mehr. Er ahnt nun auch einen Zweck seines Lebens, der nicht mit dem Leben selbst identisch ist. Eine höhere Macht, so beginnt er zu glauben, leitet alles, leitet auch Alba, der sie zu meistern wähnte, und übt eine ausgleichende Gerechtigkeit: den Alba vernichtet sie im Augenblick des vermeinten Triumphes, und ihm selbst führt sie den Sohn seines Mörders als Freund zu. Heiter und sicher in sich selbst kann Egmont nun zurückschauen und abschließen: „Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt“ (V, 4. 300, 18); er weiß nun, daß er recht gelebt hat, wie er lebte, und kann es Ferdinand als die letzte, höchste Weisheit sagen: „So leb' auch du . . gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht“ (V, 4. 300, 29).

Von sich weg lenkt sich nun sein Denken auf das Vaterland, dem durch Alba Unheil droht. Der Gedanke, der der Begegnung mit

Ferdinand entkeimt ist, breitet sich weiter aus. Wäre es nicht möglich, daß sein Tod auch für sein Volk glückbringend sei? Hat jene scheinbar blinde Macht doch Zwecke, hat sein Tod vielleicht doch noch einen höheren Sinn? Vielleicht hat das Schicksal seinen Tod für höhere Zwecke gewollt und herbeigeführt! Hell leuchtet dieser Gedanke in Egmont auf: „Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig“ (V, 4. 301, 12 ff.). Voll Vertrauen überläßt er sich der Macht, die sein Leben bisher bestimmt: er denkt über ihr Wesen und ihre Zwecke nicht nach. „Es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll“ (V, 4. 301, 14). Aber er ist „der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls“ (V, 4. 303, 4): jene Macht ist nicht blind und sinnlos; diese Überzeugung beginnt ihm aufzugehen.

So verändert und veredelt sich zuletzt Egmonts Weltanschauung. Nicht als ob er von der Vorstellung eines Fatums zu der eines persönlichen, liebevollen Gottes überspränge. Aber der Schicksalsbegriff verliert seine Starrheit, das rein Naturhafte wird geistiger.

Beruhigt schlummert er hinüber in seinen letzten Traum. Und was er geahnt, gehofft, das zeigt ihm nun jene geheimnisvoll waltende Macht, die man jetzt kaum noch Schicksal nennen darf. Sie zeigt es ihm so, wie sie ihn bisher immer geleitet hat. Aus dem dunklen Grunde des Bewußtseins, in dem oder besser vielleicht in den sie wirkt, läßt sie die letzte, höchste Idee hervortreten. Nicht abstrakt als philosophischen Gedanken, sondern der anschauenden Natur Egmonts entsprechend als Bild. Zunächst — den unbewußten Ursprung zu betonen — im Traum. Aber der wird dann auch im Wachen festgehalten und erweist sich als wahr: sein Gehalt wird und bleibt Überzeugung. Egmonts Tod soll den Provinzen die Freiheit bringen (V, 4. 303, 26 ff.). Die „süßesten Freuden seines Herzens“, Liebe und Freiheit, einen sich zu verklärter Gestalt und reichen ihm den Siegeskranz: am Ende seines Lebens darf er die Gewißheit haben, daß er recht gelebt, daß noch durch seinen Tod sein Volk gesegnet und beglückt werden soll. Alles in seinem Leben hat das Schicksal planvoll geleitet; es gab ihm die Liebe des Volkes, damit es durch sein Blut zum Freiheitskampfe entflammt werde (V, 4. 304, 18 ff.). Ihm winkt ein ehrenvoller Tod: „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre“ (V, 4. 305, 1 ff.). Freudig fällt er, um sein Liebstes zu erretten (V, 4. 305, 18).

So erhebt sich Egmont aus seinem Sturze größer empor, gewinnt seine Lebensauffassung in ihrer schwersten Probe an Kraft und Höhe. Er erkennt nun eine sinnvolle Leitung des Lebens nach Zwecken, die außerhalb desselben liegen, an. —

Es muß beachtet werden, daß Egmont seine Weltanschauung lediglich den Erfahrungen seines Lebens entnimmt und sie erst am Ende auf ihre Höhe bringt: er erlebt eine Entwicklung!

## § 3. Klärchen.

Als Persönlichkeit nicht ganz so vielseitig und stark entwickelt, ist Klärchen doch das weibliche Gegenbild zu Egmont und steht diesem Ideale eines niederländischen Charakters näher als irgend eine andere Person des Dramas.

a) Sie wächst in kleinbürgerlichen, ärmlichen Verhältnissen auf. Von ihrer Familie lernen wir außer ihr selbst die Mutter kennen und hören dann noch von einem Vetter, der mit ihnen verkehrt (I, 3. 198, 24; 199, 23). Der Vater wird nicht erwähnt, er wird lange tot sein. Tot ist auch ein Bruder Klärchens, mit dem sie als Kind zu spielen pflegte. An seine Stelle ist ein Bürgerssohn aus gutem Hause, Fritz Brackenburg, von ihr zum Spielgefährten ausersehen worden. Zwischen ihnen entwickelt sich mit der Zeit ein herzliches Einvernehmen, das auf Seiten des Jünglings immer mehr zum Liebesverhältnis wird. Unbewußt lebt sich Klärchen in dieses Verhältnis ein: sie hat Brackenburg gern, ohne sich weiter zu prüfen, sie hat sich an ihn gewöhnt und an den Gedanken, einmal seine Frau zu werden; später sieht sie es ein: „Ich hätte ihn heirathen können, und ich glaube ich war nie in ihn verliebt“ (I, 3. 195, 18 ff.). Daß sie über die Zukunft eins sind, beweist sie ihm in einem Augenblick starker Gefühlserregung durch den ersten Kuß, den sie ihm gibt (I, 3. 201, 17). So fließt ihr Leben dahin in der engen, kleinbürgerlichen Bahn, ohne viel Wellen zu werfen, still und unbemerkt wie tausend andere. In den Mußestunden liest sie Historien, die ihr Brackenburg bringt (I, 3. 199, 25 ff.); im übrigen herrscht der Werktag bei ihr wie bei all den „Nähterinnen und Köchinnen“ ihres Standes. Unbedingt beugt sie sich den Vorschriften der bürgerlichen Zucht und Sitte: „züchtig“ treibt sie Brackenburg immer „vor Abend aus dem Hause“ (I, 3. 200, 23 ff.); die Straße betritt sie nur, wenn sie sonntäglich zur Kirche geht, und „übertrieben ehrbar“ zürnt sie,

wenn sich Brackenburg öffentlich zu ihr gesellt (V, 1. 279, 28 ff.). Dieses bürgerliche Gewissen stirbt nie ganz in ihr und läßt sie noch Egmont gegenüber gelegentlich die Augen niederschlagen (III, 2. 242, 23 ff.).

In nichts ist dieses Bild Klärchens verschieden von vielen andern Bürgerkindern ihres Standes und Landes. Denn die charakteristischen Züge ihres Volkes sind auch ihrem Wesen eingeprägt: sie besitzt die niederländische Fröhlichkeit in hohem Maß und verbreitet Frohsinn und Munterkeit in ihrer Umgebung (I, 3. 193, 14 ff.); sie liebt den Gesang, und die muntersten und frischesten Lieder sind ihr die liebsten (I, 3. 193, 19 ff.); derb und frisch ist sie in ihren Ausdrücken (III, 2. 239, 4 ff.); und sie hat wie alle ihre Volksgenossen eine naive Freude am Prächtigen (III, 2. 239, 23 ff.).

All diese Eigenschaften äußern sich bei Klärchen mit höchster Lebhaftigkeit: von Kind an zeigt sie ein entschieden sanguinisches Temperament. Sie war „immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon bald toll, bald nachdenklich“ (I, 3. 198, 12 ff.), und so bleibt sie bis an ihr Ende: äußerst lebhaft (I, 3. 197, 9), unruhig, wo es Geduld zu üben gilt (I, 3. 198, 4 ff.), von „heftigem Wesen“ (I, 3. 198, 22 ff.), voll schnellen, überstarken Gefühls (III, 2. 238, 6 ff.), leicht vom Unmut übermannt, der sich kräftig äußert (III, 2. 238, 27).

b) Aber etwas lebt in ihr, das stärker ist als alles andere, und das, einmal entfesselt, von ihrem ganzen Wesen Besitz nimmt und ihr Leben hinfort unumschränkt beherrscht: das ist der leidenschaftliche Drang sich genug zu tun in Liebeshingabe und -genuß, ein Drang, den Egmont in ihr weckt, der sich in ganzer Größe äußert in der Liebe zu dem Manne, der ihr Schicksal wird. Dieser Drang ruht auf dem Grunde ihrer Seele als eine Macht, noch nicht zu vollem Leben geweckt, aber doch Strahlen versendend, die ihr die Menschen unterwerfen. Brackenburg unterliegt dieser Gewalt: das im Stande unter ihm stehende Bürgermädchen zieht ihn mühelos, ja fast wider Willen, unwiderstehlich an und bannt ihn willenlos an seine Person. Klärchens Lebenskraft paralysiert gleichsam diejenige Brackenburgs und vernichtet sie allmählich. — Nun aber kreuzt Egmonts Weg ihr Leben, und damit gerät sie in den Bannkreis einer Gewalt, die stärker ist als sie. Daß sie der mächtigen Anziehung nachgibt, ist natürlich, aber bezeichnend für sie ist, wie sie sich der höheren Lebenskraft hingibt, wie sich darunter ihre übrigen Daseinsverhältnisse gestalten.

Dabei zeigt sich erst recht, wie stark der einmal geweckte Trieb in ihr ist, dem Drange ihrer Persönlichkeit folgend und nur ihm folgend zu leben.

c) Oft genug wird Klärchen den glänzenden Feldherrn durch die Straßen haben reiten sehen, und ihr Auge wird mit Bewunderung an der edlen Gestalt und den prächtigen Kleidern gehangen haben. Es zog ihren knabenhaft wilden Sinn ja immer hin zu allem Soldatischen. Zur Jungfrau herangereift, hat sie dann nur noch heimlich den bewunderten Mann zu sehen gewagt: wenn alles Volk Egmont zujubelte, dann stand sie in ihrem „Winkel, schob das Fenster halb auf“ und verbarg sich lauschend, und das Herz schlug ihr höher als allen andern (V, 1. 279, 17 ff.). Auf einem solchen Ritt sieht er sie am Fenster und grüßt hinauf. Von diesem Augenblick an füllt der Gedanke an ihn des Bürgerkindes Herz aus, ungeahnte Gluten werden wach in ihrem Innern; der Mann, den sie bisher bewundert hat, wird der Gegenstand ihrer Sehnsucht. Aber sie denkt nicht an eine Erfüllung. Da reitet er wieder und wieder vorbei, und sie, die stundenlang seines Anblicks harrt, darf glauben, daß er ihretwegen kommt. Das ist schon mehr, als sie erhoffen konnte. Aber eines Abends hat sie ihn ganz: Egmont kommt in ihr Haus. Fassungslos sieht sie ihr Geschick sich erfüllen, wortlos unterwirft sie sich ihm, dem sie geheim schon lange gehörte (I, 3. 196, 17 ff.). — Was kann sie anders sein und werden als Egmonts Geliebte? Aber Klärchen gibt sich keinem Gedanken über diese Frage hin; sie weiß nur von ihrer Liebe, und daß sie unendlich reich und glücklich durch sie ist, und daß Fürstinnen sie um Egmont beneiden würden. Und daß gerade sie die Auserwählte ist, sie, die sich doch an Rang und Majestät mit einer Regentin nicht messen kann (III, 2. 242, 9 ff., 19 ff.)! Unerklärlich ist ihr das übergroße Glück, das Egmonts Liebe ihr schenkt: „Ich habe sie nicht mit Müh und Fleiß erworben, nicht verdient“ (III, 2. 240, 25 ff.); sie muß es als ein Geschenk des Schicksals betrachten, das sie weiter nicht verdient hat, dessen sie sich aber dankbar freuen soll. Ihr ganzes Wesen ist erfüllt von ihrer Liebe, alle Gedanken kreisen um den einen Mann, der ihr Welt und Leben bedeutet. Wenn sie singt, so ist es ein Liebeslied (III, 2. 236, 17 ff.), den ganzen Tag singt und redet sie nur von Egmont (III, 2. 238, 13). Sie liebt das Volk, weil es Egmont so ehrt (V, 1. 278, 25), das Herz schlägt ihr „bis an den Hals“, wenn sie Loblieder auf ihn hört (I, 3. 198, 19). Ihr Sinnen und Trachten

verfolgt nur ihn: „Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht" (I, 3. 198, 9 ff.).

„Der kleine Theil von deinem Wesen" (V, 3. 284, 25): so drückt sie nach ihrem Empfinden ihr Verhältnis zu Egmont aus. Sie lebt und denkt und fühlt in ihm, als ein Teil von ihm, sie ist in ihm aufgegangen. Ein Leben ohne ihn ist für sie undenkbar: „Egmont, ich dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich" (III, 2. 238, 2 ff.). Und wenn sie sich so ganz sicher im Besitz der Liebe des einzigen Mannes fühlt, dann ist ihr Leben auf dem höchsten Gipfel der Glückseligkeit: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese" (III, 2. 243, 27 ff.).

d) Wie umgewandelt ist Klärchen, seitdem sie Egmonts Liebe hat. Es ist, als ob erst mit dem Augenblick ihre wahre, ganze Natur zum Leben geweckt worden und zum Durchbruch gekommen sei. Die in ihrem Innern erwachten gewaltigen Triebe beherrschen sie nun wie eine Naturkraft und reißen sie wie im Taumel mit sich fort, wohin — daran denkt sie nicht, will sie nicht denken. Was ist noch übrig von dem sittsamen, züchtigen Bürgerkinde? Ihre Mutter sieht die Verwandlung mit heimlicher Besorgnis: „Du hast doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßest du nur nicht alles über das Eine" (III, 2. 237, 16). Aber Klärchen hat lange alles andere vergessen und findet das auch begreiflich, denn „Ach, was ist's ein Mann!" (I, 3. 196, 1 ff.). Gerüchte über ihren nächtlichen Liebhaber gehen um (I, 3. 200, 21 ff.), es läßt sie kalt: „Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln" (I, 3. 197, 19 ff.), danach fragt sie nicht mehr; ihre leidenschaftliche Liebe hat sie empor gerissen über die Schranken der Bürgermoral. Und hat sie denn die Wahl, anders zu sein als sie ist? Muß sie nicht den Weg zu Ende gehn, auf den sie die Naturgewalt in ihrem Innern, ihre übermächtige Liebe, weist? Als sie die letzten Regungen des absterbenden bürgerlichen Gewissens peinigen, da rettet sie sich in die Arme des Geliebten: „Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer" (III, 2. 242, 27 ff.). Wenn sie aber Vorwürfe von andern treffen, wie stolz und kalt richtet sie sich dann auf: „Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen?" (I, 3. 197, 15 ff.)! Der Gedanke ist ihr unwürdig und müßig. So lebt sie die Tage der Liebe, des Glücks dahin. Ihre Vergangenheit ist tot für sie, erst mit Egmonts

Liebe beginnt ihr Leben. Und die Zukunft? Ihr Wesen ist zu sehr dem Wesen Egmonts gleich, als daß sie Sorgen für die Zukunft trüge. Nach menschlichem Ermessen muß ihr Liebesglück über kurz oder lang einmal ein Ende haben; das kann auch ihr nicht verborgen sein. Aber sie läßt sich die Gegenwart nicht durch die Schatten der Zukunft verdunkeln; zu stark ist ihre Lebenslust und -kraft, als daß sie sich den fruchtlosen Sorgen beugte: „Laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können —“ (III, 2. 237, 27 ff.). Das ist Egmonts Weise, mit dem Leben fertig zu werden. Sorgen und Fragen fechten sie nicht an — „Ach, ich frage nur ob er mich liebt ...“ (I, 3. 196, 7 ff.). So ist ihre Liebe ihr Schicksal, und alles andere sinkt daneben zur Bedeutungslosigkeit herab. Fast leicht setzt sie sich über Brackenburg hinweg: „Ich habe Unrecht gegen ihn, und mir nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern“ (I, 3. 195, 2 ff.). Sie fühlt sich nicht verantwortlich für die Wandlung, die in ihr und mit ihrem Verhältnis zu Brackenburg vorgegangen ist. Die Kraft in ihrem Innern reißt sie mit; es ist derselbe innere Zwang, dem sich auch Egmont unterworfen fühlt, der sie dem mächtigen Triebe, ihrer übergroßen Liebe, wahllos folgen läßt. Und so hat sie recht: „Weiß Gott, ich betrieg' ihn nicht. Ich will nicht daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen“ (I, 3. 195, 14 ff.). Der Unglückliche tut ihr leid, aber schuldig an ihm fühlt sie sich nicht, eben weil sie sich nicht verantwortlich weiß. Die Kraft in ihr ist Natur, und für diese gibt es weder gut noch böse. So ist es ihr auch möglich, angesichts des Todes einen Abschied von ihm zu nehmen, der alles klären soll, und für sich erreicht sie diesen Zweck (V, 3. 288, 6 ff.). Brackenburg hat ihr nicht viel sein können, weil ihre Lebenskraft stärker als seine war; er hätte sich schließlich als ein Teilchen von ihr fühlen müssen, und das ist das Verhältnis nicht, in dem ein Weib wie Klärchen zu seinem Ideal leben könnte. Wieviel größer ist Egmonts Persönlichkeit! Klärchen fühlt, daß sie ihm nur ein Teil seines Lebens ist, und daß sie die Grenzen seiner reichen Persönlichkeit nur ahnen kann; aber eben deshalb gibt sie sich ihm als dem zwar gleichgestimmten, aber weit höheren Wesen so bedingungslos hin. Sie geht in ihm auf wie der Strom im Meer, und wie ein solcher strebt ihre Natur mit innerer Notwendigkeit nach der Vereinigung mit Egmont.

e) Ein unerwartet schnelles Ende hat ihr Glück. Die Nachricht von der Verhaftung des Geliebten trifft sie gänzlich unvorbereitet. Die ganze furchtbare Gefahr, die den Gefangenen bedroht, steht ihr unvermittelt vor Augen. Und die Angst vergrößert sie noch, der Tod des Geliebten wird ihr zur drohenden Gewißheit. Damit wäre auch ihr Leben dahin, denn ein Leben ohne ihn wäre Tod. Es gilt also um jeden Preis, Egmont zu befreien, zu retten. Alle Rücksichten schwinden. Sie zerrt Brackenburg auf die Straße, in den gefahrvollen Abend hinein (V, 1. 274, 7 ff.); im Sturm der Angst und Aufregung flattert jetzt der Schleier von dem bisher so sorgsam gehüteten Geheimnis. Alles andere versinkt vor dem einzigen Gedanken, den Geliebten zu retten. Was gelten ihr die Gedanken der Bürger über sie, was gilt ihr die Lebensgefahr? Das Leben ist ja „zu erhalten nicht der Mühe werth wenn er umkommt“ (V, 1. 274, 19 ff.). Flammende Worte findet sie, die trägen Bürger aufzurütteln; umsonst. Wie schmerzlich empfindet sie jetzt die harte Wirklichkeit: „Dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverlässigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe“ (V, 3. 283, 4 ff.). Abgehetzt, todesmatt vor Verzweiflung, steht sie endlich von ihrem zwecklosen Vorhaben ab. Egmont ist verloren, vielleicht schon tot. Für sie bleibt nichts mehr übrig, als ihm zu folgen. Denn ihre Heimat ist, wo Egmont ist, und zu ihm gibt es nur noch einen Weg. Den wird sie gehen (V, 1. 280, 6 ff.). Schnell hat sie abgeschlossen, und die Entscheidung konnte ihr nicht schwer fallen. Was soll sie noch in einer Zeit, „die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf . . .“ (V, 3. 288, 28 ff.). „Des Morgens Ahnung“ scheucht sie „in das Grab“ (V, 3. 290, 5 ff.). Sie nimmt Gift, und ihrer Seele „Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen“ (V, 3. 287, 21). Und die befreite Seele findet den Geliebten, zu dem sie strebt, und wird ihm in der letzten Stunde zur Tröſterin, zur Göttin, die sein Leben freundlich schließt (V, 4. 303, 21 ff; 304, 12 ff.). —

Klärchen ist ein weiblicher Egmont, nur in kleineren Maßen. Auch bei ihr sehen wir eine echt niederländische Natur, fast bis zum Genialen gesteigert, aber doch im Vergleich zu Egmont eben nur einseitig entwickelt. Auch bei ihr fanden wir als den Kern ihres Wesens das alles beherrschende Bedürfnis, den inneren Trieben ihrer Natur entsprechend zu leben, zu handeln; aber auch die Fähigkeit, allen Hemmungen und Schranken zum Trotz diesem Drang zur

Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu folgen. Was bei der umfassenderen Persönlichkeit Egmonts freilich nur eine Seite unter vielen andern, gleichsam eine Episode seines Lebens ist, die Liebe, das wird bei Klärchen zu einer ihr Dasein ausfüllenden Macht. Es entspricht das den engeren Verhältnissen, in denen das schlichte Bürgermädchen aufgewachsen ist und lebt. Klärchens Lebenskreis ist klein gegen den ihres Ideals, aber in ihm ist sie ein echter, weiblicher Egmont.

## § 4. Brackenburg.

Fritz (I, 3. 200, 13) Brackenburg ist der Sohn eines guten Bürgerhauses. Sein alter Vater (I, 3. 199, 20 ff.) muß nicht unvermögend sein, denn Fritz gilt als gute Partie (I, 3. 195, 23), und sein Bruder ist Doktor (I, 3. 201, 25). Bildung und literarisches Interesse haben in seinem Vaterhause eine Stätte: er kann Klärchen mit „Historien" versorgen (I, 3. 199, 25). Auch die gelehrte Schule besucht er als Knabe. Und er ist ein tüchtiger Schüler; nur sein feuriges, brausendes Temperament, das sich bei den Exerzitien in einem überhasteten, alles übereinander stolpernden Stil äußert, haben die Lehrer an ihm zu tadeln. Es kocht und treibt in ihm; alles Große und Edle entflammt sein jugendliches Herz, an „Brutus' Rede für die Freiheit" kann er sich mächtig begeistern (I, 3. 200, 10 ff.). Lustig ist er und zu fröhlichem Treiben aufgelegt; er hat eine gute Stimme und singt gern (I, 3. 193, 14 ff.). Fritz Brackenburg ist ein liebenswürdiger Jüngling, allen Idealen begeistert anhangend und besonders für die Freiheit mächtig entflammt, ein Niederländer, der sich das Leben durch Scherz und Lied verschönt. Ihm sind alle Anlagen zu einem typischen, edlen Vertreter seines Volkes gegeben; auch die Treue (I, 3. 195, 8) und die Weichheit des Gemüts (V, 3. 285, 12 ff.) zeichnen ihn in hohem Maße aus.

Da wählt ihn Klärchen zum Spielgefährten (V, 3. 288, 10 ff.), das schlichte Bürgermädchen, dessen stolze Natürlichkeit und frische Schönheit ihn gleich gefangen nimmt. Sie beherrscht sein Sinnen und Trachten von Anfang an und zieht unwiderstehlich all sein Denken von den Idealen der Jünglingszeit ab in ihren Bann; ihm wird seine Liebe zu ihr zum Leben und ihre Liebe das einzige Ziel. Und er hat Ursache an sein Glück zu glauben; Mark und Bein durchdringt ihm die selige Hoffnung, „ein Paradies von weitem" zeigt sie ihm, „allen Genuß des Lebens" zehrt sie auf, der abseits

dieser Liebe liegt. „Und jener erste Kuß!“ Alle Sinne gehen ihm um, als er ihre Lippen auf den seinigen fühlt, des höchsten Glückes ist er nun teilhaftig (I, 3. 201, 12 ff.): es gibt keine Steigerung seines Lebens mehr, denn sein Leben ist ja ausgefüllt von seiner Liebe; mit seinem Herzen hat er alle Ideale und Werte des Mannes an die stärkere Geliebte verloren.

Wie ein Egmont, so fühlte und dachte Brackenburg als Knabe, damals ein Sanguiniker voll Freiheitslust und Tatendrang; den inneren Trieb zur Entfaltung seiner persönlichen Fähigkeiten empfand auch er als echter Niederländer. Dann aber zeigt sich bald die Enge seiner Persönlichkeit: wie bei Klärchen, so füllt auch bei ihm eine Liebe seinen Lebenskreis aus. Nur daß ihm eines mangelt, das jene beiden Glücklicheren besitzen: die Fähigkeit und Kraft, seine inneren Triebe durchzusetzen, der gewaltige Zwang zur individuellen Freiheit, der eine Persönlichkeit erst stark macht. Dieser Mangel gibt dem Charakter Brackenburgs das Schwache, Haltlose und bedingt sein Schicksal im Drama. —

Etwas Fremdes tritt zwischen ihn und Klärchen; er weiß nicht, was es ist, aber er fühlt sie kälter und kälter werden, immer weiter entrückt sie seinen Augen, sie, deren Besitz er schon sicher wähnte. Aber er kann nicht mehr los von ihr und die Hoffnung, die bange, quälende Hoffnung nicht mehr aufgeben (I, 3. 200, 17 ff.). Wohl fühlt er, daß sie nicht recht gegen ihn handelt (I, 3. 195, 6), und manchmal möchte er „rasend werden“ (1, 3. 200, 5), aber seine rasche Erregung versinkt kraftlos im stillen, dienenden Werben um ihre Liebe; ja es ist, als ob er sie im Geheimen um Verzeihung bitten möchte, daß er sie nicht lassen kann: er kann ihre Augen nicht ertragen (I, 3. 193, 10). Aller Widerstand schmilzt vor ihren Blicken dahin im brennenden, heißen Bewußtsein seiner Liebe, seiner hoffnungsarmen, ihn selbst peinvoll beschämenden Liebe: mitten im Liede bricht er vor ihr in Tränen aus (I, 3. 194, 14 ff.). Wohl fühlt er, daß dieser Zustand unerträglich ist: „Ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld', ich duld' es nicht!“ (1, 3. 201, 1 ff.); wohl sieht er mit wachsender Qual, daß ihm die Sache seines leidenden Vaterlandes gleichgültig ist und bleibt, daß er keines männlichen Aufraffens mehr fähig ist (I, 3. 200, 6 ff.), daß er in einem „elenden, schimpflichen Zustand“ (I, 3. 201, 4) dahinlebt; aber die leidenschaftlichen Augenblicke der Verzweiflung (I, 3. 200, 20) gehen unter in schneller Erschlaffung. Selbstmordgedanken sind der immer wiederkehrende Refrain seiner Reflexion (I, 3. 200, 28). Er hat sich Gift verschafft und trägt es bei sich (I, 3. 201, 23 ff.), aber er trinkt es nicht und läßt es sich von

Klärchen sogar abnehmen, als er ihr „mit übereiltem Tod ungeduldig" droht (V, 3. 287, 28 ff.); er stürzt sich ins Wasser und rettet sich doch, als er fühlt, daß er schwimmen kann (I, 3. 201, 8 ff.). Denn die Hoffnung trägt ihn immer noch, daß Klärchen ihn nicht ganz vergessen könnte. „Dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße" (I, 3. 201, 26) kostet er bis zum Übermaß; daran siecht der Mann in ihm dahin. Nur seine Liebe bleibt, die nicht von der Hoffnung läßt, eine Liebe aber, der aller irdische, sinnliche Untergrund verkümmert, abgestorben ist. Gerüchte kommen an sein Ohr, daß Klärchen nächtlich einen Mann zu sich läßt: er glaubt sie nicht (I, 3. 200, 24 ff.), sie erregen ihn nicht einmal entsprechend. Seine Liebe ist blind, und Klärchen ist ihm eine Heilige, zu der er aufblickt, der er nur mit stillen Bitten, nicht mit Vorwürfen naht. Er schleppt sich „an den Augen des Mädchens so hin" (I, 3. 200, 6), das ist sein Leben. Von ihr läßt er sich schicken (I, 3. 194, 28 ff.), gehorsam, wie ein Hund; für sie könnte er jeden Augenblick sterben (V, 1. 279, 11 ff.). Auf die Straße folgt er ihr und sieht die bösen Gerüchte bestätigt, ohne seine Gefühle zu ändern (V, 1. 274, 5 ff.), die Verachtung der Bürger nimmt er schweigend auf sich (V, 1. 277, 11) und bleibt derselbe wie vorher. Allen Gefahren zum Trotz geht er nächtlich auf den Markt, um das Schicksal seines glücklichen Nebenbuhlers zu erkunden (V, 3. 283, 20 ff; 285, 7 ff.), und dann weint er über Egmonts Geschick und flucht nicht (V, 3. 285, 12 ff.). Alles Sinnliche in ihm ist tot, aber seine Liebe kann nicht sterben, sie ist das einzige Lebendige noch in ihm und ringt ums Dasein. So bittet er Klärchen verzweifelt zu leben (V, 3. 289, 4 ff.), auch nachdem sie ihm ihr Inneres enthüllt und ihn mit einem schwesterlichen Kuß abgefunden hat (V, 3. 288, 16 ff.). Umsonst, sie geht in den Tod. Sein Leben hat Zweck und Ziel verloren, aber er kann nicht sterben: „Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. — Allein zu sterben!" — „Sie zieht mich nach, und stößt in's Leben mich zurück" (V, 3. 290, 19 ff.). Er denkt der Szenen in „jenen Wohnungen", wo er wieder neben Egmont abseits stehen müßte (V, 3. 290, 27 ff.). Vernichtung ist sein Wunsch (V, 3. 291, 3). So aber ahnt er nach dem Tod ein Leben, das ihm nicht weniger verhaßt ist als das gegenwärtige. Langsam siecht er so seinem Ende entgegen, ein Unglücklicher, der trotz bedeutender Anlagen nicht so viel Lebenskraft besitzt, daß er eine starke Liebe überwinden kann.

Wir sehen in Brackenburg einen Menschen, bei dem die Hemmungen, die einer freien Entfaltung seiner Persönlichkeit entgegen

stehen, stärker sind als der individuelle Entwicklungsdrang. Die Liebesleidenschaft kommt über ihn wie ein Sturm, der alle Keime seines Wesens erstickt: er geht zugrunde.

## § 5. Niederländische Typen.

In einer Reihe von Typen führt uns Goethe das niederländische Volk mit seinen verschiedenen Schichten vor. Sie alle haben Teil an dem Grundzuge ihres Volkscharakters: bei ihnen allen herrscht ein rein menschliches, natürliches Fühlen und Denken, herrscht auch der echt niederländische Trieb zur persönlichen Freiheit in Denken und Handeln. Nur tun Standesverhältnisse, Beruf und Temperament dabei das ihre, daß dieser Grundzug bei den verschiedenen Vertretern des Volkes sehr verschieden stark erscheint, ja unter Umständen — z. B. beim Seifensieder — ganz verschwindet.

a) Der Zimmermeister gehört dem guten Bürgerstand an; er hat Besitz und Vermögen (II, 1. 211, 12 ff.), und als seines Standes und Wertes bewußter Handwerksmeister tritt er uns überall entgegen. Er ist streng rechtlich gesinnt: von den Schlichen der Unredlichkeit und der Rechtsbeugung hat er keine Ahnung und will nicht an sie glauben (IV, 1. 250, 15). Fast gibt es ihm den Anschein eines Melancholikers, wenn er bei Vansens losen Reden peinlich erschrocken ruft: „Wenn ich in meinem Leben so etwas gesagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für sicher" (IV, 1. 248, 14 ff.). Diese durch sein Temperament bedingte zurückhaltende Ängstlichkeit und Peinlichkeit hemmt seine niederländische Natur an tätiger Entfaltung. Konservativ denkend und fühlend, schließt er sich geradezu ängstlich gegen den Pöbel ab, dem er Angriffe auf sein sorgsam verwahrtes Eigentum zutraut (II, 1. 211, 12 ff). Darüber hinaus sieht er in dem aufrührerischen Lumpengesindel eine Gefahr für das allgemeine Wohl und die Sicherheit des Staates; er fühlt einen kräftigen Haß gegen die Tagediebe, Söffer, Faullenzer und ist bereit, ihr rebellisches Treiben einzuschränken (II, 1. 202, 13 ff.; 203, 10). Seine Mitbürger warnt er vor dem „schlechten Kerl" Vansen (II, 1. 204, 12 ff.), und in dem ausbrechenden Streit ist er — ganz seiner Natur entsprechend — bemüht, Ruhe und Frieden zu schaffen (II, 1. 209, 22 ff.). — Auch in ihm lebt die nationale Abneigung gegen alles Spanische, und Egmont findet gerade darum seinen bewundernden Beifall, weil er „der echte Niederländer" ist und „gar so nichts Spanisches" hat (II, 1. 213, 3).

In der Politik überläßt er sich gern der Führung und dem Schutze durch den Adel, wie es ja hergebracht in den Niederlanden ist. Und als der Adel gegen Alba versagt, da sieht er sich wehrlos der verhaßten Gewaltherrschaft ausgesetzt; keinen Augenblick denkt dieser Niederländer an Selbsthilfe und findet nur die melancholische Klage: „Gott verzeih's dem Adel, daß er uns diese Geißel über den Hals gelassen hat. Unsre Privilegien sind hin" (IV, 1. 246, 20). Albas Maßregeln befolgt er ängstlich genau (IV, 1. 244, 5 ff.). Die Regentin hätte er auf den Händen getragen, wenn sie geblieben wäre und die Rechte und Freiheiten des Volkes gesichert hätte (II, 1. 203, 19); aber nun, da er und seinesgleichen auf sich selbst angewiesen sind, da ist das niederländische Bedürfnis nach Ruhe und gleichmäßigem Lebensverlauf stark genug in ihnen, daß sie sich bis auf weiteres dem verhaßten Spanier fügen.

b) Soest ist Krämer und ein Vertreter des mittleren Bürgerstandes. In ihm ist das niederländische Freiheitsgefühl besonders lebendig. Er liebt es nicht zu schweigen, und seine Meinung vertritt er mit Eifer, als sich sein Gerechtigkeitssinn für Margaretes Verdienste einsetzt (I, 1. 178, 16). Sein Standesgefühl hält ihn nicht davon ab, Vansen mit Interesse zuzuhören (II, 1. 205, 25), wie er denn in allen Lagen eine gewisse Unbefangenheit bewahrt. Dem entsprechend hat er in der Politik liberale Ansichten. „Ordnung und Freiheit!" (I, 1. 183, 8) will er im öffentlichen Leben haben. So findet er es nicht in der Ordnung, daß Brackenburg Klärchen auf der Straße gewähren läßt (V, 1. 277, 11); und seiner Freiheitsliebe gibt er kräftigen Ausdruck: „Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt sein, so gutherzige Narren wir auch sind" (I, 1. 176, 11 ff.). Des Zimmermeisters angestrengter Ernst geht ihm ab; er gefällt sich darin, gelegentlich auch einen dafür so empfänglichen Nachbarn wie den Schneider mit derben Späßen zu vexieren (I, 1. 182, 22 ff.). — Auch er fühlt lebendig den nationalen Gegensatz zu den Spaniern: „Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisieren zu lassen" (I, 1. 180, 7 ff.). An Bewußtsein der eigenen Art und an kräftigen Gefühlen fehlt es ihm keineswegs, aber an selbständiges Handeln denkt auch er nicht. Er ist phlegmatisch und verläßt sich auf den Adel, sieht wie ein rechter Phlegmatiker die Dinge an sich heran kommen und läßt sie sich über den Kopf wachsen. Er ist derjenige, der Philipp II. am schärfsten verurteilt und Egmont dagegen als Ideal und Hoffnung preist (I, 1. 176, 15 ff.); dabei aber läßt

er es auch ein Bewenden haben, als Albas Truppen seiner geliebten Freiheit ein schnelles Ende machen (IV, 1. 247, 3).

c) Jetter ist der echte Sanguiniker und im wesentlichen eine typische Schneidergestalt. Nicht einen Augenblick verleugnet er sein sanguinisches Temperament. Ob er sich über das Verbot der Psalmen entrüstet (I, 1. 179, 10 ff.) oder sich durch Soests Sticheleien ärgern läßt (I, 1. 182, 23 ff.), ob er Vansens Reden gläubig horcht (II, 1. 205, 4 ff.) und ihn kurz darauf schmählich ausschimpft (IV, 1. 248, 20; 249, 10), oder ob ihn die Unruhe und Neugier auf die Straße treibt trotz Albas Drohungen (IV, 1. 244, 4 ff.), — immer ist es dasselbe Bild eines beweglichen, flackrigen Menschen, schnell entflammt und schnell gedämpft wie ein Strohfeuer, ruhlos und wandelbar wie eine Wetterfahne. Jetter ist ganz Oberfläche, Gemütstiefe verrät er nirgends; und so fällt ihm auch an den Menschen und Dingen die Außenseite besonders in die Augen: sein Schneiderauge ruht entzückt auf Egmonts modischem Anzug (II, 1. 212, 9), und seinem Herzen schmeichelt es, daß der große Herr sich seiner erinnert (II, 1. 211, 4). Auch ein klein wenig Großreden kann er nicht immer unterdrücken: die tiefsten und neuesten Gedanken und Ereignisse hat er immer selbst vorhergesagt (I, 1. 181, 4 ff.). — Von Falschheit aber ist dieser Niederländer ganz frei, und so glaubt er auch an Gerechtigkeit und an Egmonts Sicherheit (IV, 1. 250, 4; 251, 21 ff.).

Jetters politische Stellungnahme ist ebenso schwankend wie sein ganzes Wesen: er möchte wohl liberal und fortschrittlich sein, aber nur, wenn es ungefährlich ist. Seine Ideale sind „Sicherheit und Ruhe" (I, 1. 183, 6), und die entspringen einer großen Ängstlichkeit, die im Grunde seiner Seele alles sorgsam verfolgt und beim geringsten Anlaß hervorschnellt. Er haßt den Krieg, der Sicherheit und Ruhe verscheucht (I, 1. 181, 25 ff.), und darin ist er wieder ein echter Niederländer; er kann es auch der Regentin nicht verzeihen, daß sie die Pfaffen begünstigt, die ihm seine persönliche Freiheit und Sicherheit beschneiden (I, 1. 178, 14, 23 ff.). Oranien ist sein Held, weil er sich hinter ihm verstecken kann (I, 1. 181, 14 ff.). Denn er sehnt sich von Herzen nach einem geborgenen Versteck, die „verfluchten Exekutionen" liegen ihm im Magen, und der Gedanke an sie läßt ihn nicht mehr los (II, 1. 212, 15 ff.). Ihnen zu entgehen, zieht er es vor, sich vor der Inquisition zu ducken und nur zu schimpfen, wenn er sich ganz sicher fühlt (I, 1. 180, 1 ff.). Seit Alba da ist, fühlt er ein körperliches

Unbehagen (IV, 1. 245, 11 ff.); jetzt will er nichts mehr von Vansen wissen (IV, 1. 247, 10), und sogar Egmonts Name jagt ihm Angst ein (V, 1. 276, 3). Die spanischen Truppen sind ihm eine stete Ursache tötlichen Schreckens (IV, 1. 245, 19 ff.). Und so weit bringt ihn das Schreckensregiment, daß er „um Gotteswillen nichts von Privilegien" mehr hören will. In der ungewohnten und seinem Wesen nicht gemäßen spanischen Luft schrumpft dieses Niederländers Gestalt zu würdeloser Kleinheit zusammem.

d) Der Seifensieder zeigt bei der kurzen Gelegenheit, da wir ihn sehen, daß er ganz beherrscht ist von einem cholerischen Temperament. Er ist „ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike" (II, 1. 204, 5 ff.), und zwar betätigt er diese seine konservativ-klerikale Gesinnung mit einem fanatischen Eifer, der sich unter den Niederländern, die wir kennen lernen, nur einmal, eben bei ihm, findet. Mit Flüchen springt er drein gegen die Aufrührer (II, 1. 203, 25 ff.), und seine scharfe Nase wittert Umsturz: „Was sprecht ihr von Freiheiten?" (II, 1. 207, 14). Vansen, der sich anschickt, seine aufreizenden Reden zu halten, bedroht er (II, 1. 208, 20 ff.), und als das nicht hilft, wird er gewalttätig gegen ihn und traktiert ihn trotz des ihm feindlichen Volkshaufens mit Schlägen (II, 1. 209, 15). In dem allgemeinen Wirrwarr, der darauf folgt, verschwindet er, und als Egmont kommt, ist er bereits vergessen.

Die niederländische Eigenschaft des zähen Festhaltens am Alten, hier an der Regierung und am Glauben, geht bei dem Seifensieder schon unter in solchen Zügen, die dem Charakter seines Volkes im allgemeinen fremd und entgegengesetzt sind. Dogmatismus und Fanatismus sind die hervorstechenden Seiten seines Wesens. So berühren sich in ihm die Gegensätze, ja man muß sagen, daß er der spanischen Eigenart bereits sehr nahe steht.

e) Buyck ist der Typus des niederländischen Soldaten. Auf seine kriegerische Vergangenheit ist er nicht wenig stolz (I, 1. 177, 9 ff.), hoch hält er seinen Stand und lobt sich den Krieg (I, 1. 181, 23), wenn es gegen die Bedrücker des Vaterlandes und der Freiheit geht (I, 1. 177, 9 ff.). Seinem Feldherrn Egmont bewahrt er anhängliche Liebe (I, 1. 176, 27), und wie im Schießen (I, 1. 174, 3 ff.), so eifert er ihm in allen Dingen nach (I, 1. 174, 21), nicht zuletzt auch in einer gewissen Großartigkeit des Benehmens (I, 1. 174, 23 ff.) Teilt er diese Züge schon mit vielen seiner Volksgenossen, so kann er auch im übrigen sein niederländisches Volkstum nicht verleugnen. Als

Holländer ist er „beidlebig“ (I, 1. 178, 3), und stolz rühmt er sich seiner Freiheiten unter Egmont (I, 1. 179, 18 ff.); für die ihm in Brüssel entgegen gebrachte Gastfreundschaft will er sich unter allen Umständen revanchieren (I, 1. 173, 16 ff.). Verleitet ihn sein Stand zuweilen zu einem etwas großartigen Auftreten, so ist er doch im übrigen bescheiden (I, 1. 174, 8 ff.) und gutmütig, nimmt so leicht nichts übel (I, 1. 182, 18) und hält auf Frieden unter Landsleuten (I, 1. 183, 2 ff.). Im festlichen Treiben fühlt sich Buyck so recht wohl, da sorgt er für Stimmung und feuert zur Fröhlichkeit an (I, 1. 181, 12): in allem ein prächtiger Vertreter jener Miliz, die die Niederländer so lieben (IV, 1. 245, 27 ff.).

f) Ruysum hat ihr auch angehört. St. Quentin ist seine letzte Schlacht gewesen, und noch jetzt, da er alt und taub und invalid ist (I, 1. 174, 11), erwärmt er sich, wenn er der ruhmreichen Kämpfe gegen die fremden Bedrücker gedenkt (I, 1. 177, 4 ff.). Die alte Liebe zum Soldatenstande und zum Kriege vergißt er nicht (I, 1. 181, 21), wie er auch stets an Egmont, dem verehrten Feldherrn, hängt (I, 1. 177, 1). — Als geborener Friesländer übertrifft er die übrigen Niederländer womöglich noch in dem zähen Festhalten am Alten (I, 1. 174, 11). Obwohl König Philipp seine Liebe nicht besitzt wie Karl V. (I, 1. 175, 24 ff.), so gehört ihm doch als dem angestammten Herrscher Ruysums Treue (I, 1. 175, 20 ff.). Aber auch seine Rechte und Freiheiten wahrt er peinlich genau und will ein Abweichen vom gewohnten Brauch selbst im Spiel nur „ohne Präjudiz“ gestatten (I, 1. 175, 7).

## § 6. Die Spanier.

Zwar lernen wir nicht viele Vertreter des spanischen Volkes kennen, auch haben wir sie nur eine verhältnismäßig kurze Zeit vor Augen — während die Niederländer in mannigfachen Charakteren und Szenen ihre Eigenart vor uns entfalten —, dennoch erhalten wir auch von der spanischen Gruppe einen so starken Eindruck, daß wir wohl versuchen können ihren nationalen Charakter zu zeichnen. Natürlich stehen uns dabei nur ein paar Züge des Umrisses zur Verfügung; der Charakter Alba als typischer Vertreter wird im übrigen den Rahmen lebendig ausfüllen.

Im Ganzen gestaltet sich eine Darstellung des spanischen Volkscharakters genau zum Gegenteil dessen, was über die Niederländer

gesagt wurde. Die beiden Völker stehen sich auf der ganzen Linie grundsätzlich als feindliche Parteien gegenüber, so zwar, daß ihre Hauptvertreter, die zugleich das Wesen ihres Volkes in gesteigertem Maße in sich verkörpern, Egmont auf der einen, Alba auf der andern Seite, den nationalen Gegensatz am schärfsten zur Erscheinung bringen. —

Schon im äußern Auftreten zeigen die Spanier, wie verschieden sie von den Niederländern sind, und diese empfinden beim Anblick der Truppen Albas den Unterschied stark genug: „Die sehen nicht aus als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden" (IV, 1. 252, 4). Welch ein Gegensatz sind diese Soldaten zu der niederländischen Miliz! Da ist keine Spur von Sichgehenlassen, von harmloser Fröhlichkeit, von munterem Gespräch. Sie schweigen alle und lassen es sich nie wohl sein (IV, 2. 253, 9); stramm, unfreundlich, „steif und mürrisch" sind sie (IV, 1. 245, 21ff.), „wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt" (IV, 1. 246, 3). Der eigene Wille, das persönliche Leben, die Ausprägung der Individualität, die wir bei den Niederländern gerade so stark ausgebildet fanden, erscheinen in diesen Spaniern wie ausgeschaltet; in ihnen lebt nur der Wille des Befehlenden, der Geist der Institution. Was sind Silva, Gomez und die spanischen Truppen anders als die Geschöpfe Albas? Er hat sie mit seinem Geist erfüllt, an seine Art zu handeln gewöhnt; den Stempel seines Wesens hat er ihnen allen aufgedrückt und gewaltsam jede Eigenart in seinem Bannkreise vernichtet. Und sie widerstreben dem nicht. Kein persönlicher Freiheitsdrang empört sich gegen diese Unterdrückung ihrer Individualität, gegen diese Gewalt, die von außen in ihr innerstes Wesen eingreift und dessen Gestaltung bestimmt. Der Zug, der die Niederländer gerade zu dem macht, was sie sind: der Trieb zur freien, ungestörten Entwicklung der individuellen Eigenart, fehlt den Geschöpfen Albas, fehlt den Spaniern überhaupt.

So sind sie auch hervorragend geeignet, ein Volk von Höflingen zu sein, die sich dem Willen des Hofes und seinen äußern Regeln, der Etikette, ohne weiteres zu fügen wissen. Die Form ist ihnen nicht das Nebensächliche, sondern gerade das, was sie ihrem Wesen gemäß zuerst und fast allein von einer Sache ergreifen und mit Wichtigkeit behandeln. Dogmatismus, Doktrinarismus kennzeichnen das Volk Philipps II. Das ist die „spanische Lebensart", gegen die Egmont sich so sträubt (II, 2. 218, 15).

Förmlich fassen die Spanier auch die Pflichten ihrer Ämter auf. So die oberste Behörde, der Staatsrat, wenn er nach toten Gesetzesbuchstaben und Dogmen dem Könige Regierungsmaßregeln vorschlägt, die Philipp, seiner Natur gemäß, nur allzu gern hört und ausführt. Sie erfüllen die Vorschriften, an die sie gebunden sind, unbekümmert, ob sie damit der Eigenart ihrer Untergebenen gerecht werden oder nicht; sie regieren, wie die neuen Bischöfe, „unfreundlich und ohne Theilnehmung" (I, 2. 189, 11). Und wenn sich gegen ein solches Regiment des Volkes Unmut regt, dann wissen sie sich nicht anders als mit Strenge und Schärfe zu helfen; so steht Philipp II. den Niederländern gegenüber (I, 2. 186, 28). So ganz verkennt dieser Monarch die Eigenart und die Bedürfnisse der Regierten, daß er glaubt, mit „Feuer und Schwert" die Menschen bändigen zu müssen (III, 1. 235, 1), und so weit ist er von der Erkenntnis wahrer Religion entfernt, daß er in blindem Klerikalismus die Dogmen einer Staatskirche mit Gewalt zur Anerkennung zu bringen unternimmt. Gegen ein Volk wie das niederländische haben solche Maßregeln natürlicherweise nur einen nicht beabsichtigten Erfolg.

Bezeichnend für das spanische Wesen ist ferner, daß man sich Spione hält, um die unruhigen Geister unter den Niederländern zu erkunden, und daß sich Leute finden, die solche Spionendienste tun (I, 2. 186, 23). Nichts könnte einen Niederländer mehr empören als ein Mensch, der alle persönliche Würde und allen Freiheitsstolz so wegwirft; aber in dem Spanier ist der Geist der Inquisition stark genug, daß er solche Gefühle gar nicht aufkommen läßt. Der Spanier läßt eben sein Gewissen tyrannisieren (I, 1. 180, 8), ohne den Druck der Tyrannei zu spüren. So ist er das gegebene Werkzeug der Inquisition, des Absolutismus. Egmonts Worte kurz vor seinem Tode, als er sein braves Volk im siegreichen Freiheitssturm vor Augen hat und dann die spanischen Schergen sieht, treffen darum genau das Wesentliche: „Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth" (V, 4. 305, 16).

## § 7. Alba.

a) In Toledo (III, 1. 234, 2) ist Ferdinand, Herzog von Alba (V, 4. 292, 27), aus spanischem Adel geboren. Vielleicht als Knabe schon wird er mit manchem andern aus der adligen Jugend Spaniens an den Hof Karls V. gezogen sein und so die Sitten vieler Städte

und Länder kennen gelernt haben. Denn es gab keine feste Residenz; der Hof wanderte. Bei seiner Liebe zu den Niederlanden, in denen er geboren, hielt sich der Kaiser weitaus am meisten hier auf, wo reiche und große Städte und ein Volk, das Karl V. als einen Herrscher seiner Art liebte, Anziehendes genug boten, den Aufenthalt abwechselungsreich und angenehm zu gestalten. Schon die Niederländer, die sich neben den Spaniern in der Umgebung des Kaisers befanden, sorgten dafür, daß stets ein munteres, lebensfrohes Treiben am Hofe herrschte. Glücksspiele, bei denen der Würfel nicht selten um hohe Summen rollte, und ritterliche Übungen der Kraft und Geschicklichkeit in den Waffen füllten die freien Stunden der höfischen Jugend aus. Auf der spanischen Seite ragt Alba hervor: als Gegenfigur Egmonts scheint er bereits einen Kreis um sich zu haben, auf den er durch seine innere Überlegenheit einwirkt. Es scheint, daß sich da bald die nationalen Gegensätze gezeigt und zur Bildung von gegnerischen Parteien geführt haben, die sich im Spiel und Wettkampf den Preis streitig machten. In der Tat sehen wir eines Tages die Parteien beim Wettschießen und Alba und Egmont als die Vertreter ihrer Nationen einander gegenüber. Alba unterliegt dem Niederländer, an den er beim Würfeln bereits hohe Summen verspielt hat. Das Glück war ihm nicht hold, und trotz aller Übung und allen Bemühens fehlt ihm Egmonts glückliche Hand. Der Spanier kann den Haß gegen den Sieger nur schlecht verbergen, denn er vermag das Spiel nicht als Spiel aufzufassen; er fühlt den Gegensatz zwischen seiner und Egmonts Natur tief: ihm ist daher harter Ernst, was der Niederländer als leichten, tändelnden Schmuck des nackten Lebens behandelt. So frißt sich das Gefühl der Niederlage bitter in sein Gedächtnis ein und weckt ein brennendes Verlangen nach Vergeltung, das mit der Zeit nur stärker wird. Diese Gegnerschaft Albas und Egmonts wird ein Motiv, das im Leben beider nicht mehr verklingt. Es lebt bei Egmont bloß unbewußt fort, bei Alba ist es ein Stachel, der sich um so tiefer und peinvoller in seine Seele senkt, je höher er aus der Ferne seinen ehemaligen Besieger steigen sieht (V, 4. 294, 1 ff.). Aber auch Alba steigt empor und gewinnt Einfluß im spanischen Volk. Seine Natur entfaltet sich aber in einer Egmont ganz entgegengesetzten Richtung; und aus seinem inneren und äußeren Erleben nimmt auch Alba seine Welt- und Lebensanschauung. Er ist Melancholiker (vgl. S. 63). Diese Temperamentsgrundlage bedingt den Zug der Vorsicht, Sorglichkeit, hemmt das freie Sichgehenlassen,

das dem Sanguiniker eignet. So wird sein ungemein klarer und scharfer Verstand zur abwägenden, kühlen Berechnung; andererseits hält ihn sein Temperament immer bei sich, in den eigenen Gedanken fest.

b) Denn Albas Leben ist damals schon und später beherrscht durch einen berechnenden, von einem eisernen Willen geleiteten Ehrgeiz, der keine Ruhe kennt, solange ein anderer neben ihm gleichen oder höheren Ruhm erlangt und behauptet, der bei einem erreichten Ziel nur größer wird und immer höheren Preis erstrebt. Egmont, der dieses bewußte Bemühen um die höchsten Erfolge nicht kennt und von seinem Standpunkt aus als verblendete Überhebung betrachten muß, nennt später Alba einen „Ruhmsüchtigen“ (V, 4. 293, 4), einen „Eingebildeten“, den „niedriger Haß“, „kleinlicher Neid“ und Rachsucht treiben, den Gehaßten auszutilgen (V, 4. 293, 23 ff.). Egmont weiß eben ein Schicksal über sich, das die Preise nach seinem Beschluß verteilt, und kann daher einen Menschen nicht verstehen, der in trotziger Selbständigkeit seinen Weg geht, um sich zu erringen, zu erzwingen, wonach er strebt. Denn so ist Alba. Der Ehrgeiz hat ihn auf seine Laufbahn getrieben, und er ist höher und höher empor gestiegen. Dies Aufsteigen verdankt er sich selbst, den militärischen Talenten, die sich glänzend in ihm zeigen, und dem Willen, der nicht abläßt vom Ziel, der den begehrlichen Blick auf immer höhere Preise heftet. „Ich freue mich nur über das Geschehene; und auch über das nicht leicht: denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen giebt“ (IV, 2. 256, 23 ff.). Wieviel Hindernisse und Schwierigkeiten, die anfangs unüberwindlich schienen, hat nicht dieser unbeugsame Wille genommen, bis Alba der „erfahrene Krieger“ geworden, dessen Name überall einen hohen Klang hat (III, 1. 233, 6)? Er hat es oft genug bewährt gefunden, daß sich schließlich alles seinen Zwecken fügt, wenn er erst will. Das hat sein Selbstvertrauen gestärkt; denn er steht ja mit seinen Entwürfen und Unternehmungen auf sich ganz allein, keinem andern verdankt er seine Erfolge außer sich. Und wer sollte ihm auch helfen? Alba hat verächtlich genug denken gelernt über die Menschen, mit denen er sein wechselvolles Leben teilt. Einsam steht er über ihnen allen; das Gepräge seines Geistes drückt er ihnen auf, neben und unter sich duldet er keine Selbständigkeit und Eigenart: sie sind alle seine Geschöpfe, er führt sie und bereitet ihnen ihr Schicksal, wie er das von vielen Tausenden in seiner Hand hat. Über sich hat er noch

keine Macht gefühlt, außer Egmonts glücklicher Hand in früher Jugend. Und darum haßt er diese Macht, die er das „Glück" nennt: „Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, Nichtswürdige zu adeln und wohl überlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren" (IV, 2. 256, 26 ff.). Aber er fürchtet das „Glück" nicht und achtet es nicht. Wohl kann das eigensinnige Glück ihm einmal einen schönen Plan verderben, wie auch ein störrisches Kind des Vaters Absicht einmal durchkreuzt, im übrigen aber muß das Geschehene die Bahnen nehmen, die Alba ihm vorschreibt: er macht das Schicksal. Und so fühlt er sich in einsamer Höhe erhaben über alle die, die blind und leicht dahinleben und schließlich doch ihr Geschick aus seiner Hand empfangen. Ihn gehen ihre kleinen Gefühle nichts an, nichts die Sorgen, die Bestrebungen der Menge, der Völker. Er steht auf sich und sieht nur sein Ziel und geht nur seinen Weg, führte er auch über die Leichen und das zertrümmerte Glück von Tausenden, an denen doch nichts verloren ist. Egmont ahnt etwas von Albas Sinn: „Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte ..." (V, 4. 293, 18 ff.). So geht er durchs Leben, fremd allen menschlichen Verhältnissen, mit totem Herzen und Gemüt, ganz Wille, Wille zur Macht.

c) Und der Geist, der in ihm lebt, hat sich den Körper mit der Zeit wohl angepaßt. Alba ist über die besten Mannesjahre wohl hinaus, denn er hat einen erwachsenen Sohn, Ferdinand. Seine hohe (IV, 1. 251, 16), hagere Gestalt wird beherrscht von den Augen, die, überwölbt von der furchtbaren „ehrnen Stirne" (III, 1. 234, 2 ff.), aus düsteren Höhlen „tiefe Feuerblicke" schießen. „Kein Ton ist so gelbbraun, gallenschwarz, wie Albas Gesichtsfarbe" (III, 1. 234, 13 ff.). Es ist eine Erscheinung, wie dazu gemacht, Furcht einzuflößen; der gewöhnliche Mann fühlt mit Schaudern die Überlegenheit, deren Bewußtsein diese Stirne trotzig verkündet, die höhnische Verachtung aller Menschlichkeiten, die aus diesen Augen blitzt. „Der alte Kater sieht aus als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen" (IV, 1. 248, 4 ff.); „der lange Herzog hat auch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere" (IV, 1. 251, 16 ff.), — so malt sich seine Person in den Augen des Volkes.

Es ist das Bild eines Melancholikers, das so vor uns erscheint — Goethe deutet mit dem Wort „gallenschwarz“ dieses Temperament an (III, 1. 234, 13) —, und in der Tat entspricht die Lebens- und Umgangsart Albas seinem melancholischen Temperament. Man sieht es diesem Manne an, daß er nicht viele Worte macht. Nicht einmal seinen Soldaten gegenüber tritt er aus seiner Reserve heraus. Was ist ihm auch das Heer anders als das Werkzeug seiner Taten, seines Ruhms? eine gleichgültige Masse, belebt von seinem Geist, genug belohnt durch die Teilnahme an seinen Triumphen? An dem, was in ihm vorgeht, an seinem innersten Leben und an der Gedankenarbeit des Feldherrn läßt er keinen Anteil nehmen. „Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte“ (IV, 2. 253, 10). Das Heer ist sein Werkzeug: kein engeres, menschliches Verhältnis besteht zwischen ihm und seinen Soldaten. Nicht wie ein Egmont, wie ein Held und Vorkämpfer geht er an ihrer Spitze oder an ihrer Seite in die Schlacht, er teilt das Schicksal des Kriegers nicht mit ihnen. Sondern er ist der Stratege, der nur mit seinen Gedanken an den Schlachten Anteil hat; er berechnet die Angriffe und Bewegungen, und wie ein Spieler, kühl und überlegt, macht er seine Züge. „Schweigend“ führt er sein Heer so aus Italien durch die größten Gefahren hindurch in die Niederlande (IV, 2. 253, 16); auf die Soldaten aber wirkt sein Genie dadurch nur noch geheimnisvoller, mächtiger, unheimlicher. Sie werden von ihrem Führer immer vor vollendete Tatsachen, vor Erfolge gestellt, ohne die Mühe und Sorge zu kennen, die der Geist des Feldherrn vorher zu überwinden hatte. Sich seine Arbeit zu erleichtern, indem er andere zur Beratung und Einsicht der Lage herbeizöge, vermag ein Alba nicht, der so gering von den Menschen denkt. Und dieses abgeschlossene Leben hat er zu lange geführt, als daß nicht auch ein Mißtrauen in ihm entstehen sollte gegen jeden, der einen Blick in sein Inneres tun möchte. Nicht einmal seinem eigenen Sohn schenkt er Vertrauen; erst unmittelbar vor der Ausführung läßt er ihn seinen Plan wissen (IV, 2. 258, 28 ff.). Dagegen verlangt er von seinen Truppen „strengste Mannszucht“ (IV, 2. 253, 23), blinden Gehorsam. Und er findet ihn; denn die mannigfaltigen Beweise seines Feldherrngenies (IV, 2. 253, 19 ff.) haben ihm in ihren Augen eine unbegrenzte Autorität verliehen: „Wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweis't daß er recht befohlen hat“ (IV, 2. 253, 1 ff.). Unbedingt treu hangen

ihm seine Soldaten an, sein Wille lebt in ihnen allen; und so ist das Heer eine gewaltige Waffe in seiner Hand, die für sich zu erhalten Philipp II. alle Ursache hat. In der Tat stellt Alba eine Macht dar, mit der jeder rechnen muß, und dem entsprechend ist der Einfluß des „Allgewaltigen“ (V, 4. 298, 8) auf die spanische Politik nicht gering, ja Alba gibt ihrem System und Programm seinen Namen. Das ganze spanische Volk scheint gleichsam in Albas Banne zu stehen. Es ist, als ob sein gewaltiger Wille alle Spanier nach sich gemodelt, ihnen sein Wesen aufgeprägt, aufgezwungen habe. Wenigstens zeigen sich die Spanier des Stückes — bis zu gewissem Grade selbst Ferdinand — ganz als seine Geschöpfe.

Wie er überhaupt kein Organ für die zarteren Äußerungen des Lebens mehr hat, so gibt es besonders kein inneres Verhältnis zwischen Alba und dem weiblichen Geschlecht. Er hat den Frauen gegenüber kein anderes Gefühl als das der Verachtung (III, 1. 234, 4 ff.), und er gibt dieser Verachtung unbekümmert Ausdruck. Wie anders Egmont! Zwar hat auch Alba in jüngeren Jahren nicht verschmäht das Weib zu nehmen, wie es sich ihm bot, aber dann hat er sich mit umso größerem Hohn von der Schwachheit und Weichheit dieses Geschlechtes abgewandt. Wieviel Härte und Verachtung liegt nicht in den Worten, die er zu seinem Sohne über dessen Mutter spricht (IV, 2. 258, 14 ff.)! Ihm ist es nicht gegeben, andere aufzunehmen in das Reich seiner Seele, seiner Gefühle und sie an seinem Leben teilnehmen zu lassen: er hat die Liebe niemals gekannt. Auch darin ist er der Einzelmensch, der für sich und nur für sich lebt: der Egoist aus Überzeugung. Auf diesem selben Boden erwächst Albas Abneigung gegen die Menschen, die freundlich und liebreich sind, gegen Menschen wie Egmont, wie die Niederländer überhaupt; unverständlich und verächtlich ist es ihm, wie einer mit offenem Herzen dem andern entgegen kommen kann; er sagt „von einem freundlichen Menschen: er sei wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken“ (IV, 2. 253, 13 ff.). Er sieht seine Mitmenschen eben nicht als seinesgleichen an und ist gewohnt, daß sich alles seinem überlegenen Willen fügt. Geschieht dies nicht sofort, so vermag er den Grund nur in Böswilligkeit und törichter Verstocktheit zu suchen, und seine Mittel dagegen sind „Härte und Grausamkeiten“ (III, 1. 235, 22); Oranien nennt das seinen „Mordsinn“ (II, 2. 226, 20 ff.). Albas Sache ist es nicht, lange zu untersuchen und zu vermitteln, er liebt raschen und kurzen Prozeß, sein

Wille verlangt schnelle Anerkennung, sei es gutwillig, sei es durch Gewalt: „Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder: denn aus diesem Capitel kann man sie alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen“ (III, 1. 234, 14 ff.). Und wenn er einmal am strafen ist, dann macht er seine Sache gründlich; das Übel mit Stumpf und Stiel auszurotten ist seine Art: er „hängt sich an jeden Muthwillen, der vorbei ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist“ (III, 1. 234, 20 ff.); „kein Verbrechen, kein noch so geringes Vergehen, darf unbestraft bleiben“ (IV, 2. 264, 7 ff., 26). Furchtbar und durchgreifend sind seine Maßregeln; das müssen auch die Bürger Brüssels sofort erfahren, als Alba in die Stadt einzieht (IV, 1. 244, 11 ff.).

d) Solchem Doktrinarismus entspricht seine Ansicht vom Staate, von den Rechten des Herrschers und des Volkes. Der gute oder böse Wille des Volkes kommt bei ihm gar nicht in Betracht, dazu denkt er viel zu gering von der Menge (IV, 2. 263, 19 ff.). Mit Freiheit ist der Masse nicht gedient; sie kennt sie nicht und weiß sie nicht zu brauchen: „Weit besser ist's sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch“ (IV, 2. 266, 14 ff.). Und darum: „Gehorsam fordre ich von dem Volke“ (IV, 2. 271, 9). Was kümmert sich ein Alba um die Güter der Menge, um das Herkommen, die so geliebte Überlieferung, um das historisch Gewordene? „Und sollte der Regent nicht Macht haben dieses alte Herkommen zu verändern?“ (IV, 2. 268, 8 ff.). „Der König will seinen Willen“ (IV, 2. 270, 6); „des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's sein muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern ...“ (IV, 2. 270, 8 ff.). „Es ist nichts natürlicher als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am liebsten aufträgt, die ... seinen Willen unbedingt ausrichten“ (IV, 2. 267, 7 ff.). Das sind die Grundsätze des Absolutismus, und gerade sie aus Albas Munde zu hören, kann uns nicht wundern: ein Mann, der das Volk so gering einschätzt, der in den Mittelpunkt der Welt stets den eigenen starren Willen setzt, muß mit Notwendigkeit zum Absolutismus kommen. Ein Alba fühlt und versteht sich nicht als einen Teil des Volkes, der Welt, sondern stellt sich mit seinem Willen über sie; sein eigenes Wesen zwingt er allen auf und duldet keine Eigenart und Selbständigkeit: er regiert nicht

aus dem Volke heraus, sondern in dasselbe hinein. — Auf religiösem Gebiet entspricht dem die Inquisition, und Alba stellt seine Macht auch in ihren Dienst, obwohl er in Sachen des Kirchenglaubens seiner Weltanschauung gemäß indifferent bleibt.

e) In die Niederlande führt ihn sein letzter Kriegszug, und in seiner gewohnten Weise erledigt er auch dort seine Aufgabe. Alles wickelt sich glatt nach dem Programm ab, das er vorher wohl überlegt hat; die „strengen festen Knoten“ von Albas politischen und militärischen Geweben bewähren sich auch hier (V, 4. 298, 26). Und hier winkt ihm noch ein anderer, höchster Triumph: die Gelegenheit ist da, an Egmont die unvergessene Niederlage in der Jugend zu rächen, ihm zu zeigen, wer wirklich der Stärkere, Größere ist. Der verhaßte Nebenbuhler soll ihm zugleich mit Oranien, dem gefährlichsten Feind des Königs, in die Hände fallen, und somit hätte er einen Schlag gegen die Niederländer geführt, von dem sich das gehaßte Volk nicht leicht wieder erholen würde. Alle Vorbereitungen sind getroffen, alle möglichen Zufälligkeiten in die Rechnung eingesetzt (IV, 2. 261, 1 ff.): dem Schicksal ist sein Weg vorgeschrieben und bereitet, und Alba kann sich noch einmal so recht als seinen Meister fühlen. Da versagt der Plan gerade im wichtigsten Augenblick: Oranien geht nicht ins Garn.

Nie hat ein Mißgeschick den Herzog schwerer getroffen; immer hat er sich sonst mit einigem Wüten über den „Eigensinn des Glücks“ darüber hinweg geholfen. Jetzt kommt der ganze stolze Glaube an seine Meisterschaft über das Schicksal ins Wanken; jetzt tauchen Zweifel in ihm auf, die seine so lange behauptete Überlegenheit mit einem Male in Frage stellen. Wie von unsichtbarer Hand aus der eingebildeten einsamen Höhe hinabgestürzt mitten unter die Masse der andern, ohnmächtig wie sie, so kommt er sich vor. „So zwingt dich das Geschick denn auch, du Unbezwinglicher?“ „Wie in einen Loostopf greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest ist noch zugerollt, dir unbewußt, sei's Treffer oder Fehler!“ (IV, 2. 261, 9 ff.). Zweifel an allem, was ihn groß gemacht und was ihn ein Leben führen ließ, leer von Freuden, die den andern blühten, nagen an ihm. Sein ganzes Leben ein Selbstbetrug, umsonst, verfehlt? — so muß er sich fragen.

f) Aber Egmont ist in seiner Hand; das reißt ihn vorerst aus den schmerzenden Gedanken und Zweifeln heraus. Den Triumph über ihn will er bis zur Neige auskosten. Für den gefangenen

Nebenbuhler gibt es nichts als Vernichtung, und mit den Mitteln des Absolutismus ist ihm bald der Tod bereitet. Da fügt ihm der sterbende Egmont noch eine zweite Niederlage zu, und die ist schwerer als die in der Jugend. Er zieht Albas Sohn aus dem Lager des Vaters zu sich herüber und gewinnt ihn zum Freund. Ferdinand hat rechte Vaterliebe wohl nie erfahren — die zu geben war ein Alba nicht imstande —, aber er war seinem Vater „werth und lieb" (IV, 2. 259, 9 ff.) als ein Stück seiner selbst, als der berufene Erbe seines Ruhms, als der Fortsetzer seines Lebens, seiner Taten, und so umfaßte der große Egoismus Albas auch das Geschick des Sohnes. Ihn sich gleich zu bilden, „unempfindlich", „taub gegen alles Schicksal" zu machen, ist sein Bestreben gewesen (V, 4. 296, 3 ff.); er wollte seine Seele zurüsten zu der Aufgabe, die er ihm bestimmte. Ob diese Aufgabe der Natur des Sohnes angemessen, ihr gemäß sei, danach fragt ein Alba ja nicht. Wohl mag er anfangs, als Ferdinand zu seinen Füßen um Egmonts Leben bittet, einen großen Teil der Schuld dem weichen Gemüte seines Sohnes, dem Erbteil der Mutter, zuschreiben; und wie er stets die mütterlichen Eigenschaften im Sohne zu vertilgen bestrebt war, so versucht er auch jetzt eine Radikalkur dagegen: er schickt Ferdinand ins Gefängnis, damit er das Todesurteil höre, die Zerknirschung Egmonts erlebe und dadurch abgehärtet werde (V, 4. 296, 3 ff.; 299, 2 ff.). Er hat damit den Sohn auf immer verloren.

Was ihm bei Tausenden von Spaniern gelungen ist: ihnen seinen Willen, sein Wesen aufzuzwingen, das mißlingt ihm beim eigenen Sohne. Und es mißlingt ihm auch bei dem niederländischen Volke, dessen individueller Freiheitsdrang sich gewaltig gegen Unterdrückung auflehnt.

So bedeutet der Zug in die Niederlande, besonders der Kampf gegen Egmont für Alba die Katastrophe. Der Glaube an sich, an die Allmacht des Denkens und Willens dem Weltgeschehen gegenüber, der ihm Inhalt des Lebens gewesen, bricht zusammen; Egmont trägt einen letzten, höchsten Triumph noch im Tode über ihn davon. Dem niederländischen Volke, dem Alba als Unterdrücker genaht, wird der tote Egmont ein Führer in dem Kriege sein, der die Herrschaft der Spanier hinwegfegt, die nationale Freiheit aufrichtet und damit Alba und sein Werk endgültig vernichtet.

## § 8. Spanische Typen.

a) Silva ist in allem ein getreuer Schüler seines Herrn, in dessen militärisches Genie er ein unbegrenztes Vertrauen setzt, und auf dessen Ansehen und Erfolge er stolz wie auf eigene ist. An ihm zeigt sich die Zucht und die Schule Albas in mehr als einer Hinsicht: er ist „gewohnt blindlings zu gehorchen“ (IV, 2. 252, 24); er ist so „verschlossen und einsylbig“ wie sein großes Vorbild (IV, 2. 253, 4), er schweigt und läßt es sich nie wohl sein; „Muth, Entschlossenheit, unaufhaltsames Ausführen“ schätzt Alba an ihm (IV, 2. 255, 16 ff.). Geschickt weiß er sich auch seines Feldherrn Gunst zu erhalten. Und diese muß ihm als Staffel für seinen Ehrgeiz dienen, denn „wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und jeder den er empfiehlt nicht unbelohnt“ (IV, 2. 259, 9 ff.). Die Politik Albas versteht und durchschaut er wie kein zweiter (IV, 2. 254, 17 ff.; 256, 13 ff.), und wie sehr er sich des Herzogs Art zu handeln und zu denken angeeignet hat, zeigen die Worte, mit denen er seinen Auftrag entgegen nimmt: „Vertrau auf uns. Ihr Schicksal wird sie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß pünktlich und schrecklich treffen“ (IV, 2. 255, 25 ff.). Im Dienste Albas ist er auch zum scharfen Menschenkenner und Diplomaten geworden. Der Herzog selbst könnte keine bessere Art ersinnen, den Adel zu beobachten und einzuschüchtern, als es Silva tut (IV, 2. 256, 13 ff.). Und glaubt man nicht Alba selbst zu sehen und zu hören, wenn Silva dem gefangenen Egmont das Todesurteil in dürren, amtlichen Worten mitteilt und nur hinzufügt: „Du weißt nun dein Schicksal“ (V, 4. 291, 20 ff.)?

So hat die Schule Albas diesen Spanier geformt, bis er zu einem kleineren Abbilde des größten Spaniers geworden ist. Aber das, was der Erscheinung des Toledaners ihr bedeutendes Gepräge gibt, die gewaltige innere Kraft, von der das äußere Auftreten und die Art zu handeln und zu denken nur die Ausflüsse sind, das fehlt Silva. Er ist eben nicht Original. Ein blasses Abbild von Albas Wesen, hat er nicht dessen Glauben an sich und an seine Herrschaft über die Macht, der das Weltgeschehen unterworfen ist. Ihm kommen noch Sorgen für den glücklichen Ausgang eines Unternehmens; dann sieht er Geister vor sich, „die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen

die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's" (IV, 2. 257, 11 ff.). Ihm „sagt's das Herz", daß Oranien nicht kommen wird (IV, 2. 260, 16). An Albas Seele hat auch dieser getreuste seiner Diener keinen Teil; denn ein ahnungsvolles Gefühl existiert für einen Alba nicht, der nur berechnend denkt und klar will.

b) Gomez verrät uns auf den ersten Blick, daß er in der Umgebung Albas ein Fremder ist. Des Feldherrn Wille hat ihn noch nicht so umgebildet wie Silva. Er ist den leichteren, italienischen Dienst gewohnt und hat sich „das Schwätzen und Raisonnieren angewöhnt" (IV, 2. 253, 6). Er gehorcht nicht blindlings, sondern fragt noch nach der Ursache und dem Zweck eines Befehls (IV, 2. 252, 23). Ja er kritisiert sogar ein wenig und glaubt nicht an die Ankunft des Königs, an die man doch glauben soll. Erst ganz zuletzt begreift er, was Alba mit Egmont und Oranien vorhat (IV, 2. 254, 16). Der Herzog ist ihm noch ein „Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte" (IV, 2. 253, 10 ff.). Er begreift ihn nicht, aber seine Erfolge sieht er. Und so ist er erfüllt von Bewunderung vor seinem Führer; felsenfestes Vertrauen hat er zu seiner Feldherrnkunst, die ein solches Meisterstück zuwege brachte wie den Zug aus Italien durch nichts als Feinde hindurch in die Niederlande. Begierig ist er, von einem solchen Mann zu lernen (IV, 2. 253, 26).

Gomez zeigt sich in all dem als ein Mensch von ziemlich harmlosem Charakter, der den Spanier hervorzukehren in Italien verlernt hat. Aber er besitzt die Eigenschaften, die jeden Spanier zu einem guten Soldaten machen: willigen Gehorsam gegen den Vorgesetzten (IV, 2. 253, 7) und den Ehrgeiz, der ihn anstachelt, seinem Vorbilde Alba nachzustreben. In diesem Streben wird er nach nicht langer Zeit diejenigen Seiten seines Charakters ausbilden lernen, die ihn erst zum echten Werkzeug und Abbild eines Alba machen, und die sein unmittelbarer Lehrer Silva schon so ausgeprägt zeigt.

---

Wie bei der niederländischen Gruppe, so haben wir auch bei der spanischen eine gewisse Stufenfolge der Charaktere feststellen können. Alba prägt die Eigenart seines Volkes am schärfsten und stärksten in sich aus und ist der ideale Spanier, wie Egmont der

ideale Niederländer. In diesen beiden Charakteren ist also der Gegensatz der beiden Völker lebendig dargestellt, ein Gegensatz, wie wir sahen, der nicht größer sein kann. Es ist der Gegensatz, wenn wir so sagen wollen, von Herz und Kopf, der Gegensatz von natürlichem, rein menschlichem Fühlen, triebartigem Handeln und abstrakt-dogmatischem Denken und berechnendem Vorgehen. Ein innerer Trieb zwingt die Niederländer, ihrer Eigenart gemäß zu handeln, ihre Persönlichkeit auszuleben, unbefangen, frei. Der berechnende Verstand herrscht im Spanier, zeigt ihm seinen Vorteil und läßt ihn denselben verfolgen; die Gefühle, das Herz, schweigen dabei, der Gedanke herrscht; durch Gedanken, auch Lehrsätze läßt der Spanier sein persönliches Leben einengen, ja er ficht für ihre Machtausdehnung: politischer und religiöser Fanatismus, Doktrinarismus, machen das Volk Philipps II. reif zum Absolutismus, zur Inquisition.

---

# Die Mittelgestalten.

## § 9. Ferdinand.

Ferdinand ist der Verbindung Albas mit einem Weibe entsprossen, von dem wir nur erfahren, daß es von seinem Verführer wegen allzu leichten Sinnes und zu großer Zutraulichkeit getadelt und verachtet wird (IV, 2. 258, 13 ff.). Während von des Vaters Eigenart so gut wie nichts auf den Sohn übergegangen zu sein scheint, hat sich der „Leichtsinn“ der Mutter und ihr rasches Vertrauen und Hingeben in voller Stärke auf Ferdinand vererbt. Noch den herangereiften Jüngling trifft um dieser Eigenschaften willen oft des Vaters unwilliger Verweis (IV, 2. 258, 13 ff.). Aber es ist umsonst: allen Maßregeln Albas zum Trotz entwickelt sich der Sohn inmitten der spanischen Umgebung zu einem jungen Manne, der von den Spaniern durch sein ganz anderes Wesen merklich absticht und mehr und mehr die Merkmale zeigt, an denen Alba den ihm so verhaßten Charakter des niederländischen Volkes und dessen Hauptvertreter erkennt. Denn Ferdinand ist jung und hat „ein glückliches Ansehn“; „so zutraulich, so freundlich“ begegnet er den Menschen (V, 4. 295, 4 ff.), und „leichtsinniges Wohlwollen,

unachtsame Fröhlichkeit" zeigt sich in seinem Betragen (IV, 2. 258, 19 ff.). Nichts Hartes ist in seinem Wesen, lenkbar und „bildsam" folgt er allen starken Einflüssen und Anregungen (IV, 2. 258, 18). Viel selbständigen Willen finden wir bei ihm nicht, immer sind es Kräfte von außen, die ihn lenken und anziehen. Und solcher auf ihn einwirkender Kräfte gibt es zwei, die sein äußeres und inneres Leben von früher Jugend an bestimmen. Seines Vaters mächtiger Wille herrscht fast unumschränkt über ihn und gestaltet das äußere Leben des so anders gearteten Sohnes ganz nach seinem Geschmack, und es gelingt ihm in der Tat, etwas von seiner Art zu denken und zu handeln dem bildsamen Wesen Ferdinands aufzuprägen (IV, 2. 257, 22 ff.). Aber es bleibt ein äußerer Firnis. Ferdinands Innenleben steht unter dem Einflusse einer anderen großen Gestalt. Egmonts glänzende Persönlichkeit ist das Ideal geworden, das Albas Sohn geheim in der Seele trägt. Das Gefühl der Wesensverwandtschaft ward stark in ihm, das Gefühl dafür, daß die eigene Natur, zu idealer Vollkommenheit gesteigert, in Egmont lebe. Es hat sich mit den Jahren zu umso größerer Gewalt in ihm entwickelt, je weniger er eine ähnliche Gestalt in seiner Umgebung finden konnte, und je mehr dem Wesen Egmonts gleichgestimmte Saiten in der eigenen Brust zu klingen begannen. Aus der Ferne betet er den heimlich vergötterten Mann an: „Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung war der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort" (V, 4. 297, 1 ff.). Am Hofe hört er über Egmont reden, und „wie oft wünscht' ich dich warnen zu können" (V, 4. 300, 21 ff.). So lebt er dahin; aber seine Verehrung Egmonts muß heimlich bleiben, während Alba offen sein Tun und Lassen bestimmt.

Da führt ein Kriegszug den Vater in die Niederlande. Ferdinand sieht Egmont von Angesicht, und stärker als je fliegt ihm sein Herz entgegen (V, 4. 297, 9): „Dich hatt' ich mir bestimmt, und wählte dich auf's neue da ich dich sah. . ." (V, 4. 297, 10). Egmonts bezaubernde Persönlichkeit zieht ihn immer mehr in ihren Bann. Jetzt zum erstenmal eine Andeutung dem Vater gegenüber: „Es scheint wir werden Freunde sein" (IV, 2. 258, 10 ff.). Aber sofort muß er sehn, daß diese Gegensätze unüberbrückbar sind, daß

er sich zu entscheiden hat, wem von beiden er folgen wird. Der Konflikt, der lange in Ferdinands Brust lag, bricht plötzlich in aller Schärfe aus. Alba merkt, daß sein Sohn ihm verloren gehen kann, und wendet nun seine Maßregeln an: durch schnelle und brutale Tatsachen soll Ferdinands weiches Gemüt betäubt und abgehärtet werden, er soll nicht Zeit haben zu überlegen. Zwar ist Ferdinand anfangs „erstaunt" über des Vaters raschen Anschlag (IV, 2. 259, 5), aber die Gewohnheit der Unterwerfung unter des Vaters Willen siegt: er gehorcht, obgleich „zum erstenmal mit schwerem Herzen und mit Sorge" (IV, 2. 260, 9). Er durchschaut ja auch in seiner Arglosigkeit des Vaters Absicht noch nicht bis ans Ende (V, 4. 295, 17 ff.; 297, 26 ff.); aber „Angst und Schmerz" über den Verrat, den er trotzdem am Freunde begeht, verzehren ihn bereits. Durch freundliche Worte, die er dem Vater zum Trotz an Egmont richtet, zeigt er diesem seine wahre Gesinnung (IV, 2. 271, 24 ff.). Dann aber sieht er, daß es um des Freundes Leben geht, und nun vermag der äußere Zwang, den er sich bisher immer vor dem Vater gegeben, nicht mehr die inneren Gefühle zu fesseln. Verzweifelt wirft er sich dem an solche Szenen nicht gewohnten Vater zu Füßen, redet und bittet und erfleht Rettung des Freundes (V, 4. 299, 1 ff.). Da muß Alba wohl sehen, was für ihn auf dem Spiel steht. Mit der härtesten Maßregel, die er ersinnen kann, will er die aufgeregten Gefühle Ferdinands ersticken: er schickt ihn mit dem Todesurteil ins Gefängnis (V, 4. 295, 28 ff.). Damit hat er freilich, ohne es zu wollen, alle Bande zwischen sich und dem Sohn zerschnitten; denn Ferdinand, von der Grausamkeit des Vaters im Innersten verwundet und abgestoßen (V, 4. 295, 28), benutzt diese Gelegenheit zu einer ungestörten Aussprache unter vier Augen mit Egmont (V, 4. 293, 8 ff.). Und jetzt vollzieht sich die Loslösung von Alba. Unter leidenschaftlichen Ausbrüchen des Schmerzes über sein verfehltes Leben und den drohenden Verlust seines Ideals (V, 4. 294, 25 ff.; 299, 20 ff.) gibt er sich der Vereinigung mit Egmont stürmisch hin (V, 4. 296, 24). Er kann sich von dem endlich ganz gewonnenen Freunde nicht trennen (V, 4. 301, 19; 302, 21, 23); von seinem Glück und seinem Schmerz wie „betäubt", verläßt er endlich das Gefängnis (V, 4. 302, 26). —

Das Schicksal hat ihn, der ganz niederländischen Wesens ist, unter Spaniern geboren werden und leben lassen. Aber die spanische Art ist ihm innerlich fremd geblieben: er denkt nicht berechnend, er

handelt nicht zwecksetzend, sondern er läßt sich — wie die Niederländer — von seiner Natur treiben. Als ihn Egmonts sieghafte Erscheinung anzieht und zuletzt ganz dahin führt, wohin er gehört und wo er wahrhaft leben kann, da muß er den Mann verlieren, der allein seines neuen Lebens Stütze und Halt zu sein vermag, unter dessen Einfluß allein er sein Wesen hätte zur wahren Entfaltung bringen können. „Ein größeres, ein ungeheureres Übel" als Egmonts Tod ist für Ferdinand nicht zu denken (V, 4. 296, 14 ff.); mit dem Freunde bricht alles in ihm zusammen (V, 4. 296, 21); mit ihm überlebt er sich selbst (V, 4. 299, 28), und „schal, verworren, trüb" ist ihm die Zukunft (V, 4. 300, 2 ff.). Das aber ist für Ferdinands ferneres Leben entschieden, daß er für die Spanier, für Alba verloren ist.

## § 10. Die Regentin.

Margarete von Parma ist als Tochter Karls V. und Schwester Philipps II. auf des Lebens Höhen gestellt. Und nach allen Anlagen ist sie wohl geeignet, eine führende Stelle auszufüllen. Denn ihre Erscheinung entbehrt nicht der starken, energischen Züge, ja sie besitzt sie in einem Maße, daß sie einen fast männlichen Charakter erhält. Schon das Äußere deutet dies an. Margarete ist eine „majestätische Frau" (III, 2. 242, 19); ein „Bärtchen auf der Oberlippe" verleiht ihrem Antlitz einen männlichen Zug, und sogar von Leiden, die gewöhnlich eine Plage des starken Geschlechtes sind, wird sie heimgesucht, denn sie hat „manchmal einen Anfall von Podagra": „eine rechte Amazone" (III, 2. 242, 16 ff.). Als solche gibt sie sich auch den männlichen Freuden der Jagd und des Reitens eifrig hin (I, 2. 183, 16 ff.). — Abgesehen von diesen Äußerlichkeiten hat die Regentin aber auch einen „männlichen Geist", „sie ist groß, herzhaft, entschlossen" (III, 2. 242, 10 ff.). Ihre Furchtlosigkeit zu zeigen hat sie während der Unruhen in Brüssel Gelegenheit genug, und „es muß sehr arg sein, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wachen versteckt" (II, 1. 203, 15 ff.). Selbst männlich-offen, mag sie auch an andern lichtscheue Heimlichkeiten nicht leiden: so ist ihr Philipps Art zu schreiben „empfindlich" (III, 1. 233, 12), und mit lebhaftem Abscheu fühlt sie des Bruders argwöhnische Augen stets wach auf sich gerichtet (I, 2. 186, 17 ff.). Margaretes männliches Temperament braucht, wenn es nicht verkümmern soll, Betätigung; sie würde es

nicht aushalten, „am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen" (II, 2. 223, 8 ff.). Untätigkeit würde sie elend machen; aber auch dieses Los auf sich zu nehmen ist sie stark genug, wenn es ihr Ehrgefühl und ihr Stolz verlangt; einem Alba gegenüber wird es ihr an Selbstbezwingung und Seelengröße nicht mangeln: „So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu zu sein, ... ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt" (III, 1. 235, 27 ff.).

Geben diese mehr männlichen Züge ihrer Erscheinung eine kräftige Eigenart, so entwickelt Margarete andrerseits auch Eigenschaften, die ihrem Geschlechte Rechnung tragen. Dieser energischen Persönlichkeit fehlt weibliche Güte und Nachsicht nicht (I, 2. 184, 1), und ihr trotz allem weiches und fein empfindendes Gemüt fühlt es schmerzlich, „daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit ausschließt" (I, 2. 187, 16 ff.). Die widerstrebenden Tendenzen in der Politik machen sie zuweilen gereizt; sie läßt ihren Unmut fühlen, wenn ihre gutgemeinten Pläne Hemmnis finden und zu scheitern drohen (II, 2. 222, 4 ff.), denn sie ist und bleibt doch „ein Weib, und die möchten immer gern daß sich alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte ... und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten" (II, 2. 222, 17 ff.). Margaretes weibliche Natur bebt schaudernd vor der grausamen Rücksichtslosigkeit eines Alba zurück, und seine Mißachtung und geringschätzige Verspottung ihres Geschlechtes steigert den Abscheu in ihr zum Haß gegen diesen Mann (III, 1. 234, 2 ff.). Zu ihm gibt es für sie kein Verhältnis, sie können nicht beide an selber Stelle und neben einander wirken; einer muß weichen, und daß sie gehen muß, ist ihr im voraus klar. Sie zieht denn auch diese Konsequenz (IV, 1. 246, 14 ff.), so schwer es ihr wird. Wie sehr die Regentin doch Weib ist, das zeigt am besten ihr Verhältnis zu Egmont: ihres Herzens heimliche Neigung zu dem Manne, den sie als politischen Gegner und Nebenbuhler betrachten muß, kann sie nicht unterdrücken (I, 2. 188, 4, 8; 189, 26; 191, 14 ff.); ja es bleibt selbst Egmont nicht verborgen, daß „der Regentin Freundschaft ... fast ... Liebe war" (V, 2. 282, 21 ff.).

Ihre weibliche Natur erklärt auch vielleicht am besten noch einen andern hervorstechenden Zug ihres Wesens, der seine scharfe

Ausprägung aber zum Teil gewiß ihrer Erziehung und Umgebung verdankt. Das ist Margaretes Glaubenseifer. Sie ist eine strenge Katholikin (I, 2. 184, 9 ff.), unentwegt hält sie fest an den Lehren ihrer Kirche (I, 2. 187, 21 ff.), die „den nächsten besten Weg" zum Seelenheil zeigen (I, 2. 188, 2 ff.). Hierin verleugnet sie nicht das Blut, das in Philipps II. Adern fließt: dem religiösen Fanatismus ist auch sie bis zu gewissem Grade zugänglich, und ihre Regierung erfährt in dieser Richtung einen sehr merkbaren Einfluß (I, 1. 178, 23 ff.). Daß sie aus einem Geschlechte von Kaisern und Königen stammt, kommt ihr auf der andern Seite sehr zu statten: in der Wiege empfing sie eine Natur, durch alle Gaben bestimmt zum Herrscherberuf, und diesen Beruf hat sie jahrelang aus der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Sie kennt die Politik und kann von sich sagen, daß sie in Staatsgeschäften erfahren ist (III, 1. 235, 5 ff.). So veranlagt und seit Jahren erfolgreich in ihrem vorbestimmten Beruf tätig, gewinnt sie ihre Tätigkeit lieb, deren Ende sie nur mit schmerzlicher Resignation erwarten kann: „Es ist so schön zu herrschen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte" (III, 1. 231, 10 ff.). Aber auch sie muß den schweren Schritt tun, den das Schicksal und ihr Stolz gebieten: und lieber verzichtet sie freiwillig auf ihren Lebenszweck — denn das ist ihr der Herrscherberuf —, „als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat und nun besitzt und genießt" (III, 1. 236, 8 ff.). Für Margarete hat dieser Verzicht die Bedeutung einer Katastrophe: „Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins Grab" (III, 1. 236, 4 ff.). In Augenblicken wie diesen, wenn sie sich so auf neue und für sie glück- und hoffnungslose Lebenswege gedrängt fühlt, dann steigt auch im Innern dieser strengen Katholikin eine herbe Resignation auf, Gedanken voll Fatalismus: „O was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her" (I, 2. 184, 20 ff.). Oft genug hat sie es erfahren, wie ohnmächtig der Mensch dem Gang des Schicksals gegenüber ist: „Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können" (I, 2. 186, 8). Es ist nicht möglich, den kommenden Ereignissen ihre Bahn vorzuschreiben oder sie im voraus zu erkennen, — „wer handelt muß für's Nächste sorgen"

(I, 2. 186, 4), das ist alles, was sich tun läßt. So streift Philipps II. Schwester hart an die Lebensanschauung Egmonts.

Nach diesen ihren Grundsätzen handelt Margarete auch als Regentin der Niederlande. Sie sorgt für's Nächste und tut das mit der ihr eigenen Klugheit, getrieben bei allen Entschlüssen von der Gewissenhaftigkeit, die ihr als strenggläubiger Frau in so hohem Maße eignet. Allen Verdächtigungen gegenüber „sagt mir mein Gewissen jeden Augenblick, das Räthlichste, das Beste gethan zu haben“ (I, 2. 184, 2 ff.). Dem stets argwöhnischen Hofe zu Madrid erstattet sie über ihre Schritte peinlich genau und pünktlich Bericht (I, 2. 184, 15 ff.), und besonders um Philipps willen ist ihre Sorge über die neuen Unruhen so groß (I, 2. 183, 21 ff.). Wie eine rechte Landesmutter wird sie durch die Aufzählung der frevelhaften Bilderstürme tief schmerzlich erregt (I, 2. 185, 23 ff.), aber wie eine solche geht sie auch mit „unsäglicher Geduld“ daran, die Gemüter wieder zu beruhigen (III, 1. 235, 21). Nicht mit Gewalt will sie den Aufruhr ersticken, sondern die Flammen „umstellen, sie in sich selbst verschütten“ (I, 2. 184, 5). Das ist nicht spanische, das ist niederländische Art; deshalb hat sie auch mit ihren Maßregeln Erfolg: „Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehn, mit Überredung und List zur Ruhe und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück“ (IV, 2. 263, 10 ff.). — Zu diesen großen äußern Erfolgen gesellt sich der Sieg, den Margarete über die Herzen der Niederländer gewinnt. Wie anders als Philipp II. und sein spanischer Anhang steht die Regentin zu dem regierten Volk! Sie tritt darin gewissermaßen die Erbschaft ihres Vaters Karls V. an, den die Niederländer so liebten. Und wenn es nicht gerade Liebe ist, was das Volk Margarete entgegen bringt, so ist es doch Achtung (I, 1. 178, 16 ff., 22 ff. II, 1. 203, 13 ff. III, 2. 241, 17) und Vertrauen (II, 1. 203, 20. IV, 1. 246, 16). Wäre in ihrem Wesen nicht der eine spanische Zug, der fast fanatische Glaubenseifer, so hätten die Niederländer ihre Regentin wie Karl V. lieben und als eine der ihrigen betrachten können.

## § 11. Oranien.

Wilhelm von Oranien tritt uns als der Typus des vollendeten Diplomaten entgegen; alles was er tut und was andere über ihn

sagen, trägt dem — und nur dem — Rechnung. Von seiner Jugend und Entwickelung erfahren wir nichts: als fertiger Charakter erscheint er vor uns, und als der gleiche tritt er ab. Nur das eine wissen wir aus der Vorgeschichte, daß er längere Zeit mit Egmont in Verfeindung gelebt hat. Und das erscheint uns bei näherem Zusehen erklärlich genug. Denn Oranien hat keinen Teil am niederländischen Volkscharakter, ja sein Wesen bildet zu der niederländischen Eigenart, und damit auch zu der Egmonts, einen schroffen Gegensatz. Bei ihm finden wir keine Spur von der offenen, zutraulichen Art des Niederländers, von dem heiteren Genuß der Gegenwart; im Gegenteil: „er hat sich in den Credit gesetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe", seine Stirn verbirgt sorgfältig die Gedanken, und seine Schritte verraten das Ziel nicht, dem er zustrebt (III, 2. 241, 24 ff.). „Er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er was ihm beliebt" (I, 2. 189, 28 ff.). So weiß er durch sein äußeres Benehmen die Vorgänge seines Innern zu verschleiern. Nur einmal sehen wir ihn einem menschlichen Gefühl nachgeben: bei seinem Abschied von Egmont hält er die Tränen nicht zurück, die ihm über den Verlorenen ins Auge steigen (II, 2. 229, 21 ff.). Aber sofort glaubt er diese Weichheit entschuldigen zu müssen (II, 2. 229, 26), und der Schmerz um Egmonts Schicksal verhindert ihn nicht, daß er im gleichen Augenblick fast das Bleiben des Freundes politisch zu verwerten denkt (II, 2. 229, 8 ff.). Der Diplomat in ihm macht sich eben jeden Umstand dienstbar, und das macht Oranien in seiner Art groß. Dabei unterstützt ihn eine scharfe Menschenkenntnis. Er kennt den König genau und weiß, wessen er sich von ihm zu versehen hat (II, 2. 225, 19 ff.; 229, 2); Albas Wesen und Ziel ist ihm kein Rätsel (II, 2. 226, 20 ff.). An der Stimmung der Regentin versteht er die politische Lage abzumessen (II, 2. 222, 4 ff.), und früher als irgend ein anderer ist er sich klar darüber, daß Alba „unterwegs" ist (II, 2. 226, 15, 17), und welche Politik der König gegenüber dem Adel einschlagen wird (II, 2. 225, 3 ff.). Mit peinlicher Aufmerksamkeit verfolgt er die gegnerische Partei, und nach seinen Beobachtungen richtet er die eigenen Maßregeln ein. So gründet sich sein Plan gegen Alba auf die genaue Kenntnis des Gegners und auf die sorgsame Berechnung der künftigen Schritte (II, 2. 226, 26 ff.).

Es geht eine gewisse Einheit durch Oraniens Sinnen und Streben. Bei allen seinen Handlungen behält er sein Ziel im

Auge: des Königs Rechte und seine eigenen weiß er wohl abzuwägen (II, 2. 225, 7 ff.); die Entfremdung von Egmont hat er aufgegeben, da ein Bund mit ihm seiner Sache dienlich ist (I, 2. 189, 20). Zunächst gilt sein Streben der Regentschaft (I, 2. 189, 20) und darüber hinaus wohl der Befreiung seines Landes von den Spaniern. Das gibt die Richtlinie für sein Handeln ab, das ist seine Lebensaufgabe. Aber wie ganz anders dient er der Sache als Egmont! „Ziemt es sich uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch uns für Tausende zu schonen", — diese Worte Oraniens scheiden ihn von Egmont; sie zeigen zugleich, wie sehr er in der Zukunft lebt und mit ihr rechnet. Er läßt die Dinge nicht an sich heran kommen, sondern sucht sie vorher zu erkennen und ihnen dann gerüstet zu begegnen: „Es ist klug und kühn dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehn" (II. 2. 228, 16). Das ist eben der Standpunkt des Diplomaten. Als solcher besitzt er auch die nötige Selbstkenntnis, die richtige Einschätzung der eigenen Position und Stärke, denn „wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen" (II, 2. 228, 12).

Oranien leistet damit nichts Geringes, es ist ein aufreibendes Leben, das er führt. „Ich trage viele Jahre her alle unsere Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele" (II, 2. 224, 9 ff.). Dies ewige, gespannte Beobachten und Berechnen der Zukunft läßt ihn nicht zu einem Genusse der Gegenwart kommen und gibt seinem Wesen etwas Gedrücktes, Sorgliches. Diese Sorglichkeit wird noch vergrößert durch das Mißtrauen, das der Diplomat von vorn herein allem entgegen bringt. Er lebt in der Zukunft, immer der Gegenwart voraus, und „seine Gedanken reichen in die Ferne" (I, 1. 189, 25 ff.). So klammert er sich mit zäher Konsequenz an seinen Plan, von dem er das Heil des Landes erwartet.

Eine seltsame Erscheinung ist Oranien mitten unter den Niederländern, der einzige Diplomat unter diesem Volke von gegenwartsfrohen Menschenkindern, — wie Ferdinand der einzige Niederländer unter den Spaniern. Aber gerade deshalb sticht er umso mehr ab und erscheinen seine Eigenschaften in gesteigerter Größe. Er ist bei Feind und Freund ein Gegenstand großer Beachtung, ein Mann, mit dem gerechnet wird. Die Regentin fürchtet ihn (I, 2. 189, 25 ff.); Alba erkennt in ihm „den gefährlichsten Mann" (IV, 2. 260, 7), „des Königs größten Feind" (IV, 2. 262, 5). Die Niederländer aber müssen in Oranien einen Führer erblicken, dem sie festes

Vertrauen schenken dürfen; er ist ihnen „ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken und der Teufel brächte einen nicht hervor“ (I, 1. 181, 14 ff.). Seine Sorge um das Land ist bekannt (II, 1. 209, 11), und seine Gegenwart gibt ihnen ein Gefühl der Sicherheit (IV, 1. 246, 27 ff.).

Als Egmont im Kerker an seinem Leben und am Schicksal verzweifelt, da denkt er an Oranien, der nun mit seiner Berechnung des künftigen Geschicks und seiner Sorglichkeit doch recht zu haben scheint, und hofft auf seine Hilfe (V, 2. 282, 24). Aber er darf bald die Genugtuung haben, daß das Schicksal ihm selbst den Preis gibt. Damit hat das Schicksal zugleich sein Urteil über Oranien gesprochen: Es läßt sich nicht berechnen! Die Freiheit der Niederlande wird Oranien mit den Künsten seiner Diplomatie nicht erringen; Egmonts Tod, der das Volk zu Kampf und Sieg entflammt, wird die erlösende Tat sein.

---

## II. Machiavells Urteile.

**§ 12.** — Von Machiavells Leben und Person erfahren wir weiter nichts, als daß er längere Zeit Sekretär der Regentin ist und deren Vertrauen und Zufriedenheit besitzt, obwohl er nicht immer derselben Meinung ist wie sie und seine Meinung durchaus nicht verhehlt. Margarete hält ihm seine treue Offenheit zugute und meint im übrigen, daß er die politischen Dinge zu sehr vom Standpunkt des philosophischen Historikers, des Geschichtsschreibers aus betrachte. Wir tun am besten, seine Urteile ebenso aufzufassen; sein Standpunkt den strittigen Fragen gegenüber gewinnt dann am ehesten die Bedeutung, die ihm der Dichter gewiß zugedacht hat: Machiavell spricht das Urteil der Geschichte über die Handlungen und Handelnden im Stück.

Dazu befähigt ihn eine große Menschenkenntnis. Er ist der einzige im spanischen Lager, dessen Auge von Egmonts Äußerlichkeiten nicht geblendet und getäuscht wird, sondern etwas von dem erkennt, was den seltsamen Menschen treibt und führt (I, 2. 190, 17; 191, 3, 16, 24 ff.). Auch Alba durchschaut er (III, 1. 234, 9), und die Wirkung, die eine neue Besatzung auf die Niederländer üben

wird, sieht er voraus (III, 1. 232, 21). Er hat eben ein Verständnis für die Eigenart dieses Volkes, wie er überhaupt die Bedingungen des Völker= und Staatenlebens erkennt. „Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regiert werden?“ (I, 2. 189, 7), so fragt er, und der Schwester Philipps II. hält er vor, „daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durcheinander aufzureiben“ (I, 2. 187, 12). „Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein; und so habt Ihr die Aufrührer mit einmal zur Ruhe gebracht“ (I, 2. 186, 10). —

Machiavell vertritt also auf jeden Fall die Anerkennung der politisch=nationalen und religiösen Eigenart: ständische Verfassung und Männer aus dem eigenen Volke in den maßgebenden Stellen, Gewissensfreiheit und religiöse Toleranz! — Das wird auch der Standpunkt Goethes sein.

---

## III. Die Führung der Handlung.

**§ 13.** — Um aus dem Material, das in den Charakteranalysen gegeben ist, die richtigen Schlüsse auf den Standpunkt des Dichters ziehen zu können,[1]) müssen wir zunächst die Führung der Handlung — wenn auch nur kurz — untersuchen. Handelt es sich im Drama um den Kampf zweier Personen, Parteien, Lebensanschauungen, so werden wir den Dichter sicher auf der Seite zu suchen haben, die in diesem Kampfe schließlich den moralischen Sieg davonträgt.

Nicht immer liegen die Dinge so einfach; im „Egmont“ aber haben wir diesen Fall, daß sich zwei Parteien, die zugleich verschiedene Weltanschauungen vertreten, feindlich gegenüber stehen: die Niederländer auf der einen, die Spanier auf der andern Seite. Wir bedürfen der Bestätigung durch den Ausgang des dramatischen Streites hier eigentlich nicht, um festzustellen, daß Goethe entschieden auf Seiten der Niederländer steht, so ganz fällt alles Licht seiner Sympathie auf sie. Aber auch der Schluß des Dramas gibt dieser Auffassung Recht: wenn die niederländische Partei vorläufig der

---

[1]) Vgl. Michael Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904. S. 10, 13, 29.

rohen Gewalt der Gegner unterliegt, so spricht doch die vom Dichter in uns geweckte Sympathie ihr den moralischen Sieg zu: überdies erschließt sich am Ende die Aussicht, daß auch politisch der Tag des Triumphes für sie nicht fern ist.

Diese Feststellung genügt bei der klaren Scheidung der Parteien im „Egmont" eigentlich schon, Goethes Standpunkt in den einzelnen Fragen zu bestimmen. Denn bei den Zwischenpersonen (Ferdinand, Margarete, Oranien) entscheidet ihre Wesensverwandtschaft mit der einen oder andern Partei über die Stellung des Dichters ihnen gegenüber. Die Trennungslinie scheidet Ferdinand entschieden vom Lager seines Volkes und seines Vaters, Oranien merklich von seinen Stammesgenossen und geht durch Margaretes Seele hindurch, sie in zwei Hälften teilend, die schmerzlich mit einander ringen. So ist auch die Regentin die einzige dramatische Person im „Egmont", die nur einen halben Sieg gewinnt, nur eine halbe Niederlage erleidet, eben sofern sie niederländisches und andrerseits spanisches Wesen in sich trägt. Dagegen rückt der Spanier Ferdinand am Ende vollkommen in das helle Licht, das Goethe über die Niederländer ergießt, während Oranien mit den Spaniern ein ablehnendes Urteil erfährt.

Es ist ein prinzipieller Gegensatz, der die beiden Parteien scheidet. Auf Seiten der Niederländer finden wir das Prinzip der freien individuellen Entfaltung; ihr Leben und Staatswesen ist Ausdruck desselben. In Egmont erkennen wir die metaphysische Grundlage der ganzen Anschauung. Dagegen herrscht auf der spanischen Seite ein vollständig entgegengesetztes Prinzip: die Individualität läßt sich unterdrücken, ja beseitigen durch die Einwirkung eines starren, harten Willens. Alba zwingt gewaltsam das eigene Wesen seiner Umgebung auf. — Weiter vertritt die niederländische Partei das Prinzip des rein Menschlichen, Natürlichen, während Alba als Vertreter der Gegenpartei dieses Prinzip mit allen Mitteln bekämpft und an dessen Stelle das Prinzip des Verstandesmäßigen, den Dogmatismus setzt.

Was die dramatischen Hauptpersonen, Egmont und Alba die die kämpfenden Gegensätze in schärfster Form in sich darstellen angeht, so ist der Standpunkt des Dichters Alba gegenüber unzweideutig festgelegt durch den Zusammenbruch, den die Weltanschauung sowohl als auch die Politik dieses Spaniers erleidet. — Egmonts Charakter dagegen besitzt die ungeteilte Sympathie des Dichters:

ihn rechtfertigt der moralische Sieg, den er über seine Henker davonträgt, vor allem aber der Umstand, daß er — durch seinen Tod — die Niederländer auch politisch zum Siege führen wird. Seine Weltanschauung macht im Verlaufe der Handlung eine Entwickelung durch: die geläuterte Form, die sie nach der Krisis im Gefängnis annimmt, wird der Dichter vertreten, denn ihr erteilt er nach bestandenem Kampfe den Preis des dramatischen Sieges.

Für Klärchen gilt das über Egmont Gesagte: ihre Liebe, der Ausdruck ihres ganzen Wesens, führt sie zwar in den Tod, aber die Teilnahme, die uns der Dichter für sie einflößt, rechtfertigt die Annahme, daß Goethe in einem weiblichen Gegenbild zu Egmont für Menschen ihrer Art hat Verständnis erwecken und ihre Rechtfertigung geben wollen.

Brackenburgs Gestalt und seine Schicksale endlich eröffnen uns einen interessanten Einblick in die Ansichten des Dichters über die Bedeutung der individuellen Anlage des Menschen für die Gestaltung seines Lebens: er ist ein Paradigma für Goethes Lehre vom Menschen.

Dasselbe läßt sich von den kunstvoll individualisierten Typen aus dem niederländischen Volke sagen.

Im Ganzen also wird als Richtlinie für das folgende dienen können, daß Goethe in Sachen der Politik und Weltanschauung den Standpunkt der Niederländer (Egmonts) vertritt und den der Spanier (Albas), sowie den Oraniens, ablehnt.

---

# IV. Ergebnisse: Goethes Lebensanschauung im „Egmont".

## § 14. Der Mensch (Psychologie).

Jeder Mensch ist in seinem Denken und Fühlen, Wollen und Handeln bestimmt durch seine Eigenart, d. h. durch eine innere Kraft, die ihn wie eine Naturmacht unwiderstehlich treibt; ihm ist gleichsam eine Richtlinie gezogen, nach der er sich entwickeln und handeln muß, aber gleichzeitig auch ein gewisser Kreis abgesteckt, über den hinaus er sich nicht bewegen kann. Die so bestimmte und begrenzte Entwicklungsmöglichkeit bedeutet die Individualität eines Menschen. Sie

läßt sich begreifen als eine innere Gesetzmäßigkeit, nach der alle Lebensäußerungen des Individuums vor sich gehen. Sinnlich erfaßbar ist sie nur insofern, als sie sich in den Handlungen des Menschen nach außen manifestiert.

Nicht selten indessen prägt sich die individuelle Eigenart in der äußeren Erscheinung des Betreffenden aus, so daß nach ihr, und besonders nach physiognomischen Merkmalen, ein Schluß auf das innere Wesen vielfach wohl möglich ist (§§ 2a, 6, 7c, 9, 10).

Bedingt ist die Eigenart eines Menschen in hohem Maße durch seinen Stamm, sein Volk (§§ 2b, 3a, 4, 8b), an dessen Gesamtcharakter die einzelnen Glieder bei mannigfacher Abstufung Anteil haben. Es gibt jedoch auch Ausnahmefälle, so daß ein Individuum in seiner Wesensbildung von der Eigenart seines Volkes und Stammes abweicht (§§ 9, 11). Bedingt ist die Individualität auch durch die direkte Abstammung, indem einzelne Eigenschaften der Eltern auf das Kind forterben (§§ 9, 10); hierbei kann das mütterliche Erbe durchaus vorherrschend auftreten (§ 9), aber auch das väterliche (§ 10), oder beide gleichmäßig.

Die Äußerungen der Individualität sind verschieden je nach dem Temperament, das den Menschen innewohnt, und so ist eben das Temperament von wesentlicher Bedeutung für den Eindruck, den ein Charakter nach außen hin macht (§§ 2d, 3a, 5a, b, c, d, 7c).

Innerhalb der Grenzen und nach den Gesetzen der Individualität vollzieht sich nun die Entwickelung des Menschen. Zwar können Umgebung und Gewohnheit (Erziehung) mehr oder weniger bestimmend werden (§§ 2c, 3a, 8a, b), aber es bedarf nur eines Anstoßes, so nimmt die Individualität die ihr gemäße Bahn, auch wenn sie sich dadurch in Gegensatz setzt zu den Geboten, die sie bisher geachtet (§ 3c, d). Dieser innere Zwang, so und nicht anders zu leben, zu handeln, ist bei Menschen mit besonders lebhaftem Temperament so stark, daß er ihnen zum Bewußtsein kommt (§§ 2f., 3d); andere dagegen glauben ihren Willensentschlüssen zu folgen und gewinnen so ein gewisses Selbstbewußtsein dem Schicksal gegenüber (§§ 7b, 11). Es sind, wie Goethe wohl sagen will, meistens Melancholiker, die dieser Täuschung unterliegen: die Langsamkeit ihrer Willensakte, die gleichsam die Ereignisse abwarten, und zufällige Erfolge bestärken sie darin. — Wie die Erhaltung des Lebens, der Widerstand gegen die Vernichtung, den Tod, ein Grundgesetz im Menschen ist (§ 4), so strebt auch die Individualität nach Durchsetzung,

Entfaltung. Dies gelingt nur in verschiedener Weise, bald weniger, bald mehr. Bei einigen Menschen wird dieses innere Streben zu einer Macht, die alle andern Rücksichten verdrängt, gegen die es kein Widerstreben gibt (§§ 2 f., 3 d). Solche „genialen" Naturen stoßen mit innerer Notwendigkeit alles ihnen nicht Gemäße ab (§ 2 d, e). Eine Beschränkung seiner Eigenart lastet schwer auf dem Menschen wie ein körperliches Leiden (§§ 1 c, 2 c f., 5 c); die Unmöglichkeit, in der ihm gemäßen Weise zu wirken und zu leben, bedeutet für ihn so viel als Tod (§ 10). Mit künstlichen Mitteln aber die Eigenart eines andern unterdrücken, sein Wesen umwandeln zu wollen, ist vergebliche Mühe: der Mensch bleibt was er ist (§§ 2 f., 7 f., 9). Die Eigenart bricht sich beim äußersten Drucke doch wieder Bahn (niederländische Revolution).

Ist die innere Gewalt, die zur Ausgestaltung der Individualität, zu persönlichem Leben, drängt, besonders stark (bei „genialen" Menschen also): so äußert sie unter Umständen ihre Macht über das von ihr besessene Individuum hinaus. Sie zieht dann die Menschen, die ihr nahekommen, mit in ihren Bann, so daß sie an dem Schicksal, an den Wünschen und Zielen des „genialen" Menschen gleichsam teilnehmen, ihm wohlwollen, ihn lieben. Ganze Völker unterliegen so mitunter dem „Zauber" einer Persönlichkeit (§ 2 b), einzelne Menschen werden so in Freundschaft (§ 9) oder in Liebe (§§ 2 f., 3 b, c, 4, 10) unwiderstehlich angezogen („Attractiva"). Die höhere Lebenskraft zieht gleichsam die niedrigere und schwächere an und reißt sie in ihren Bahnen mit sich.

Gleichartige Naturen streben in dieser Weise mit innerer Notwendigkeit einander zu, um sich in Liebe zu vereinigen. Die Vereinigung in der Liebe ist für den Menschen das höchste Glück (§§ 2 e, 3 b, c, d, e), denn durch sie verstärkt sich eben die Lebenskraft jedes der Liebenden um die des andern, sie verschmelzen zu einem Wesen mit gesteigerter, erweiterter Individualität. Es liegt dabei in der Natur des Weibes, daß es zu dem stärkeren Individuum hinstrebt, es läßt sich anziehen: ein Liebesbund ist für beide Teile nur möglich, wenn der Mann die höhere Lebenskraft besitzt, in der die des Weibes gleichsam aufgehen kann (§ 3 d). Der umgekehrte Fall bedeutet die allmähliche Vernichtung der schwächeren Individualität des Mannes, die in dem Ringen mit der stärkeren des geliebten Weibes langsam ermattet und gleichsam paralysiert wird (§ 4).

Die Kraft, die sich so im Menschen äußert, indem sie ihn zur Ausgestaltung seiner Persönlichkeit drängt, ist im Grunde dieselbe, die in der gesamten lebendigen Natur wirkt. Die „genialen" Individuen, die mit dieser Kraft in besonders hohem Maße begabt sind, fühlen diesen Zusammenhang auch; darum zieht es sie mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hinaus ins Freie, wo sie in den Armen der Natur, in der Berührung mit der Mutter Erde ein Glück empfinden, wie es ihnen sonst nur die Liebe schenkt: das Glück der erhöhten, gesteigerten Kraft, der geheimnisvollen Vereinigung mit dem Ganzen, von dem sie einen lebendigen Teil in sich spüren (§ 2c, e f.).

## § 15. Mensch und Schicksal.

Überall und zu jeder Zeit hat der Mensch eine Macht über und um sich, die in sein Dasein eingreift: sie macht ihn glücklich, ohne daß er weiß warum (§ 3c), sie läßt Unheil über ihn hereinbrechen ohne ersichtliche Ursache (§ 2h). Ein Schicksal waltet über ihm, dem er zunächst wohl immer verständnislos gegenübersteht, gegen das er ohnmächtig ist (§§ 2c, 7e, 10, 11).

Andrerseits ist sein Leben bestimmt durch seine Eigenart, jene innere Kraft, welche wieder über sich hinausweist auf die Allkraft der ganzen Natur. Der Mensch kann nur so leben und handeln, wie es seiner Eigenart entspricht (§ 3d). Der eigene Wille hat nur insofern Bedeutung, als er eben das will, was die eigene Natur auch fordert. Viele Menschen kommen zu der irrigen Meinung, sie bestimmten selbst durch Überlegung und Wollen den Gang ihres Lebens (§§ 7e, 11). Dieser ist vielmehr von vorn herein durch jene innere Kraft gegeben, und gegen diese anzukämpfen ist eben allen Menschen unmöglich. Von einer Freiheit des Willens kann nicht die Rede sein (§§ 2e f., 3d).

Über und in dem Menschen sind also Mächte wirksam, denen er unterworfen ist, in deren Hand die Leitung seiner Geschicke ruht. Die Kraft aber, welche das äußere Geschehen streng notwendig ablaufen läßt (Fatalismus), und die innere, die den Menschen treibt (fatalistischer Determinismus), gehen im Grunde auf die eine Allkraft, die die Natur durchwaltet, zurück.

## § 16. Staat.

Auf der Psychologie des einzelnen baut sich die des Volkes auf. Jedes Volk hat — wie jedes Individuum — seine besondere Eigenart, einen „innern Kern“ (§ 1a), und diese Eigenart sucht es zu erhalten und auszubilden. Der Volksgeist tut das, indem er sich die ihm gemäße politische Form gibt, die staatliche Verfassung. Ein rechtes und gesundes Verhältnis ist also überall da, wo die staatliche Verfassung der nationalen Eigenart entspricht, d. h. gleichsam nur die äußere Erscheinung derselben ist (§§ 1c, 2b).

Eine Regierung kann nur dann der Eigenart des Volkes gerecht werden, wenn sie diese Eigenart kennt und würdigt, also vor allem dann, wenn die Regierenden dem Volke angehören, das sie regieren (§§ 1c, 2b, 12). Das Volk darf seiner Eigenart wegen auch nicht von der Regierung verachtet und gedrückt werden; darum ist es gut, daß es Teil an der Leitung der Staatsgeschäfte bekommt, indem es durch eine ständische Vertretung seine Wünsche vorbringen, seine Rechte verteidigen lassen, seiner Eigenart Berücksichtigung verschaffen kann (§§ 1c, 2b). — Wie zu der Regierung, so soll auch zu dem Fürsten ein Verhältnis des gegenseitigen Vertrauens bestehen (§§ 2c, 10); seinerseits ist der Fürst imstande, des Volkes Liebe zu erwerben, wenn er leutselig auf seine Eigenart eingeht, seinen Willen achtet (§§ 1b, c, 2b) und sich nicht vermißt, mit Gewaltmaßregeln den eignen Willen gegen das widerstrebende Volk durchsetzen und dessen Eigenart unterdrücken zu wollen (§§ 7c, d, 10). (Das tut der Absolutismus, der aus diesem Grunde schon zu verwerfen ist.) Vielmehr ist in allen strittigen Fragen der Politik Duldsamkeit geboten (§§ 2b, 6); Uneigennutz und Teilnahme am Schicksal des Volkes werden dann die richtige Lösung finden, die allein dem Wesen des Volkes gerecht wird (§§ 1c, 2b, 10).

Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit soll der Staat seinen Bürgern gewähren. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß sich die einzelnen Glieder des Volkes unter einander gegenseitig schützen, der Stärkere den Schwächeren; so hat der Adel die Verpflichtung, neben seinen eigenen auch die Rechte des niederen Volkes zu wahren (§§ 2b, 5a). Das Volk seinerseits hat sich an die bewährten Ordnungen zu halten, die geschichtlich gewordenen Formen liebevoll zu pflegen (§§ 1c, 2b) und unnötigen Neuerungen (§ 1c) wie besonders gewaltsamem Umsturz fest

entgegen zu treten (§§ 1 c, 2 b). Denn die Staatsform ist ja nichts Zufälliges, sondern der bewährte Ausdruck seines Wesens. Die vorgesetzte Obrigkeit geziemend zu achten, ist jedes Bürgers Pflicht (§ 2 c).

Auch die Religion ist etwas, das seine Ausprägung von der Eigenart des Volkes und der einzelnen Volksgenossen empfängt. Außerhalb der staatlichen Pflichten ist dem Bürger also nicht zu verwehren, seiner Eigenart gemäß für sein Gemüt Sorge zu tragen. So soll die Religion nicht zu einer Institution gemacht werden, zu deren Anerkennung seitens aller Bürger der Staat Zwangsmittel anwenden könnte. Vielmehr ist dem einzelnen Gewissensfreiheit zu sichern und die Möglichkeit zu geben, seine religiösen Bedürfnisse so zu befriedigen, wie es seiner Natur entspricht (§§ 6, 10, 12). Jegliche Art von Inquisition ist verwerflich, weil sie Zwang ausübt und mechanische Gleichmacherei treibt.

Um die staatlichen Güter nach außen zu schützen, bedarf es keines stehenden, gedrillten Heeres. Ein solches ist das Mittel des Absolutismus, den Willen des Monarchen stets und sofort mit Gewalt durchsetzen zu können; auch zieht der absolutistische Geist im Heere Streberei groß (§ 8 b) und erniedrigt die Soldaten zu Maschinen (§ 6). Ein Volk, das sich eines gerechten Staatswesens erfreut, schützt sich selber im Falle der Not, indem es eine Miliz stellt, deren Wert umso größer ist, als sie für die eigene Freiheit, den eigenen Herd kämpft und ihre nationale Eigenart verteidigt (§ 1 c). Aber selbst im Fall des Sieges ist der Krieg ein Unglück, denn er unterbricht den ruhigen Gang der Entwicklung, zerstört den Fleiß und das Glück vieler Tausende und weckt alles Rohe im Menschen. Darum ist er zu vermeiden, so lange es irgend geht (§§ 1 c, 2 b). Nur wenn der Absolutismus droht, die bewährte ständische Verfassung aufzuheben und statt politischer und religiöser Toleranz die Inquisition einzuführen, dann ist es nicht allein gestattet, sondern geboten, mit den Waffen Freiheit und Recht zu verteidigen.

## § 17. Kirche.

Der Eigenart des Menschen entspricht seine Stellungnahme in den religiösen Dingen. Damit er diese Stellung frei wählen und also zu einer vom Standpunkt des Individuums aus wahren

Befriedigung des Gemüts gelangen kann, muß religiöse Duldung geübt werden (§§ 1 b, c, 2 b, 6, 12). Alle Intoleranz und besonders ihre schroffste Form, die Inquisition, ist verwerflich (§§ 1 c, 6, 12), denn sie erdrückt die Natur des Menschen und macht ihn feige und unwahr.

Umso weniger darf in religiöser Beziehung ein Druck auf den Menschen ausgeübt werden, als er ja doch mit innerer Notwendigkeit eine Entwicklung nimmt, die weder er noch andere beeinflussen können. Er ist also nicht böse von Natur, wie die Kirche sagt, sondern indifferent; kann auch im Grunde für seine Taten nicht verantwortlich gemacht werden (§§ 2 e, 3 d), die er unter dem Zwange seiner einmal gegebenen Individualität tun mußte. In diesem Sinne kann es eine Moral, die für alle Menschen gleichmäßig bindend wäre, ein Moralgesetz, nicht geben (§§ 2 e f., 3 d); jeder trägt eben seine eigenen Gesetze in der Brust. Ein Gut und Böse im moralischen Sinn ist nicht denkbar.

Ebenso wenig existieren die religiösen Steigerungen dieser Begriffe: Gott und Teufel. Zwar waltet über den Menschen eine dunkle Schicksalsmacht, aber diese sorgt nicht, wie der kirchliche Gott, in Liebe für das diesseitige Glück jedes einzelnen, ist auch nicht durch Gebete irgendwie zu beeinflussen (§§ 2 c, g).

Die Dogmen der Kirche jedem als religiöse Richtschnur geben oder gar aufzwingen zu wollen, ist daher nicht gerechtfertigt.

## § 18. Welt.

Die Welt in allen ihren Teilen ist durchwaltet von einer unbekannten Kraft. Sie strömt ein in die Dinge und Wesen der Natur, auch in den Menschen (§ 2 e f.). Als Kausalität im Weltgeschehen sich offenbarend, wird sie dem Menschen zum Schicksal, indem sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt durch die vorbestimmte Bahn seiner Individualität treibt (§§ 2 e f., 3 d).

Einen Widerstand gegen sie gibt es nicht, und verblendeter Trotz führt bald zu schwer strafender Einsicht (§ 7 e f.). Das Schicksal ist nicht zu berechnen oder zu lenken (§§ 2 c, 11), es ist unabwendbar (§ 2 c), verständnislos steht ihm zunächst der Mensch gegenüber. Sinnlos kreuzt es oft seinen Weg (§ 2 c, h), unbekümmert um das Glück des einzelnen. Doch nur scheinbar sinnlos. Des Schicksals Walten hat Sinn und Ziel (§ 2 i), nur ist ihm der

Mensch weiter nichts als Mittel zum Zweck (§ 2i). Es leitet die Geschicke der Menschen und Völker nach ewigem Ratschluß und erreicht durch sie, die eigene, kleinliche Ziele zu erstreben glauben, höhere Zwecke (§ 2i). Insofern, als jeder zu solchen Zwecken beitragen muß, hat das Leben des einzelnen höheren Sinn (§ 2i). Der Mensch, der oft oder vielleicht meist verständnislos, wie in „dumpfem" Drange, dahingelebt hat, erkennt am Ende doch — freilich nicht jeder — den Sinn seines Lebens (§§ 2h, i, 7ef.).

## § 19. Sinn des Lebens.

Der Sinn des Lebens ist zunächst das Leben selbst (§ 2g). Zwar gibt es noch einen höhern Sinn und Zweck, aber der ist dem Menschen meist, von vorn herein wohl gewiß, unbekannt; um ihn soll er sich also nicht sorgen, denn ihn erfährt er oft erst am Ende des Lebens, und zu seiner Erreichung vermag er nichts zu tun (§§ 2g, 3d). Darum gilt es, nicht um ein vorgestelltes, selbstgewähltes Glück, auch nicht eines nach dem Tode zu ringen, sondern zu leben, zu tun, was Ich und Stunde fordern. Das Weitere findet sich.

Das wahre Glück liegt im Ausleben der Persönlichkeit, im ungehemmten Strömenlassen aller Kräfte. Nicht das Leben an sich ist wert gelebt zu werden, sondern ein Leben im Sinne der Eigenart, ein Leben, das Entfalten der Persönlichkeit bedeutet (§§ 2ef., 3c). Lebensklugheit ist es also, wenn sich der Mensch freiwillig dem Zwange seiner Eigenart fügt; denn ein Widerstreben bedeutet nur Selbstbetrug, bedeutet Vernichtung. Schlimm genug, wenn durch äußere oder innere Umstände der natürlichen Entwicklung des persönlich-gemäßen Lebens Widerstände entgegen gesetzt sind — der Tod ist besser als solch ein Leben (§ 3e) —: wenigstens soll sich der Mensch nicht selbst gewaltsam den Weg zum Glück versperren.

Daraus folgt das Verhalten zum Nächsten. Auch den Mitmenschen gilt es dieselbe Möglichkeit nicht zu nehmen: leben und leben lassen! ist der Wahlspruch, der den, der ihn befolgt, glücklich macht und Glück um ihn verbreitet (§§ 1b, 2b). Es ist eine Wohltat, die sich selber lohnt, anderen die Entfaltung ihrer Eigenart zu ermöglichen.

All die kleinen und großen Dinge, die ein Leben schön und heiter machen, soll der Mensch genießen: Spiel und Scherz,

Freundschaft und Liebe (§§ 1 b, 2 b, d, i, 3 c, d), soll im Umgang mit seinen Mitmenschen natürlich und ungezwungen, ohne erkältende Förmlichkeit (§ 2 b), gebend und nehmend sich bewegen. So will es der Drang der Natur.

Seinen Stand in Ehren zu halten und durch Leistungen sich Achtung zu erwerben, sei des Bürgers Bestreben. Das gibt ihm Stolz und macht ihn zum festen Wall gegen die unruhigen Elemente, die am Bestehenden umsturzlüstern rütteln (§ 1 b). Denn die Erhaltung des Alten bei ruhiger, gleichmäßiger Entwicklung der Zustände sichert des Bürgers Glück: den ungetrübt heitern Verlauf des Daseins, den behaglichen Lebensgenuß (§ 1 c).

Gedanken an den Tod können den heitern Genuß des Lebens nicht stören, sollen den Menschen nicht abhalten, auf ihm gemäßen Bahnen weiter zu wandeln. Er tut es ja im Sinne und unter dem Zwange der Schicksalsmacht, die ihn und alles leitet. Wie könnte ihm da nach dem Tode Strafe drohen? Darum sind Todesgedanken nutzlos; es gilt vielmehr ans Leben zu denken, an ein Erfüllen der persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten, d. h. so viel Glück zu genießen als möglich ist, es gilt gern und mit Lust zu leben und den Tod nicht zu scheuen (§ 2 i).

---

Goethe entwickelt im „Egmont“ eine Weltanschauung, die deutlich von der kausalen und mechanischen Betrachtung der Natur ausgeht, sie unter Benutzung des Begriffes der lebendigen Kraft belebt und aufs Seelenleben überträgt (äußerer, innerer Fatalismus). Aber der zunächst auch fürs Seelenleben festgehaltene Begriff der „blinden Naturkraft“ wird durch die Krisis Egmonts im Kerker vergeistigt; freilich der Theismus der christlichen Religion wird nicht erreicht, aber ein Schritt zu ihm hin ist diese Denkart, die ihrem Wesen nach einer optimistischen Naturauffassung entspricht. Der nächste Schritt wird in der „Iphigenie“ getan.[1])

[1]) Eine Darstellung des Gedankengehalts der „Iphigenie“ bereitet Herr Prof. Saran vor. Derselbe wies mich auch auf den Unterschied der Weltanschauung in Egmont und Iphigenie hin.

# V. Das Dämonische.

## § 20. Der Begriff des Dämonischen bei Goethe.

Nachdem wir im vorigen aus dem „Egmont" heraus zu gewinnen versucht haben, was Goethe an Lebensanschauungen in diesem seinem Werke niedergelegt, können wir nunmehr auch die Frage stellen, wie sich die Darstellung im 20. Buch von „Dichtung und Wahrheit" mit dem Gehalte des „Egmont", wie er uns vorliegt, vereinigt, d. h. ob das „Dämonische" in unserm Stücke die ihm dort von Goethe beigelegte Bedeutung hat oder nicht.

Zuvor aber gilt es darüber klar zu werden, was das „Dämonische" eigentlich ist, was Goethe unter diesem Begriffe versteht. Diese Frage ist mehrfach behandelt worden, hat aber auch sehr verschiedenartige Antworten gefunden. Klaucke in seiner Erläuterung des „Egmont" kommt zu folgendem Schluß[1]): „Das Dämonische ist nicht gleichbedeutend mit dem Fatum, aber es hängt doch so innig mit ihm zusammen, daß es ohne dasselbe nicht denkbar ist." Franz Kern[2]) dagegen kann in Goethes Darstellung des „Dämonischen" „schwerlich etwas Anderes erkennen als eine Schilderung der dem Menschen unbegreiflichen Schicksalsfügungen." A. Hartert[3]) begnügt sich damit, festzustellen, „daß im Grunde auch das Dämonische im Dienst einer höheren sittlichen Weltordnung steht oder wenigstens von dieser überwunden wird." Nach H. v. Schöler[4]) „ist das Dämonische das Fatum, und die Dämonen sind gleichsam die Schicksalsboten, die den Beschluß des Verhängnisses vollziehn." Und neuerdings hält Fr. Warnecke[5]) für „bewiesen, daß das Dämonische die 29,12[6]) hervorgehobene Naturnotwendigkeit,

---

[1]) A. a. O. S. 187.

[2]) Zs. f. d. deutschen Unterricht 2 (1888), S. 326.

[3]) Gütersloher Jahrbuch 2 (1892), S. 198.

[4]) Grenzboten 1902 II, S. 322.

[5]) Goethe, Spinoza und Jacobi. Weimar 1908. S. 31.

[6]) D. h. im 16. Buch von „D. u. W." W I, 29, 12.

das Gesetz, der Determinismus Spinozas ist." — Die einen setzen also unbedenklich das „Dämonische" gleich Fatum, während die andern allerlei Einschränkungen machen. Was ist nun Goethes wirkliche Meinung?

Bei der Wichtigkeit der Frage ist es geboten, noch einmal die in Betracht kommenden Auslassungen des Dichters zu prüfen. Ich stelle sie der Bequemlichkeit halber hier zusammen.[1])

1. 1813, 4. April.[2]) „D. u. W." 20. Buch (W I, 29), Seite 173,26—174,17:

„Er[3]) glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deßhalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begränzt schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

Dieses Wesen, daß zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch. . ." (Es folgt der Übergang auf „Egmont".)

2. Ebenda S. 175,26—176,3:

„Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Conflict das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus

---

[1]) Zitiert werden nur Stellen, wo ausdrücklich vom „Dämonischen" die Rede ist; es fehlt daher „D. u. W." 16. Buch (W I, 29, S. 12 ff.), eine Stelle, deren Einschlägigkeit mir trotz Warneckes Ausführungen (a. a. O. S. 28 ff.) als nicht ganz sicher erscheint.

[2]) Vgl. Karl Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. München 1898, S. 72: „1813. Tb. 4. April" (W III, 5, S. 30) „Biographisches. Conception des Dämonischen und Egmonts."

[3]) Nach dem vorangegangenen ist „Er" = der Jüngling Goethe.

ein drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde. . ."

3. Ebenda S. 176,11—176,18:

„Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich auf's merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen."

4. Ebenda S. 176,25—177,17:

„Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse."

5. Eckermann, Gespräche mit Goethe. III. 1828, 11. März:[1])

„. . dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm[2]) tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug

---

[1]) Zitiert nach der Ausgabe von L. Geiger. Leipzig (M. Hesse) o. J.

[2]) Die Rede ist von der Produktivität des Genies.

einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

6. Ebenda II. 1828, 24. März:

„Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einflusse der Dämonen, und er muß nur aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate."

7. Ebenda II. 1829, 6. Dezember:

„. . . daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. . ."

8. Ebenda III. 1830, 5. März (Soret):

„. . das Dämonische . ., das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."

9. Ebenda II. 1831, 18. Februar:

„. . man kommt dahin, . . an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

10. Ebenda II. 1831, 2. März:

„Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen." — „Ganz besonders . . erscheint . . das Dämonische in den Begebenheiten, . . und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam . ." — „Das Dämonische . . äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft."

11. Ebenda II. 1831, 8. März:

„In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so

über alle Begriffe wirkt. — Desgleichen ist es in der Musik. ." „So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große. Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig oder freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir. . ." „. . . wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran. Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attractiva in großer Masse besessen. . ." (Von der „Idee des Göttlichen", vom „höchsten Wesen" wissen wir indessen nichts, es ist für unsern Verstand nicht faßbar.)

12. Ebenda II. 1831, 18. März:

„Nur muß der Mensch auch wiederum gegen das Dämonische recht zu behalten suchen."

13. Ebenda II. 1831, 30. März:

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren, auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren."

14. Ebenda III. 1831, 20. Juni:

„Eine geistige Schöpfung ist es,[1]) das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot." — —

Als zusammen gehörend betrachten wir zunächst 1. bis 4., wobei wir 2. vorläufig ausschalten können, da dort nicht sowohl das Wesen des „Dämonischen" als vielmehr seine spezielle

[1]) Es handelt sich um die Komposition des Don Juan von Mozart.

Bedeutung für den „Egmont" geschildert wird. Es ergibt sich dann folgendes Charakteristikum des „Dämonischen":

Es durchdringt die ganze Natur, ist über Raum und Zeit erhaben, äußert sich in den verschiedensten, oft entgegengesetzten Weisen und wirkt trennend oder verbindend unter allen übrigen Wesen (1). Es ist nicht gebunden an die moralische Weltordnung, die es durchkreuzt (3), wie es auch allen vereinten sittlichen Kräften widersteht (4). Wenn es in einem Menschen überwiegend auftritt — ganz gleich, ob er geistig oder sittlich hervorragt oder nicht —, so verleiht es ihm eine unermeßliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja Elemente (4), und, zu Unmöglichkeiten hingezogen (1), stürzt es ihn in den Kampf mit dem Universum, das allein ihn überwinden kann (4).

Kürzer ausgedrückt: Es ist eine überirdische, übersinnliche Macht, dem Universum, der moralischen Weltordnung und den sittlichen Kräften eigenwillig gegenüber stehend, ja sie störend und bekämpfend, indem es einzelne Menschen, die es mit anziehender Gewalt begabt, zum Konflikt mit ihnen treibt. Nur das Universum (Gott?) ist ihm überlegen.

Ziehen wir nunmehr die übrigen Zeugnisse Goethes über das „Dämonische" heran, so finden wir, daß sie teils das oben Festgestellte bestätigen, teils Widersprüche dazu enthalten, teils auch neue Seiten enthüllen.

Bestätigt wird, daß es der Vernunft und dem Verstand nicht erfaßbar ist (9, 10, 11), daß es den von ihm besessenen Menschen seines Willens beraubt (5, 14) und ihn mit den Attractiva begabt (11), daß es ferner nicht identisch mit der „Idee des Göttlichen", mit dem „höchsten Wesen" ist (11); während andere Stellen im Gegenteil besagen, daß der Mensch ihm gegenüber doch seinen leitenden Willen bewahren könne (6, 12), und daß es eine Offenbarung der höheren Weltregierung, ein göttlicher Einfluß sei (5). — Neu kommt hinzu, daß es dunkle Zeiten (13) und hochgestellte Personen (6, 11, 13) bevorzugt, daß es mit großen, unerreichbaren Figuren die Menschheit zu necken liebt (7), daß es jede Leidenschaft und besonders die Liebe begleitet (8), sich in einer durchaus positiven Tatkraft äußert (10), aber nicht überall wirken kann (13).

Es dürfte wohl aus dieser kurzen Zusammenstellung hervorgehen, daß Goethe keineswegs eine besonders klare Vorstellung vom „Dämonischen" gehabt hat. Jedenfalls aber erscheint es nach obigem

nicht möglich, das „Dämonische" mit dem Fatum zu identifizieren, wie das H. v. Schöler tut[1]), oder einfach mit dem Determinismus Spinozas, wie Warnecke[2]). Trotz des einzigen Widerspruchs (5) — der aber auch nicht für die Ansicht der beiden Genannten in die Wagschale fällt — tritt neben dem „Dämonischen" in Goethes Vorstellung noch die Idee des Göttlichen selbständig auf, sodaß von dem „Dämonischen" als einer frei herrschenden Schicksalsmacht nicht die Rede sein kann; zumal eine Stelle (13) hervorhebt, daß es nicht überall zu wirken imstande sei. Am wenigsten klar erscheint, wie Goethe die Stellung des Menschen dem „Dämonischen" gegenüber verstanden wissen will, obwohl man annehmen möchte, daß er eine Willensfreiheit beim „dämonischen" Menschen ausgeschlossen habe.

Wichtig für uns ist festzustellen, daß das „Dämonische", wie Goethe es in „D. u. W." und später in Gesprächen geschildert hat, nicht das Fatum ist, sondern daß es einer moralischen Weltordnung, sittlichen Kräften, der Idee des Göttlichen als gegenüberstehend gedacht wird[3]), und daß es vom Universum überwunden werden kann.

## § 21. Das „Dämonische" und der „Egmont".

Welche Rolle spielt nun dieses „Dämonische" im „Egmont"? Auch diese Frage ist mehrfach und verschieden beantwortet worden. Klaucke, der durchaus unter dem Einfluß der Goethischen Ausführungen in „D. u. W." steht, sieht es überall im „Egmont" wirksam[4]), verwickelt sich aber in Widersprüche, wenn er einmal Egmont als Fatalisten hinstellt[5]) und ein andermal ihn an Willensfreiheit glauben läßt[6]). Kern weist Klauckes Neigung, das „Dämonische" überall zu sehen, zurück[7]), erkennt es aber auch seinerseits in unserm Drama und betont nur, daß es nicht in den Personen, sondern außer und über ihnen zu suchen sei[8]). Hartert macht einen Unterschied zwischen der Auffassung des „Dämonischen", wie sie Goethe später gehabt, und der, die er im „Egmont" dargestellt habe, unterscheidet ferner ein subjektives und ein objektives Dämonisches, aus

---

1) A. a. O. S. 322. 2) A. a. O. S. 31.
3) So auch aufgefaßt bei H. Siebeck, Goethe als Denker. Stuttgart 1902. S. 196.
4) A. a. O. S. 180 ff. 5) S. 52 ff. 6) S. 109, 190.
7) A. a. O. S. 328. 8) S. 326, 327.

deren Kampf das Drama sich entwickele[1]), und sucht zuletzt alles aus dem Wirken „einer höheren sittlichen Weltordnung" abzuleiten[2]). R. M. Meyer streift in anderm Zusammenhang unsere Frage; er schreibt dem „Dämonischen" für Goethes Psychologie schon seit der Straßburger Zeit[3]) eine große Bedeutung zu und sieht es auch im „Egmont" wirksam, wo es „sich in Egmonts Neigung zum Verschwenden nur nebenbei" bekunde[4]). Auch L. Kleiber kommt nur vorübergehend auf das „Dämonische" zu sprechen, verrät aber, daß er Egmont als dämonischen Charakter ansieht[5]).

Chr. Schrempf dagegen „kann nicht glauben, daß der junge Goethe ... sich das Dämonische bereits im einzelnen so gedacht habe, wie es am angegebenen Orte[6]) charakterisiert wird. Auch scheint mir dieser Begriff den Egmont Goethes so wenig zu erklären, daß die Vermutung nahe liegt, der Dichter habe das Dämonische erst nachträglich nur auch im Egmont entdeckt. Darum schreiben wir den Begriff des Dämonischen dem alten Goethe zu!"[7])

Vergleichen wir Goethes Vorstellung vom „Dämonischen", wie sie sich uns nach seinen Zeugnissen ergeben hat, mit seinen in den §§ 15 und 18 dargestellten Anschauungen im „Egmont", so müssen wir den Worten Schrempfs ohne Zweifel beistimmen. Der Goethische Begriff des „Dämonischen" erklärt den „Egmont" in der Tat nicht. Da handelt es sich nicht um den Dualismus von einem „Dämonischen" und einer moralischen (göttlichen) Weltordnung, sondern es herrscht im „Egmont" eine allmächtige Schicksalsmacht, der alle Personen unterworfen sind. Und wenn in den oben unter 2. zitierten Worten anstelle des „Dämonischen" das „Schicksal" gesetzt würde, so gäbe das eine Charakteristik des „Egmont", die man verstehen könnte. Es zeigt auch dies nur wieder, daß Goethes Vorstellung vom „Dämonischen" mindestens in seinen Worten darüber nicht zu einer genügenden Klarheit gediehen ist. Das kann jedenfalls festgestellt werden: so, wie es der Dichter an den vorgeführten Stellen beschreibt, findet sich das „Dämonische" im „Egmont" nicht. Der Schwerpunkt unseres Dramas liegt vielmehr darin, daß es das Recht der Individualität

---

[1]) A. a. O. S. 181, 182. [2]) S. 198.

[3]) R. M. Meyer, Goethe als Psycholog. Goethe-Jahrbuch 22 (1901), S. 9*.

[4]) S. 23*. [5]) A. a. O. S. 7.

[6]) D. h. „D. u. W." Buch 20.

[7]) A. a. O. I, S. 186.

predigt, und wenn sein Held in Charakter und Taten Ähnlichkeiten aufweist mit den Menschen, die Goethe später vorzüglich als „Dämonische“ zu bezeichnen pflegte[1]), so liegt es in der Tat nahe, daß er „das Dämonische erst nachträglich nur auch im Egmont entdeckt“ habe. Wenn man allerdings unter dem „Dämonischen“ einfach den Zwang der Individualität verstehen will, wie R. M. Meyer das tut[2]), so ist es nicht nur im „Egmont“, sondern in fast allen Werken Goethes aus der Frankfurter und ersten Weimarer Zeit zu finden (und Meyer nennt konsequenter Weise auch Götz und Werther dämonische Naturen[3])). Das dürfte aber nach dem vorigen des Dichters Meinung sicher nicht gewesen sein. Und hier sollte nur versucht werden zu zeigen, daß die Darstellung Goethes in „D. u. W.“ den tatsächlichen Verhältnissen im „Egmont“ nicht entspricht.

---

[1]) Vgl. das Zitat oben unter 11.
[2]) A. a. O. S. 14*. [3]) A. a. O. S. 9*.

# 2. Teil: Entstehungsgeschichte und Quellen des Egmont.

## I. Der Egmont in Frankfurt.

### § 22. Anschluß an die frühere Entwicklung Goethes.

Die größeren dichterischen Pläne, die Goethe in der zweiten Frankfurter Zeit beschäftigten, haben das eine unter sich und mit allen andern Werken des Dichters gemeinsam, daß sie nach seinem bekannten Wort Bruchstücke einer großen Konfession sind. Sie sind es aber nicht alle in gleichem Maße. Während man Faust, Mahomet, Prometheus, Sokrates und den Ewigen Juden als Weltanschauungsdichtungen bezeichnen könnte und den Götz als ein von nationaler Begeisterung getragenes, in Shakespearesche Form gekleidetes Produkt des Sturms und Drangs, sind Werther, Clavigo und Stella mehr Bekenntnisdichtungen persönlicher Art, hervorgegangen allein aus den Liebesschicksalen des Dichters. Das Thema dieser letzteren ist naturgemäß enger als das der ersteren; aber es stand jedesmal unter dem Eindruck eines persönlichen Erlebnisses und einer Gemütsstimmung, die stark genug war, seine dichterische Gestaltung in einem Gusse gelingen zu lassen. Vom Caesar wissen wir zu wenig, um ihn bestimmt einreihen zu können, er scheint aber ähnlichen Tendenzen entsprungen zu sein wie der Götz.[1])

Der Egmont gehört allen drei Richtungen gemeinsam an: er ist Weltanschauungsdichtung, ist ein Geschichtsstück mit deutlichen Tendenzen aus Sturm und Drang, und ist ein Bekenntnisdrama persönlichster Art. Das letztere noch in ganz anderem Maße als

---

[1]) So auch aufgefaßt bei Bielschowsky, Goethe I, S. 249.

Werther, Clavigo und Stella. Sind diese Werke gleichsam Abrechnungen des Dichters mit sich selbst über vergangene Lebensabschnitte, künstlerische Beichten, die ihn von Vergangenem, geistig Überwundenem auch menschlich befreien sollten, so ist der Egmont hingegen ein positives Bekenntnis seiner Lebensanschauung; stellen die genannten Dichtungen immer nur einen Teil von Goethes Wesen dar,[1]) eine Seite, die er durch die dichterische Beichte eben überwinden will, so haben wir im Egmont den Dichter ganz so, wie er fühlt und denkt, wie er lebt und leben möchte. Sehr glücklich drückt dies der Franzose Ampère aus in den Oeuvres dramatiques de Goethe, an einer Stelle, die Goethe selbst übersetzt hat:[2]) „In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat...“ Wir finden im Egmont in der Tat eine bedeutende Erweiterung der Lebensdarstellung gegen früher. Während der junge Goethe im wesentlichen „Erotiker“ in seiner Poesie ist, wird im Egmont bereits „das Schicksal der Liebe ... eingegliedert in das allgemeine Schicksal des Menschen.[3]) Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist das Drama der Beginn einer neuen Periode in der Entwicklung des Dichters. Andrerseits aber bleibt zu bedenken, daß sich die Arbeit an ihm über zwölf Jahre hinzog, daß sie in der „genialischen“ Frankfurter Zeit begonnen und im klassischen Rom vollendet wurde. Wir könnten also erwarten, daß sich die ganze Entwickelung Goethes in dieser langen und für ihn so bedeutungsvollen Zeit im Egmont spiegeln müßte. Wie weit dies der Fall ist, soll weiter unten zu bestimmen versucht werden. Die Wurzeln unsres Stückes liegen jedenfalls in der Frankfurter Zeit, und die Bedeutung dieser Zeit für die Entwickelung des Egmont sei zunächst untersucht.

## § 23. Der Frankfurter Egmont.

Ob sich Goethe bereits vor 1775 mit dem Plan eines Egmont getragen hat, wissen wir nicht.[4]) Es fehlt durchaus an gleichzeitigen

---

[1]) Vgl. Hermann Grimm, Goethe II, S. 224 ff. Die Verallgemeinerungen an dieser Stelle bedürfen m. E. starker Einschränkungen.

[2]) W I, 41 II, S. 190.

[3]) Schrempf, Goethes Lebensanschauung I, S. 157, 158.

[4]) Die Vermutungen Düntzers (Goethes Leben S. 190, 192, 224 und Erläuterungen S. 2 ff.) stehen vollständig in der Luft.

Zeugnissen, die eine solche Annahme stützen könnten. Auch für den Herbst 1775, in den Goethe selbst die Anfänge des Stückes verlegt, sind wir allein auf die Stellen von „Dichtung und Wahrheit", Buch 19 und 20, angewiesen. Wenn der Dichter dort das Dämonische als die eigentliche Veranlassung des Dramas darstellt, indem er ausführt, daß er sich nach seiner Gewohnheit „hinter ein Bild flüchtete", um sich „vor diesem furchtbaren Wesen zu retten",[1]) so glauben wir das mit Schrempf[2]) als einen Irrtum des alten Dichters bezeichnen zu müssen. Bedeutsamer erscheint eine andere Stelle in „D. u. W.",[3]) wo der Egmont direkt an den Götz angeschlossen wird: „Nachdem ich im Götz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit". Wie aus den Untersuchungen Guglias[4]) hervorgeht, hat Goethe schon vor 1775 geschichtliche Studien über die Zeit des Abfalles der Niederlande getrieben; Guglia macht es auch wahrscheinlich, „daß Goethe die Hauptquelle, die 'Prima Decas de bello belgico' des Jesuiten Strada, schon in Frankfurt gelesen und benutzt" habe.[5]) Demnach möchte ich schließen, daß den Dichter zunächst ein rein historisches Interesse zu der Gestalt Egmonts geleitet habe, und daß er dem gegebenen Stoff zufolge vorerst den geschichtlichen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit darstellen, also ein historisches Drama im Sinne des Götz schaffen wollte. Er hatte damals eine gewisse Vorliebe für große geschichtliche Ereignisse, und dieser Vorliebe war ja auch der Plan eines Caesar entsprungen, den er schon in Straßburg faßte. „Mit der nachstraßburger frankfurter Zeit kam bei Goethe die deutschthümliche Richtung zum Durchbruch, ... so wurden auch seine früheren fremdartigen Dramenentwürfe verdeutscht . . ."[6]) Wenn Biedermann daraus Schlüsse auf Mahomet, Sokrates und Faust ziehen zu können meint, so mag das

---

[1]) D. u. W., Buch 20. W I, 29, S. 174.

[2]) Schrempf, Goethes Lebensanschauung I, S. 186.

[3]) Buch 19. W I, 29, S. 162.

[4]) Eugen Guglia, Die historischen Quellen von Goethes Egmont. Zs. für allgemeine Geschichte 3 (1886), S. 385.

[5]) A. a. O. S. 388. — Vgl. dazu H. Düntzer, Goethes Götz und Egmont. Braunschweig 1854. S. 232 u. 242 ff.

[6]) W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen. Neue Folge. 1886. S. 172.

zweifelhaft sein; mit Recht aber weist er auf die Möglichkeit hin, daß auf diese Weise der Caesar zu Gunsten des Egmont fallen gelassen wurde.[1]) Und Daniel Jakoby macht das noch wahrscheinlicher, wenn er die große Ähnlichkeit der Gruppierung (Caesar: Sulla = Egmont: Alba) betont und daraus auch den Umstand erklären zu können glaubt, daß Goethe sofort die Hauptszene zwischen Egmont und Alba in Angriff genommen habe.[2]) Naturgemäß ist Goethe durch seinen geplanten Caesar auch auf Shakespeares gleichnamiges Stück aufmerksam geworden, und da sich im Egmont Stellen finden, die den Einfluß des Shakespeareschen Caesar unzweifelhaft verraten (Brackenburgs Brutusrede I, 3; Vansens aufwiegelnde Rede II, 1 = Rede des Antonius; Egmonts Auftreten II, 1 = Tribun Flavius), so scheint eine engere Beziehung des Caesar zum Egmont nicht mehr abzuweisen. Wie beim Götz ist also auch bei den Anfängen des Egmont der Einfluß Shakespeares wirksam gewesen. Das erkennt auch R. M. Meyer an.[3]) Dagegen versucht er an anderer Stelle[4]) in geistreicher Weise, dem Egmont im Gegensatz zum Götz den Charakter als historisches Drama abzusprechen. Als Ganzes gesehen, ist der Egmont nach seiner Vollendung in der Tat kein rein historisches Drama mehr, aber ist damit schon bewiesen, daß Goethe 1775 bewußt seinem Stücke den historischen Charakter genommen hat? Mir scheint, daß zunächst „aus diesem Bedürfnis . ., den Charakter des Helden in seiner vollen 'symbolischen' Bedeutung zu entwickeln, . . das ganze Drama“[5]) nicht entstanden ist. Und wie anziehend die Behauptung Meyers auch sein mag, das Drama sei „aus einer bestimmten, deutlich angeschauten Situation“, der „Szene zwischen Egmont und Oranien“, erwachsen,[6]) und Egmont habe Goethe nur als „typische Figur“ interessiert, wogegen ihm seine „Leistungen und eigentlich auch sein Tod [— d. h. also alles Geschichtliche! —] . . . Nebensache“ gewesen seien,[7]) — so ist hierbei doch stillschweigend vorausgesetzt, daß sich des Dichters Stellung zu seinem Stoffe während der langen Entstehungszeit des Werkes nicht verändert habe. Was ist aber natürlicher, als daß der Goethe von 1775 einen andern Egmont schreibt als der von 1782 oder gar

[1]) Ebd. S. 171 ff.

[2]) Goethe-Jahrbuch XII (1891), S. 249.

[3]) Goethes italienische Dramen. Goethe-Jahrb. 26 (1905), S. 130.

[4]) Ist Goethes „Egmont“ ein historisches Drama? Preuß. Jbb. 95 (1899), S. 65 ff.

[5]) Ebd. S. 71. [6]) Ebd. S. 71. [7]) Ebd. S. 70.

1787? Goethe sagt es ja selbst in einem Briefe an die Frau v. Stein vom 20. März 1782:[1]) „Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders, und vielleicht gar nicht . ." Er hatte eben zu der Zeit, da ihn Iphigenie und Tasso beschäftigten, ein anderes dramatisches Ideal als in den Jahren, da er das Egmont-Fragment geschaffen. Was ihm jetzt daran mißfällt, sagt er im selben Brief: „. . . ich will nur das Allzuaufgeknöpfte, Studentenhaffte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstands widerspricht." Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir unter dem „Allzuaufgeknöpften, Studentenhaften" die Art verstehen, in der auch Götz geschrieben ist, die jeder Form spottende, derb volkstümliche Art des Frankfurter Stürmers und Drängers. Aus dem Briefe geht hervor, daß der Dichter 1782 mit dem ihm vorliegenden Fragmente nichts Rechtes anzufangen weiß: er ist objektiver geworden, er ist über die jugendliche Periode des Götz hinaus, da er begeistert für Freiheit und Recht gegen Unterdrückung kämpfte und dichtete. Und diese jugendliche Tendenz wird auch der Egmont gehabt haben. Nun, da Goethe die „Würde des Gegenstands" anders verstand, mußte er die überwundene Manier tilgen, um seinem geläuterten Geschmack genug zu tun. — „Jedes historische Drama hat eine Tendenz . ." sagt R. M. Meyer;[2]) „. . alle Tendenz aber weist Goethe ab . . . denn wahrlich! Dies ist kein Freiheitsstück!" Dieser Standpunkt entspricht demjenigen Goethes im oben zitierten Brief, er gilt aber kaum für den Frankfurter Egmont. Dieser wird aller Wahrscheinlichkeit nach in der Tat ein „Freiheitsstück" gewesen sein, ein historisches Drama im Stile des Götz, mit stark freiheitlicher Tendenz.

Noch größer wird diese Wahrscheinlichkeit, wenn wir einen Umstand in Erwägung ziehen, der bisher meines Wissens noch gar keine Berücksichtigung gefunden hat, der aber schwer genug ins Gewicht fallen dürfte.[3])

Im Jahre 1775 nämlich gewann der Aufstand der amerikanischen Kolonien ernste Bedeutung und zwang das Mutterland England zu kriegerischen Maßregeln größeren Umfangs. Diese Ereignisse fallen nicht lang vor den Beginn der Arbeit am Egmont, und die politische Lage zeigt große Ähnlichkeit mit der, die Goethe im

---

[1]) W IV, 5, S. 284, 285.

[2]) Preuß. Jbb. a. a. O. S. 76, 77.

[3]) Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Prof. Saran.

Egmont zu zeichnen unternimmt. Legt das nicht die Vermutung nahe, Goethe habe bei der Arbeit am Egmont stark unter dem Eindruck dieser Zeitereignisse gestanden, sei vielleicht durch sie erst zu der Bearbeitung des verwandten Stoffes angeregt worden? Gewußt hat er jedenfalls von den Vorgängen jenseits des Ozeans, denn sie beschäftigten auch in Deutschland das allgemeine Interesse: wie in Wielands Teutschem Merkur,[1]) so werden auch in den damaligen Tageszeitungen regelmäßige Berichte erschienen sein.

Wie seine Straßburger Promotions-Thesen beweisen, hatte Goethe auch ein besonderes Interesse an staatsrechtlichen Fragen, und der amerikanische Freiheitskrieg bot ihm in dieser Hinsicht nicht minder eine starke Anregung. Staatsrechtliche Probleme dieser Art aber werden in der großen Szene Alba-Egmont recht eingehend erörtert: — kurz, nehmen wir einmal einen Einfluß der Tagesgeschichte auf die Gestaltung des Egmont an, so führt uns auch das wieder zu dem bereits mehrfach gezogenen Schluß: der Frankfurter Egmont ist — ähnlich dem Götz — ein aus historischen und politischen Studien und Neigungen des Dichters entstandenes Freiheitsdrama im Sinne und Stile des Sturms und Drangs gewesen.

„In der Frankfurter Bearbeitung scheint das politische und bürgerliche Element, das Verhältniß zwischen Clärchen und Brackenburg, mehr im Vordergrunde gestanden zu haben“, vermutet H. Grimm.[2]) Und dieser Vermutung Grimms schließt sich Guglia an.[3])

Das führt uns zu einer weiteren Frage: zu der nach dem persönlichen Gehalt des Frankfurter Fragments. Dem Beginn der Arbeit am Egmont geht unmittelbar vorher der Bruch Goethes mit Lili.[4]) Daß dieses Ereignis bei Goethes Art zu produzieren auf die so kurz danach entstehende Dichtung Einfluß gehabt habe, dürfen wir von vornherein annehmen. Die Gestalt Klärchens und ihr Verhältnis zu Brackenburg und Egmont, das ist wohl der Niederschlag der Erfahrungen seiner Liebe zu Lili. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, für Brackenburg ein fremdes Vorbild zu suchen oder in

---

[1]) Vgl. Teutscher Merkur Bd. 12, S. 88, 189, 294; 13, S. 98, 200, 288; 14, S. 118, 214, 309 u. f. ff. — Goethe las den Merkur.

[2]) H. Grimm, Goethe II, S. 79.

[3]) Guglia a. a. O. S. 384.

[4]) Vgl. G. Wendt, Lilli und Goethe. Preuß. Jbb. 43 (1879), S. 258 ff.

ihm „einen jüngeren Goethe, den Leipziger Goethe, der den Verlust Käthchens nicht verschmerzen kann“, zu sehen, wie das Minor andeutet.[1]) Man braucht nur aus Goethes Briefen vom August und September 1775 Stellen wie die folgenden zu lesen: „... Des Mädgens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich ...“[2]) „Der Kerl [gemeint ist ein Käse] ist wie ich, solang er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfre Kerls ...“[3]) „Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn meinem Herzen ward, als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte...“[4]) „... und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte .... ich kann von dem Mädgen nicht ab...“,[5]) — so sieht man, daß kein andrer als Goethe selbst Brackenburg ist. Allein mit einer Einschränkung: während Brackenburg an seiner unglücklichen Liebe zugrunde geht, hat sie der Dichter im Leben überwunden. Einen Tag nach dem zuletzt zitierten Brief hat er „Lili sieben Worte gesagt“,[6]) und ist frei. Die Brackenburg-Episode ist abgetan, wie seinerzeit die Werther-Episode. In der Tat ist Brackenburg ein jüngerer Werther, wie dieser aber auch nur ein Teil des Goethischen Wesens. Den ganzen Goethe haben wir in Egmont. Wie dieser liebt, so will Goethe lieben, wie dieser geliebt wird, will er geliebt werden. Er verlangt, daß ihn das Mädchen „ganz erkenne und so erkennend liebe“,[7]) daß es ganz in ihm aufgehe ohne alle anderen Gedanken als nur an ihn. Das tat Lili nicht, und darum stellte ihr der unter diesem Verhältnis leidende Dichter[8]) in Egmonts Klärchen ein Bild gegenüber, das seinem Ideal entsprach. So ist Klärchen ebenso sehr eine Schöpfung der vorweimarischen Zeit wie das ihm mannigfach verwandte Gretchen, das gerade so bedingungslos liebt.

---

[1]) J. Minor, Entstehungsgeschichte und Stil des Egmont. Grenzboten 42 (1883) I, S. 364.

[2]) An Auguste v. Stolberg, 3. Aug. 1775. W IV, 2, S. 273.

[3]) An Rahel d'Orville, August 1775. Ebd. S. 279.

[4]) An dieselbe, Ende August 1775. Ebd. S. 285.

[5]) An Auguste v. Stolberg, 14.—19. Sept. 1775. Ebd. 294.

[6]) An Auguste v. Stolberg, 20. September 1775. W IV, 2, S. 305.

[7]) G. Wendt a. a. O. S. 260.

[8]) Ebd. S. 259.

Die Klärchen-Brackenburg-Szenen werden also im wesentlichen so, wie sie überliefert sind, schon im Frankfurter Egmont gestanden haben, ausgenommen die des letzten Aktes. Ihr Gehalt, Goethes Auffassung der Liebe, gehört ganz der Frankfurter Zeit an. —

Was die Volksszenen angeht, so verweise ich auf den Aufsatz Minors,[1]) der für die Zeitbestimmung der einzelnen Teile des Egmont grundlegend ist. Sie entstammen der vorweimarischen Zeit und zeigen, wie Minor ausführt, entschiedene Ähnlichkeit mit dem Stile des Götz. Ebenso sehe ich die Briefstelle: „Geht mir auch wie Margrethen von Parma: ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann",[2]) vom Januar 1776, mit Minor als einen Beweis dafür an, daß die Szene der Regentin im ersten und auch wohl im dritten Akt bereits in Frankfurt geschrieben wurde. Nur möchte man annehmen, daß sie in erster Fassung viel derber und in freiheitlichem Sinne tendenziöser gewesen sei, als in der endgültigen Form, daß also Goethe später viel „Aufgeknöpftes" darin habe tilgen müssen. So objektiv, wie sie jetzt gehalten sind, hätte sie der Frankfurter Goethe kaum geschrieben. Jedenfalls ist aber hier noch nicht zu entscheiden, ob die in diesen Szenen enthaltenen politischen Ansichten so bereits in Frankfurt Goethes Eigentum waren oder es erst später wurden.

„Der Enthusiasmus Ferdinands gehört gleichfalls der frühern Epoche an, die hohe Begeisterung für ein großes Vorbild . . ." [3]) Wenn Minor hiernach die Ferdinand-Szenen schon in die Frankfurter Zeit stellen will, so möchte ich sie entschieden in die spätere Periode verlegen; denn erstens haben wir Zeugnisse Goethes, daß er sich im Dezember 1778 mit den ersten Ferdinand-Szenen beschäftigt hat,[4]) und was den Enthusiasmus anlangt, so unterscheidet sich der Goethe der ersten Weimarer Zeit gar nicht erheblich von dem Frankfurter Stürmer und Dränger. Daß aber die Ferdinand-Szene des letzten Aktes erst später entstanden sein kann, werde ich weiter unten zu beweisen versuchen.

Es bleibt nun noch zu entscheiden, in wieweit die Hauptperson, die Gestalt Egmonts, dem Frankfurter Fragment bereits angehört.

---

[1]) Grenzboten a. a. O. S. 363, 364. — Vgl. dazu: v. Löper, Jahrb. für Litt.-Gesch. I (1865), S. 199.

[2]) An Frau v. Stein. W IV, 3, S. 22.

[3]) Minor a. a. O. S. 370.

[4]) Tagebuch. W III, 1, S. 72.

Mit Minor[1]) schließe ich zunächst die Szene zwischen Egmont und dem Sekretär im zweiten Akte entschieden aus, mit einiger Sicherheit aber auch die folgende Unterredung Egmonts mit Oranien, aus Gründen, die noch zu erörtern sind. Egmonts Auftreten in der ersten Szene des zweiten und in der letzten des dritten Aktes wird das Frankfurter Fragment schon enthalten haben, wenn es auch wahrscheinlich in späterer Zeit einer Überarbeitung unterzogen worden ist.[2]) Dagegen möchte ich im Gegensatz zu Minor, aus später zu entwickelnden Gründen, die einleitenden Auftritte der zweiten Szene des vierten Aktes insgesamt der Weimarer Periode zuweisen und als letzten Teil des Frankfurter Fragmentes die Alba-Egmont-Szene betrachten, eben die „Hauptszene", von der Goethe in „D. u. W." spricht. Daß diese aber ursprünglich anders gelautet hat als die uns jetzt vorliegende, geht aus mehreren Äußerungen des Dichters genügend hervor. Ich erwähne eine Briefstelle vom 12. Dezember 1781:[3]) „. . wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß . ." Es kann sich hier nur um die Unterredung zwischen Egmont und Alba handeln, denn laut Tagebuch[4]) waren die vorhergehenden Auftritte im Dezember 1778, also schon in der Zeit von Goethes geläutertem Geschmack, entstanden. Die „Hauptszene" wird in ursprünglicher Fassung — wie oben angedeutet — durchaus im Stile und Sinne eines Freiheitsstückes geschrieben sein: Egmont wird als Vertreter von Recht und Freiheit einen scharf tendenziösen Gegensatz zu dem Tyrannenknecht Alba gebildet haben.

Die Szenen aber, in denen sich Egmonts eigenartige Persönlichkeit und seine Weltanschauung — wie wir sie aus dem vollendeten Stücke kennen — so besonders stark entfalten (II, 2; V, 2, 4), standen im Frankfurter Egmont noch gar nicht. Wir kommen daher zu dem Schlusse, daß die Ausgestaltung des Charakters Egmont und damit des wesentlichen Gehaltes des Dramas in der Weimarer Zeit erfolgt ist.

Zusammenfassend können wir sagen, daß das Frankfurter Egmont-Fragment aller Wahrscheinlichkeit nach umfaßt hat: den

---

[1]) A. a. O. S. 365, 366.

[2]) Vgl. Minor a. a. O. S. 367, 368.

[3]) An Frau v. Stein. W IV, 5, S. 339.

[4]) W III, 1, S. 72, 73.

ersten Akt ganz, die erste (Volks-) Szene des zweiten Aktes, den ganzen dritten Akt, die erste (Volks-) Szene und den Auftritt Alba-Egmont aus dem vierten Akt.

Es war das Fragment eines historischen Stückes im Sinne des Götz, ein Produkt der für Freiheit und Nationalität begeisterten Zeit des Sturms und Drangs, der jugendlichen Nachahmung Shakespeares. Was von diesem Fragmente im späteren Stücke lebendig geblieben ist, das sind die Volksszenen und die Klärchen-Brackenburg-Szenen. — Der Gedanke der individuellen Freiheit als eines Rechtes des Einzelnen wie der Völker mit allen seinen Folgerungen (politische und religiöse Toleranz) war damit in den Grundzügen schon gegeben. Er ist in der Weimarer Zeit modifiziert und weiter ausgebildet worden; vor allem aber entwickeln sich in dieser Zeit wohl erst die Anschauungen von Welt und Schicksal zu der Form und der Bedeutung, die sie in dem vollendeten Stücke besitzen.[1])

---

# II. Der Egmont in Weimar.

## § 24. Persönliche Motive.

„Bei keinem Dichter ist schärfer zu scheiden zwischen Entstehung, erster und letzter Niederschrift als bei Goethe", sagt Bielschowsky bei Gelegenheit der Mitschuldigen.[2]) Das gilt auch in vollem Umfang vom Egmont.

Gerade die Szenen, in denen sich Egmonts Wesen am tiefsten offenbart (II, 2 und V, 2, 4), stammen aus der Weimarer Zeit, und doch wissen wir, daß ihr persönlicher Gehalt eben so sehr dem Frankfurter Goethe eigen ist als dem Genossen und Freunde Karl Augusts. Der „genialische" Lebensdrang, das Naturgefühl, der grenzenlose Individualismus — all das, was dem Frankfurter Stürmer und Dränger sein charakteristisches Gepräge gibt: erst in

---

[1]) Zu dieser Annahme werden wir auch durch die weiter unten folgende Quellenuntersuchung geführt, auf die schon hier zur Vergleichung hingewiesen sein mag.

[2]) Bielschowsky, Goethe I, S. 499.

Weimar fand es seinen eigensten dichterischen Ausdruck. Und indem sich dieser starke persönliche Gehalt in den Egmont ergoß, erhielt dieser mit einem Mal eine neue Seele. Das geschichtliche Element, das das Frankfurter Fragment beherrschte, verlor seine Bedeutung, und die alte Form wurde das Gefäß eines neuen Inhalts. Der Egmont wurde ein Drama des persönlichen Bekenntnisses und der Weltanschauung des Dichters. Ein Vergleich mit dem Faust liegt nahe: wie dieser begleitete der Egmont Goethe durch eine lange und bedeutsame Strecke seines Lebens, und wie dieser so hat auch er des reifenden Dichters Anschauungen von Mensch und Welt in sich aufgenommen. Ja: die praktische Lebenskunst Goethes, wie er sie in seinen besten Jahren verstand, ist der eigentliche Inhalt des Egmont.[1])

Versuchen wir nun das Werden dieses Weimarer Egmont aus dem Leben Goethes heraus zu bestimmen. Noch Düntzer[2]) sah den Umstand, daß am Schlusse von „D. u. W." die Worte „Kind, Kind, nicht weiter . . ." von dem jungen Dichter in Heidelberg, Herbst 1775, zitiert werden, als einen Beweis dafür an, daß die zweite Szene des zweiten Aktes bereits in Frankfurt geschrieben sein müßte. Davon kann keine Rede sein. Mit Recht weist Minor[3]) auf die schlagende Parallele Oliva: Egmont = Klopstock: Goethe und auf das Vorbild des Sekretärs, Goethes Schreiber Philipp Seidel, hin; auch einzelne Gedichte Goethes aus jener Zeit (Beherzigung, Erinnerung, Einschränkung, Sorge, Mut u. a.) zieht er zum Vergleich heran und folgert aus all dem, daß mindestens die Szene Egmont-Sekretär in Weimar entstanden sein müsse. Vielleicht läßt sich die Entstehungszeit dieser Szene noch etwas genauer bestimmen.

Am 6. März 1776 schreibt Goethe:[4]) „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Lufft zu sprengen." Und bereits am 5. Januar:[5]) „Ich treib's hier freilich toll genug . . . Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß." Das ist derselbe Lebensmut und Aufwärtsdrang, dem auch Egmont

---

[1]) Vgl. H. Grimm, Essays S. 53.
[2]) Erläuterungen S. 5.
[3]) Grenzboten 42 I, S. 365 ff.
[4]) An Lavater. W IV, 3, S. 37.
[5]) An Merck, ebd. S. 15.

seinem Schreiber gegenüber Ausdruck gibt. Ein Brief vom 6. März[1]) zeigt den Dichter äußerst unwillig über seines Vaters ewige Bedenklichkeiten, während es bald darauf heißt:[2]) „Es geht uns allen gut, denn was schlimm geht lass ich mich nicht anfechten", und etwas später:[3]) „Unter allem was mir auf Erden schädlich und tödlich seyn könnte ist Ärgerniss das lezte ..." In genau derselben Weise setzt sich Egmont über seinen anfänglichen Ärger wegen der Warnungen Olivas hinweg. Dann bekommt Goethe den Brief Klopstocks, den er am 21. Mai beantwortet,[4]) indem er sich weitere Ermahnungen verbittet, ohne aber den Mann, den er verehrt, gerade zu beleidigen. Es kann kein Zweifel sein, daß dies Erlebnis der unmittelbare Anlaß zu dem Briefgespräch zwischen Egmont und seinem Schreiber ist. Das alles dürfte wohl Grund genug sein, die Szene Egmont-Schreiber nicht allzu lange nach dieser Zeit (März—Mai 1776) anzusetzen, also noch ins Jahr 1776. Dafür spricht auch der Umstand, daß Goethe in späterer Zeit schwerlich über Regierungsgeschäfte noch in so wegwerfender Weise geschrieben haben würde, als er es in dieser Szene tut. Denn schon seit Mitte 1777 mehren sich die Anzeichen für den wachsenden Ernst Goethes und für sein Pflichtgefühl im Amt.[5]) Und wie anders ist seine Ansicht über vernünftiges Wirtschaften bereits im folgenden Jahr:[6]) „Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsere Wirtschafft, Stille und Vorahndung der Weisheit. Immer fortwährende Freude an Wirthschafft, Ersparniss. Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen gegen vorm Jahr." Einer solchen Stimmung können Worte und Ansichten, wie sie Egmont über seine Finanzen äußert, schwerlich entsprungen sein. Daß weder das Tagebuch noch die uns erhaltenen Briefe Goethes aus jener Zeit etwas von seiner Beschäftigung mit dem Egmont melden, beweist noch nichts gegen unsere Annahme; denn das Tagebuch ist damals nur sehr oberflächlich geführt worden — enthält es doch auch kein Wort über den Zwist mit Klopstock —, und dann wird

---

[1]) An Johanna Fahlmer. Ebd. S. 37.

[2]) An Merck, 8. März 1776. Ebd. S. 38.

[3]) An Frau v. Stein, 20. März 1776. W IV, 3, S. 41.

[4]) Ebd. S. 63, 64.

[5]) Vgl. z. B. die Tagebuchnotizen vom 2. September, 8. Oktober, November 1777 (W III, 1, S. 45, 46, 51, 52, 53).

[6]) Tgb. Februar 1778. W III, 1, S. 61.

überhaupt, auch in den Briefen, des Egmont weit weniger Erwähnung getan als der übrigen Werke und Werkchen, die neben ihm entstanden. Es mußten besonders starke Anregungen sein, die den Dichter zu dem Werke zurückführten, zu dem er mit der Zeit eine so ganz andere Stellung genommen hatte.

Ein solcher Anstoß waren die Kriegswirren, die das Jahr 1778 brachte. Weimar wurde in die großen Welthändel verwickelt: es galt Stellung zu nehmen zwischen Österreich und Preußen, zu wählen zwischen Neutralität und Parteinahme, zwischen Frieden und Krieg. Das dürfte den Minister Karl Augusts an seinen Egmont erinnert haben, und so schreibt er am 12. April 1778: [1]) „Egmont war mir wieder in Sinn gekommen.“ Es bleibt auf längere Zeit im Tagebuch bei dieser dürren Notiz, und die Briefe dieses Jahres erwähnen den Egmont überhaupt nicht mit Namen. Sollte das aber ausschließen, daß der Egmont dem Dichter nicht länger im Sinn geblieben und auch gefördert worden sei?

Wir wissen, daß Goethe in jener Zeit all sein Streben auf Erhaltung des Friedens richtete und von Parteinahme nichts wissen wollte,[2]) daß er aber gleichwohl ohne Furcht, ja mit „schönem Mut und freiem Leben“ [3]) der Entwicklung der Dinge entgegen sah. Das ist fast genau der Standpunkt Egmonts gegenüber Oranien; auch Egmont will den Frieden nicht ohne dringenden Grund stören, auch er läßt ruhig das Schicksal walten und behält seinen Mut und sein freies Leben trotz aller Warnungen bei. Es ist seine Seelenstimmung, die auch den Dichter seit längerer Zeit beherrscht: „Ich habe mich gewöhnt bey meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen und weder an Misbilligungen noch an Folgen zu dencken“.[4]) „. . . so gewohnt bin ich mich vom Schicksaale leiten zu lassen, dass ich gar keine Hast mehr in mir spüre, nur manchmal dämmern leise Träume von Sorglichkeit wieder auf, die werden aber auch schwinden“ [5]). Bei diesen inneren Gründen erscheint die Vermutung nicht unwahrscheinlich, daß die Szene Egmont-Oranien damals, also April 1778, wenn nicht ganz entstanden, so doch in den Grundzügen entworfen worden sei. Viel früher kann sie kaum

[1]) Tgb. W III, 1, S. 64.

[2]) Vgl. darüber Bielschowsky, Goethe I, S. 323 ff.

[3]) An Merck, 18. März 1778. W IV, 3, S. 215.

[4]) An Einsiedel, Ende November 1776. W IV, 3, S. 123.

[5]) An Frau v. Stein, 4. Dezember 1777. Ebd. S. 191, 192.

entstanden sein, denn sie setzt eine größere „Schulung in Staatsgeschäften“ [1]) voraus, als sie Goethe in der Zeit vorher besessen haben kann.

Im Mai 1778 macht Goethe dann mit dem Herzog die politische Reise über Dessau nach Berlin, und die war so recht geeignet, ihm seinen Egmont nicht aus dem Sinn kommen zu lassen. Er hat jetzt Gelegenheit, einen tiefen Einblick in das Treiben eines ganz militärischen Hofes, noch dazu in kriegerischer Zeit, zu tun. Schon aus Wörlitz schreibt er am 14. Mai: [2]) „Und nun bald in der Pracht der königlichen Städte, im Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen ... Und ich scheine dem Ziel dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da mich's nun immer näher angeht, wie die Großen mit den Menschen, und die Götter mit den Großen spielen.“ Und als er in Berlin ist, mitten unter Generälen und Diplomaten, da empfindet er wie Margarete von Parma: es „welckt die Blüte des Vertrauens der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr“. [3]) Der Dichter macht jetzt unschätzbare Studien nach dem Leben, die ihm als Grundlage dienen können für die Schilderung der spanischen Partei und ihrer Politik im Egmont. Auch die Szenen der Regentin, die wir oben als in Frankfurt bereits entworfen angenommen haben, dürften jetzt erst ihren tieferen geistigen Gehalt in der Seele des Dichters erhalten haben. Hier in Berlin auch fand er die rechten Farben zur Zeichnung des Kreises um Alba: „Wenn ich nur gut erzählen kan von dem grosen Uhrwerck, das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Puppen kan man auf die verborgnen Räder besonders auf die grose alte Walze FR gezeichnet mit tausend Stiften schliesen die diese Melodieen eine nach der andern hervorbringt“. [4]) Und daß er von diesem militärischen und diplomatischen Getriebe denselben Eindruck hat wie Egmont vom spanischen, das bezeugt folgende Stelle [5]): „So viel kan ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce

---

[1]) Vgl. Minor a. a. O. S. 367, der übrigens die Frage nach der Entstehungszeit unsrer Szene offen läßt und sich nicht einmal zwischen Frankfurt und Weimar entscheidet.

[2]) An Frau v. Stein, W IV, 3, S. 223.

[3]) An dieselbe, 17. Mai 1778. W IV, 3, S. 224.

[4]) Im selben Brief S. 225.

[5]) An Frau v. Stein, 19. Mai 1778. Ebd. S. 225.

und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanstwurstiaden ist so ekelhafft als das Wesen der Großen Mittlern und Kleinen durch einander. Ich habe die Götter gebeten dass sie mir meinen Muth und grad seyn erhalten wollen biss ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den lezten theil des Ziels lausig hinkriechen lassen." Das ist die reinste Egmont-Stimmung. Aber sie scheint nicht sofort der Dichtung zugute gekommen zu sein, es sei denn, daß Goethe in der folgenden Zeit nach der Rückkehr aus Berlin die Regentin-Szenen vorgenommen und überarbeitet hätte. Erst ein halbes Jahr später reifen die Früchte der Berliner Erlebnisse. Wir lesen im Tagebuch unter Dezember 1778:[1]) „Schrieb einige Scenen an Egmont", dann am 5. Dezember:[2]) „(Morgens) Alba und Sohn" und am 13. Dezember:[3]) „Früh Monolog Albas." Das sind die Auftritte, in denen die spanische Partei sich zum ersten Mal vorstellt und ihr Wesen exponiert wird. Denn daß unter den „einigen Scenen" in diesem Zusammenhang etwas anderes als die Auftritte Silva-Gomez und Silva-Alba zu verstehen sei, wird man nicht wohl annehmen können. Rechnet man die schon in Frankfurt entstandene Szene Alba-Egmont hinzu, so lagen also Ende des Jahres 1778 die vier ersten Akte des Stückes mehr oder weniger vollendet vor.

Im Frühjahr 1779 beschäftigte den Dichter die Iphigenie, und „nach deren Aufführung am 6. April sagte er Frau von Stein die Vollendung des Egmont bis zum 1. Juni zu".[4]) Aber er scheint nicht mit allzu großem Eifer ans Werk gegangen zu sein; am 26. Mai kann er nur berichten: „Mein Egmont rückt doch, ob ich gleich den 1. Juni nicht fertig werde".[5]) Am 15. Juni hat er dann wieder „(Nachmittags) ... an Egmont geschrieben".[6]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Goethe, da er doch eine baldige Beendigung des Stückes im Auge hatte, in dieser Zeit den fünften Akt zu schreiben begonnen hat, und zwar wird es sich in obigen Zitaten um die erste Szene dieses Aktes handeln; auch würde die Sprach-

---

[1]) W III, 1, S. 72. Wie aus den folgenden Zitaten hervorgeht, muß dieser Eintrag vor dem 5. Dezember geschehen sein.

[2]) Am selben Orte. [3]) Ebd. S. 73.

[4]) Düntzer, Erläuterungen, S. 6.

[5]) An Frau v. Stein. W IV, 4, S. 39.

[6]) Tgb. W III, 1, S. 87.

behandlung und ganze Art dieses Auftrittes[1]) sehr gut in eine Zeit passen, die der Beschäftigung mit der Iphigenie so unmittelbar folgt. Wenn Goethe dann am 24. Juni schreibt:[2]) „Gestern Abend hab ich noch eine Scene im Egmont geschrieben, die ich kaum wieder dechiffriren kann“, so liegt die Annahme nahe, daß er die dritte Szene des letzten Aktes meint, die ja die direkte Fortsetzung der ersten ist, daß der Dichter also zunächst das Schicksal Klärchens und Brackenburgs zum Abschluß geführt hat. In dieser Zeit, Ende Mai bis Mitte Juli 1779, war ja auch Merck in Weimar,[3]) und so dürften im Verkehr mit dem alten Freunde die Frankfurter Zeiten Goethe wieder besonders lebendig geworden sein und so auch die Klärchen-Motive wieder stärker in ihm angeklungen haben. Er schreibt am 13. Juli ins Tagebuch:[4]) „Gute Würckung von Mercks Gegenwart ... durch Erinnerung des Vergangnen und seine Vorstellungs Art, mir meine Handlungen in einem wunderbaaren Spiegel gezeigt.“

Im Herbst des Jahres trat Goethe mit dem Herzog die Schweizerreise an,[5]) nachdem er „was vom Egmont fertig ist“ zur Aufbewahrung an Frau v. Stein geschickt hatte.[6]) Auf den Wanderungen in den Alpen wird das lebendige Naturgefühl im Dichter wieder mächtig, und aus den kurzen Tagebuchnotizen spricht beredt der Eindruck, den die großartige Gebirgswelt auf ihn macht.[7]) Da überkommt den Dichter wieder die Egmont-Stimmung. „Schrieb eine Scene am Egmont“, meldet das Tagebuch am 9. November.[8]) Es wird die erste Gefängnisszene gewesen sein. Ihr Stil entspricht vollkommen dieser Zeit[9]) und auch der besonderen Stimmung, in die Goethe durch die ihn umgebende Natur versetzt wurde. Vor allem aber legt es uns das äußerst starke Naturgefühl, das in Egmonts Monolog sich offenbart, nahe, seine Entstehung hier in der Schweiz anzusetzen.

---

[1]) Vgl. Minor a. a. O. S. 369.
[2]) An Frau v. Stein. W IV, 4, S. 43.
[3]) Vgl. Tgb. W III, 1, S. 87, 88.
[4]) Ebd.
[5]) Die Abreise fand am 12. September statt. Vgl. Tgb. W III, 1, S. 98.
[6]) An Frau v. Stein, 7. September 1779. W IV, 4, S. 58.
[7]) Vgl. Tgb. W III, 1, S. 99ff.
[8]) Ebd. S. 102.
[9]) Vgl. Minor a. a. O. S. 369.

Es blieb demnach nur noch die letzte Szene zu schreiben übrig; aber die war naturgemäß das schwierigste Stück Arbeit, handelte es sich doch in ihr darum, der Handlung des aus so verschiedenen Gliedern zusammengesetzten Dramas einen befriedigenden Abschluß zu geben. Und Goethe, der eine Iphigenie bereits geschrieben und sich mit dem Tasso im Geiste wohl schon trug, konnte keine geringen Ansprüche mehr an sich stellen. Es konnte für ihn nicht mehr in Frage kommen, das Stück so zu beschließen, wie er es begonnen hatte, d. h. Egmont einfach als einen Märtyrer der Freiheit und des Rechtes — ähnlich wie seinerzeit den Götz — sterben zu lassen. Er hatte ja dem Werke in Weimar eine andere Wendung gegeben und war nun gezwungen, bei dem Abschluß und der Krönung des Ganzen diesem Umstande Rechnung zu tragen. Aus einer Tagebuchnotiz vom 16. März 1780:[1]) „(Vormittags)... spazieren, an Egmont geschrieben", dürfen wir wohl entnehmen, daß der Dichter endlich einen Ansatz zur Lösung des schwierigen Problems gemacht hat. Wie weit er gekommen ist, läßt sich nicht bestimmen; vielleicht, daß er jetzt schon den glücklichen Gedanken gefaßt hat, durch Ferdinands unerwartete Freundschaftserklärung die seelische Wandlung in dem gefangenen Egmont zu motivieren. Sein eigner Freundschaftsenthusiasmus, der vor kurzem in der Schweiz im Verkehr mit Lavater noch einmal in alter Stärke hervorgebrochen war, hätte den Erlebnisstoff für die Egmont-Ferdinand-Szene wohl bieten können.[2])

Indes bald nahm der Tasso den Dichter in Anspruch,[3]) und vom Egmont ist länger als anderthalb Jahr nicht mehr die Rede. Als Goethe am 12. Dezember 1781 einen Jahresrückblick hält, ist unser Stück noch immer Fragment: „Mein Egmont ist bald fertig und wenn der fatale vierte Act nicht wäre den ich hasse und notwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang vertrödelte Stück beschliesen".[4]) Man sieht, die Verschiedenheit der einzelnen Teile des Fragments kommt ihm nun, da er an einen Abschluß denkt, schmerzlich zum Bewußtsein. Offenbar paßt die in Frankfurt entstandene Szene Alba-Egmont so wenig in des Dichters

---

[1]) W III, 1, S. 111.

[2]) Vgl. Goethes Brief an Lavater, 8. Oktober 1779. W IV, 4, S. 73; ferner Goethe an Frau v. Stein, 24. November 1779. Ebd. S. 140. Vgl. auch: Funk, Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Ges. Bd. 16, S. VI, VII.

[3]) Tgb. 30. März 1780. W III, 1, S. 113.

[4]) An Frau v. Stein. W IV, 5, S. 239.

jetzigen Plan, daß er an Umarbeitung denken muß, wenn er einen Schluß, der seiner geläuterten Kunst- und Lebensauffassung entspricht, möglich machen will. Es dauert aber noch bis ins folgende Frühjahr, ehe sich Goethe energisch an die Lösung all der Schwierigkeiten begibt, die die Vollendung des Stückes bereitet.

Seit Mitte März 1782 macht Goethe entschiedene Anstrengungen, den Egmont zustande zu bringen. „Nun will ich über den Egmont und hoff' ihn endlich zu zwingen," schreibt er am 16. März,[1]) und am folgenden Tag:[2]) „Ich bin ganz leise fleißig, ich möchte nun Egmont so gar gerne endigen, Und seh es möglich." Danach scheint er sich immer noch vergeblich um eine befriedigende Lösung zu bemühen. Er greift wieder auf seine Quelle zurück: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde, oder auch, wenn du willst, daß er zu Grabe komme ...",[3]) um bald zu berichten: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehn, als ich dachte ..."[4])

Bevor Goethe auf seine alte Quelle, den Strada zurückkam, hat er gewiß auch andere Studien zum Tode seines Helden gemacht. Daß ihm, wie Minor vermutet,[5]) „die ausführlichen Nachrichten .. über die letzten Stunden und die letzte Unterredung des 1780 in der Schweiz des Hochverrats angeklagten und enthaupteten Pfarrers Waser", die ihm Lavater bereits im Oktober 1780 gesandt hatte,[6]) als Vorlage gedient haben, ist wohl möglich. Vielleicht aber enthalten auch die folgenden Briefstellen einen erwägenswerten Hinweis, zumal, da sie unserm Zeitpunkte sehr nahe liegen: Goethe schreibt am 19. Dezember 1781:[7]) „Ich schliese mit Coocks Todt das Buch[8]) und schicke es dir. Es ist eine grose Catastrophe eines grosen Lebens, und schön daß er so umkam. Ein Mensch der vergöttert wird, kann nicht länger leben, und soll nicht, um seint und andrer willen", und

---

[1]) An Frau v. Stein, ebd. S. 280.

[2]) An dieselbe, ebd. S. 282.

[3]) An dieselbe, 20. März 1782. W IV, 5, S. 284, 285.

[4]) Ebd. [5]) Grenzboten a. a. O. S. 370.

[6]) Vgl. Goethe an Lavater, 13. Oktober 1780. W IV, 4, S. 315ff. Dazu ferner: Funk, Schriften d. Goethe-Ges. 16, S. 105, 108, 113, 140.

[7]) An Frau v. Stein. W IV, 5, S. 241.

[8]) Es kann sich wohl nur um die Reisebeschreibungen des Weltumseglers James Cook handeln und zwar um die dritte Reise, auf der er seinen Tod fand. Diese Reise fand 1776—1780 statt.

am andern Tag:[1]) „Coocks Todt kommt mir nicht aus dem Sinne, möge doch das Schicksal iedem den es liebt einen Todt geben der so analog zu seinem Leben sey wie dieser war . . .“ Wie dem auch sei, jedenfalls nahm Goethe in der zweiten Hälfte des März 1782 die Schlußszene des Egmont in Angriff und dürfte sie auch wohl in irgend einer Form vollendet haben. Ja er ging sogar daran, die älteren Teile den neueren im Stile ähnlicher zu gestalten, oder, besser gesagt, er hatte die Absicht, dies zu tun; denn in einem damaligen Briefe heißt es:[2]) „Es ist ein wunderbaares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber da steht, so mag es stehen, ich will nur das Allzuaufgeknöpfte, Studentenhaffte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstands widerspricht“. Was unter diesem „Allzuaufgeknöpften, Studentenhafften“ zu verstehen sei, ist bereits mehrfach zu zeigen versucht worden. Und man ist versucht, die einzelnen Stellen des Dramas genau anzugeben, mit denen sich der Dichter in den folgenden Tagen beschäftigt hat, wenn man Worte in seinen Briefen liest wie z. B.: „Ich bin vergnügt weil ich mitten durch die vielerley fremden Menschen, mich an dem Faden der Liebe zu dir, sachte und sicher winde . . . Ich versuche alles was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen, und bin mir immer bewußt“,[3]) oder: „. . Für andre arbeit ich mich ab und ich erlange nichts, für mich mag ich kaum einen Finger rühren und es wird mir alles auf einem Küssen überreicht“.[4]) Das ist Egmonts Stimmung, das sind fast Egmonts Worte in der zweiten Szene des dritten Aktes, Klärchen gegenüber. Und so geschah es, daß Goethe unwillkürlich im Geiste auch Charlotte von Stein einen Anteil an der Gestalt Klärchens gewinnen ließ.

Allein die Stimmung hielt nicht an, und aus dem Feilen an den älteren Partien des Stückes scheint nicht viel geworden zu sein; denn am 6. April meldet ein Brief des Dichters:[5]) „An Egmont ist nichts geschrieben die Zerstreuung lässts nicht zu“. Dabei ist es wahrscheinlich geblieben. — Das nun zwar abgeschlossene, aber in sich noch wenig einheitliche Stück sandte Goethe dann am 5. Mai 1782

---

[1]) An Frau v. Stein. W IV, 5, S. 242.

[2]) An dieselbe, 20. März 1782. W IV, 5, S. 285.

[3]) An dieselbe, 31. März, ebd. S. 292.

[4]) An dieselbe, 2. April, ebd. S. 294.

[5]) An dieselbe. W IV, 5, S. 297.

zur Beurteilung an Justus Möser nach Berlin.[1]) Er war sich der Unvollkommenheit dieser Fassung des Dramas wohl bewußt,[2]) betrachtete sie auch wohl von vorn herein nur als eine vorläufige, aber erst fünf Jahre später sollte er in Italien dazu kommen, dem Egmont seine endgültige Gestalt zu geben.

## § 25. Der Weimarer Egmont 1782.

Es liegt in seiner Entstehungsgeschichte begründet, daß der Egmont eine so eigenartige Stellung zwischen den andern Werken Goethes einnimmt. Wir haben gesehen, aus wie verschiedenartigen Teilen sich die 1782 abgeschlossene Fassung zusammensetzte. Während das Frankfurter Fragment seinem ganzen Charakter nach eine politische Tendenz hatte, verdanken die wichtigsten in Weimar entstandenen Szenen einem rein menschlichen Interesse an der Gestalt des Helden ihren Ursprung. Und so war das Ganze schließlich ein Zwitterding zwischen historischer und typischer Tragödie,[3]) ein politisches Drama, dessen Held nicht politisch ist („.. wie sollte dieser Charakter sich zum politischen Freiheitshelden qualificiren?").[4]) Das politische Interesse an seinem Stoffe war dem Dichter in Weimar abhanden gekommen; ihn fesselte nur noch der Charakter Egmont, in dem er sich ein menschliches Ideal schuf, einen Künstler des Lebens nach seinem Sinn.[5]) In der Tat ist die Gestalt Egmonts, wie wir sahen, wesentlich eine Schöpfung der ersten Weimarer Zeit, und so haben wir auch den Ideengehalt, der in dem Charakter des Helden und in seinen Äußerungen niedergelegt ist, vornehmlich dieser Zeit zuzuweisen.

In wieweit aber, so müssen wir fragen, hat die spätere Bearbeitung in Rom Anteil an der Gestaltung des Ganzen und also

---

[1]) Goethe an Jenny v. Voigts, ebd. S. 321.

[2]) Vgl. ebd.

[3]) Vgl. R. M. Meyer, Preuß. Jbb. 95 (1899), S. 65: „Egmont ist der Durchgangspunkt vom historisch-individualisirenden zum typisch-charakterisirenden Drama Goethes". — R. Nötel (Über Goethes Egmont. Cottbus 1882. S. 3) bezeichnet den Egmont als das Drama, „in welchem die kommende Periode der Iphigenie und des Tasso sich losrang von der überwundenen Stufe des Götz".

[4]) H. Viehoff, Goethes Leben. 3. Theil, S. 114.

[5]) R. M. Meyer (Goethe Jahrb. 26, S. 129) sieht in Egmont einen Vorläufer des Übermenschen Nietzsches.

auch des geistigen Gehaltes? Was ist bei der Betrachtung des endgültigen Dramas von 1787 abzuziehen oder hinzuzufügen, um das zu erhalten, was dem Weimarer Egmont von 1782 gehört? Es soll weiter unten versucht werden, die letzte Phase der Entwicklung des Egmont, die Bearbeitung in Rom, etwas genauer darzustellen, und wir werden dann bestätigt finden, was wir nach den bisherigen Erörterungen auch jetzt schon vermuten können: daß nämlich in Italien die Gestalt Egmonts endgültig in den Mittelpunkt des Ganzen und damit der allgemein menschliche Gehalt zum Hauptthema erhoben worden ist. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß die in Weimar entstandenen Teile des Dramas die Basis gebildet haben, von der aus die römische Bearbeitung erfolgt sein muß. Die Betrachtung des Dramas in der uns vorliegenden, endgültigen Gestalt zeigt es auch, wie sehr die Persönlichkeit des Helden die Seele des Ganzen geworden ist, und wie alle politischen Zustände und Handlungen nur noch die Bedeutung eines Hintergrundes haben, der keine zwingende Bedeutung für das Hauptmotiv mehr besitzt: der Charakter des Helden ist zeitlos geworden. Daraus ergibt sich weiter, daß eine wesentliche Änderung höchstens die Szenen erfahren haben können, die dem Frankfurter Fragmente bereits angehörten, und zwar in dem Sinne, daß sie den Weimarer Teilen untergeordnet und angeglichen wurden.

Wenn wir nach diesen Erwägungen einen Schluß auf den Weimarer Egmont von 1782 tun dürfen, so können wir sagen: außer dem Frankfurter Fragmente enthielt er die eigentlichen Egmont-Szenen im wesentlichen wohl schon in der Gestalt, wie sie uns überliefert sind. Und wenn auch der Schluß vielleicht in Italien seine heutige Form erhalten hat, jedenfalls war die seelische Entwicklung des Helden im Weimarer Egmont schon vorgezeichnet. Die Anschauungen Goethes über die Psyche des Menschen, über Schicksal und Weltregierung, über Lebensweisheit werden also in Rom eine Änderung oder Weiterentwicklung nicht erfahren haben. Und ziehen wir in Betracht, daß Goethes politische Ansichten, die im Frankfurter Fragment niedergelegt waren, schon in Weimar die in Betracht kommenden Modifikationen erhielten, so dürfen wir wohl annehmen, daß der Ideengehalt des Egmont mit der Weimarer Fassung von 1782 im wesentlichen abgeschlossen vorlag.

Daher empfiehlt es sich, die weiteren Fragen, die den Ideengehalt unsres Stückes betreffen, gleich im Anschluß hieran zu behandeln.

Nachdem wir im vorigen die für das Werden des Egmont wichtigen persönlichen Motive darzustellen versucht haben, wird also im folgenden zu untersuchen sein, in wieweit fremde Einflüsse auf Entwicklung und Gehalt des Dramas wirksam gewesen sind.

---

# III. Fremde Einflüsse auf den Gedankengehalt des Egmont.

## § 26. Spinoza.

Über Goethes Verhältnis zu Spinoza ist in letzter Zeit mehrfach gehandelt worden, und man beurteilt es jetzt wesentlich anders als früher. Noch Danzel[1]) vertrat die Ansicht, derzufolge dem holländischen Philosophen ein sehr großer Einfluß auf Goethes Geistesleben seit der Frankfurter Zeit eingeräumt wird. Mit Suphan[2]) aber beginnen dann die Versuche, die Einwirkung Spinozas auf Goethe kritisch zu prüfen. Suphan untersucht das Spinozastudium des Dichters in den Jahren 1783—86 und kommt zu dem Schluß, daß die frühere Bekanntschaft des jungen Goethe mit dem Philosophen nur oberflächlich gewesen sein könne.[3]) Für die vorweimarische Zeit stellte über unsere Frage Hering genauere Forschungen an,[4]) indem er die Jugendwerke des Dichters auf etwaige Einflüsse Spinozas hin prüft (wobei er den Egmont aber außer Betracht läßt). Sein Resultat bestätigt die Ansicht Suphans: „Daß der Dichter den Philosophen gekannt und in seinen Werken gelesen hat, unterliegt keinem Zweifel ... Aber mehr als eine Lektüre kann das nicht gewesen sein, denn von einer inneren Verarbeitung spinozistischer Gedanken im Zusammenhange kann nirgends die Rede sein“;[5]) Spinozas „Einfluß war ... nicht maßgebend für die Gestaltung der Weltanschauung unseres Dichters in der vorweimarischen Zeit“.[6])

---

[1]) W. Danzel, Über Goethes Spinozismus. Hamburg 1843.

[2]) B. Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86. Festschrift des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Berlin 1881.

[3]) Ebd. S. 192.

[4]) R. Hering, Spinoza im jungen Goethe. Diss. Leipzig 1897.

[5]) Ebd. S. 52. [6]) Ebd. S. 69.

Ebenso sieht auch Th. Vogel vor 1783 bei Goethe nur eine „jugendliche Schwärmerei für die Person" Spinozas und „auch für einzelne seiner Aufstellungen", aber nicht „wirkliche Anhängerschaft auf Grund eingehender Studien".[1]) Ähnlich äußert sich Schrempf: „Goethe hat von [Rousseau und] Spinoza ... nichts gelernt, was er von ihnen erst hätte lernen müssen";[2]) „er konnte nur durch Spinozas verwandte Stimmung in einer eigenen, schon vorhandenen Stimmung bekräftigt werden".[3]) — Es sind vorzüglich die Ausführungen Goethes im dritten und vierten Buch von „D. u. W.", die die Annahme eines größeren Einflusses Spinozas auf den Dichter veranlaßt haben. Die Glaubwürdigkeit dieser Ausführungen stellt nun neuerdings Warnecke in Frage, indem er zu beweisen sucht, „daß Dichtung und Wahrheit, dritter und vierter Teil, ohne den Schelling-Jacobischen Streit nicht zu verstehen ist".[4]) Warnecke weist auf Grund der Briefe Goethes in einer dankenswerten Zusammenstellung nach, wie der Dichter mehr durch äußere Ursachen zu einem tieferen Spinozastudium geführt wurde, und zwar 1783 durch den Streit Jacobis mit Lessing anläßlich des Prometheus und 1812 durch die literarische Fehde Jacobi-Schelling, daß aber zwischen 1774 und 1783 der Name des Philosophen in Goethes Briefen überhaupt nicht erwähnt wird.

Die allgemeine Ansicht geht also dahin, ein tieferes Spinozastudium bei unserem Dichter erst vom Jahre 1783 an anzunehmen. Hat nun Hering die vorweimarischen Werke des jungen Goethe in dieser Hinsicht untersucht, so dürfte noch übrig bleiben, auch den Egmont einer solchen Prüfung zu unterwerfen. Zieht sich doch die Entstehung dieses Dramas von der letzten Frankfurter Zeit bis ins Jahr 1782, und ist doch sein Gedankengehalt, wie wir annahmen, abgeschlossen kurz vor der Zeit, in der nachgewiesenermaßen eine genauere Beschäftigung Goethes mit Spinoza einsetzt. Sehen wir also zu, ob eine vergleichende Betrachtung (die sich an dieser Stelle natürlich nur auf einige Hauptpunkte erstrecken kann) zu der Annahme eines wesentlichen Einflusses Spinozas auf den geistigen Gehalt des Egmont nötigt.

---

[1]) Th. Vogel, Nüchterne Erwägungen über Goethes Spinozismus. Zs. für den deutschen Unterricht 15 (1901), S. 74.

[2]) Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung I (1905), S. 187.

[3]) Ebd. S. 189.

[4]) Fr. Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi. Weimar 1908. S. 39.

Der Punkte, in denen Goethes Lebensanschauung im Egmont mit Lehren Spinozas übereinstimmt, gibt es nicht wenige. So ist der in der Ethik entwickelte Determinismus[1]) in unserm Stücke durchaus herrschend, dementsprechend ebenfalls die Lehre von der Unfreiheit des Willens.[2]) Es fragt sich nun, ob diese Übereinstimmung notwendig auf den Einfluß Spinozas zurückzuführen ist oder eine andere Erklärung zuläßt. Determinist ist im Stücke vornehmlich Egmont, und Egmont ist Goethe. Und wie bei seinem Helden die Weltanschauung notwendig aus seinem Leben, seiner Persönlichkeit erwächst, so wird es beim Dichter wahrscheinlich auch der Fall sein. Wir wissen, daß Goethe in der letzten Frankfurter Zeit an Lebenskraft und Lebensdrang seinem Egmont nichts nachgegeben hat,[3]) und daß sie sein damaliges Leben dermaßen beherrscht haben, „daß Fritz Jacobi ihn für einen Besessenen erklärte, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln".[4]) Wie Egmont fühlte sich Goethe fortgerissen von Tat zu Tat von einer Macht, die über ihm waltete; er verehrte sie als sein Schicksal. Auf der Reise nach Weimar nennt er es „das liebe unsichtbare Ding das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag . ."[5]) „. . das weitere steht bey dem lieben Ding das den Plan zu meiner Reise gemacht hat".[6]) Dieser Schicksalsglaube blieb ihm auch in Weimar, wo er am 9. Juli 1776 schreibt:[7]) „Wie ich das Schicksal anbete dass es so mit mir verfährt!" Die Stellen ließen sich leicht mehren. Der Determinismus erwuchs Goethe aus seinem Leben, „er war [in dem Punkte wenigstens!] Spinozist, noch bevor er Spinoza kennen lernte".[8]) Und in derselben Weise sehen wir Egmont zu seinem Schicksalsglauben gelangen, auch darin ganz ein Abbild seines Dichters.

Nicht anders verhält es sich mit der Lehre Spinozas, daß der menschliche Geist wie alle übrigen Dinge ein Modus des All-Einen,

---

[1]) Ethik (deutsche Ausgabe von J. Stern, Leipzig [Reclam]) I, Lehrs. 26, 27 (S. 54), 29 (S. 56); Anhang zu I (S. 66).

[2]) Ethik I, Lehrs. 32 (S. 59); II, Lehrs. 48 (S. 138).

[3]) Vgl. B. R. Abeken, Goethe in den Jahren 1771—75. Hannover 1861. S. 328, 337, 401.

[4]) Bielschowsky, Goethe II, S. 81.

[5]) Reisetagebuch. Ebersstadt, d. 30. Oktober 1775. W III, 1, S. 8.

[6]) Ebd. S. 9.

[7]) An Frau v. Stein. W IV, 3, S. 83.

[8]) Bielschowsky, Goethe II, S. 77.

Gottes sei.[1]) Auch im Egmont haben wir solchen Pantheismus. Aber er ist hier wieder ein Ausfluß desselben starken Lebensgefühls, dem auch der Schicksalsglaube entspringt. Wie Egmont so war auch Goethe einer jener „genialischen" Menschen, die sich im Freien ihrer überschäumenden Kraft am lebendigsten bewußt werden und dann einen belebenden Zusammenhang mit den geheimen Kräften der Erde, sich als einen Teil der Natur fühlen.[2]) Es war das ja ein Thema des Sturms und Drangs, und wie im Egmont, so gebraucht Goethe auch sonst „gern zum Gleichnis den Riesen Antäus".[3]) Wie der Stürmer und Dränger sein Verhältnis zur Mutter-Natur auffaßte, zeigt schlagend die Strophe Goethes aus der Schweizerreise 1775:[4])

„Ich saug an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur
Die mich am Busen hält"

Und so werden wir diesen Pantheismus des Egmont eher als ein Element des Sturms und Drangs, der Goethe ja auch in der ersten Weimarer Zeit noch völlig beherrschte, auffassen, als daß wir ihn als von Spinoza übernommen betrachten.

Ganz spinozistisch mutet es an, wenn im Egmont der Satz als Richtschnur gegeben wird: es ist unnütz, wenn nicht unwürdig, sich Gedanken über den Tod zu machen. Die Stelle der Ethik, die diese Lehre auch enthält,[5]) ist so prägnant, daß es nicht unwahrscheinlich erscheint, sie sei Goethe als Schlagwort im Gedächtnis haften geblieben, und die Worte im Egmont (V, 4) seien auf sie zurückzuführen. Jedenfalls läßt sich der Satz aber auch zwanglos aus Egmonts und Goethes Schicksalsglauben ableiten, der sich ja unabhängig von Spinoza entwickelt hat. Immerhin möchte man hier die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß sich die betreffende Stelle aus Spinoza, eben weil sie eine Meinung des Dichters so scharf und klar ausdrückt, in seinem Gedächtnis lebendig erhalten und im Egmont nach Jahren niedergeschlagen habe.

---

[1]) Vgl. bes. Ethik II, Lehrs. 11, Zusatz (S. 91).

[2]) Vgl. Julian Schmidt, der Wandrer. 1772. Preuß. Jahrbb. 43 (1879), S. 505, 506.

[3]) R. M. Meyer, Goethe S. 150.

[4]) W III, 1, S. 2.

[5]) Ethik IV, Lehrs. 67 (S. 325).

Geben wir diese Einwirkung Spinozas, die ja an sich so gut wie nichts besagt, zu, so sehen wir auf der andern Seite nicht unbedeutende Abweichungen des Ideengehaltes unseres Stückes von der Lehre Spinozas. So legt die Ethik einen gewissen Nachdruck darauf, daß Gott nicht nach Zwecken handle,[1]) daß sich also die Weltregierung ohne einen höhern Sinn vollziehe. Dem gegenüber gelangt Egmont durch seine Läuterung im Kerker gerade zu der Einsicht, daß das Schicksal alles voll Zweck leite, und ist es ein wesentlicher Punkt der Weltanschauung Goethes im Egmont, eine durch das Walten des Schicksals bewirkte Entwicklung der Menschheit zu höheren Daseinsformen anzunehmen.

Auch von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, wie sie Spinoza annimmt,[2]) finden wir im Egmont eher das Gegenteil.

Und wenn die Ethik fordert, daß bei allem Lebensgenuß der Mensch immer mit seiner Vernunft zu Rate gehen solle, wie weit er sich dadurch nütze oder schädige,[3]) so ist das die Meinung im Egmont gewiß nicht. Der „genialische" Mensch kann überhaupt nicht erst diese Überlegung anstellen, er muß ja tun und lassen, was er soll, für ihn gibt es nur ein Ausleben seiner Persönlichkeit ohne jede Bedingung.

Und dann, was am schwersten ins Gewicht fällt: wie anders faßt Goethe im Egmont Wesen und Recht der Individualität auf als der Pantheist Spinoza. Zwar finden sich auch in der Ethik einige Stellen, die von einem Gesetze reden, demzufolge jedes Ding sein Sein zu erhalten strebe,[4]) aber von einem Rechte auf Erhaltung der Eigenart der Individuen wie der Völker sagt Spinoza nichts. Und dies ist gerade im eigentlichsten Sinne das Thema des Egmont. Auf diese augenfällige Abweichung Goethes von Spinoza ist auch bereits mehrfach hingewiesen worden. „Gerade hier war der Punkt, an dem sich Goethe doch auch wieder bestimmt und entschieden von Spinoza trennte — in der Anerkennung der Individualität und ihres Rechtes ebenso wie ihres Wertes", — das sagt Bielschowsky,[5])

---

[1]) Ethik, Anhang zu I (S. 67, 69ff.).

[2]) Ethik V, Lehrs. 23 (S. 376).

[3]) Ethik V, Lehrs. 41 (S. 386, 387).

[4]) Ethik III, Lehrs. 6, 7, 8 (S. 162, 163); IV, Lehrs. 19, 20 (S. 273, 274). — Vgl. dazu ferner: Joh. Volkelt, Pantheismus und Individualismus im Systeme Spinoza's. Diss. Leipzig 1872. S. 11 u. a. m.

[5]) Bielschowsky, Goethe II, S. 91.

der sonst geneigt ist, Spinoza einen recht großen Einfluß auf Goethe zuzusprechen. Auch Siebeck [1]) betont mehrfach diese Abweichung Goethes von Spinoza.

Für unsere Frage ist sie ausschlaggebend. Abgesehen davon, daß sich der Dichter vielleicht hier und da einer Stelle der Ethik erinnert und unter diesem Eindruck ein Wort geschrieben haben mag, das übrigens auch seiner eigensten Anschauung entsprach, kann ein direkter Einfluß Spinozas auf den Gedankengehalt des Egmont nirgends nachgewiesen werden. Vielmehr zeigt auch diese Untersuchung nur wieder, daß der Egmont durchaus dem Leben des Dichters entwachsen ist, daß er „zur Zeit seiner Entstehung ... für Goethe nicht bloß die Darstellung eines eigentümlichen Menschenlebens, sondern ein Glaubensbekenntnis" [2]) war.

## § 27. Herder.

Welche Bedeutung Herder im Leben und in der geistigen Entwicklung Goethes im allgemeinen hat, ist hinlänglich bekannt. Aber welchen Einfluß hat er im besonderen auf den Dichter des Egmont ausgeübt?

Wir müssen uns auch hier vergegenwärtigen, daß die Werdezeit unseres Stückes bis zu seinem vorläufigen Abschlusse sieben Jahre, die Zeit von 1775—1782, umfaßt, daß die Schlußteile neben Iphigenie und Tasso, die Anfänge aber aus dem Frankfurter Sturm und Drang heraus entstanden. Der Goethische Sturm und Drang aber hat seinen Ursprung in Straßburg, und in Straßburg war es Herder, der Goethe in die revolutionäre Bewegung der Geister stürzte. Wie Herder der Vater des Sturms und Drangs besonders für Goethe ist, so gehen auf seine Anregung auch die Ideen zurück, die den jugendlichen Dichter im Sturm und Drang erfüllten. Also auch die Ideen im Egmont, soweit sie den Charakter dieser Geistesbewegung tragen. Unterziehen wir darauf hin den Ideengehalt unseres Dramas einer kurzen Prüfung.

Wenn sich im Egmont, wie wir sahen, an einigen Stellen der Einfluß Shakespeares bemerkbar macht, so ist hierfür im letzten Grunde

[1]) H. Siebeck, Das Problem der Freiheit bei Goethe. Zs. für Philosophie und philos. Kritik. Bd. 118 (1901), S. 46, 47. — Derselbe, Goethe als Denker. Stuttgart 1902, S. 196, 200 ff.

[2]) Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung II, S. 293.

Herder verantwortlich, der in Straßburg Goethe erst die gewaltige Größe des Briten verstehen lehrte und damit den Grund legte zu dem Shakespeare-Kultus, der dann in Frankfurt in dem Shakespeare-Feste der Stürmer und Dränger seinen Höhepunkt erreichte.[1]) Freilich war Herder seinerseits von Hamann auf Shakespeare gewiesen worden,[2]) und so müßten wir eigentlich auf Hamann diese Anregung zurückführen. Aber mag auch der Magus im Norden zuzeiten direkt auf Goethe eingewirkt haben,[3]) mag dieser die Hamannschen Schriften selbständig verfolgt und gelesen haben:[4]) im Grunde ist es doch Herder gewesen, der diese Interessen in Goethe geweckt hat; und wenn auch Hamann den Anfang machte, Herder hat seine Ideen weiter entwickelt,[5]) und in dieser Herderschen Form hat sie Goethe zuerst kennen gelernt, sind sie für sein Leben und seine Dichtung bedeutsam geworden. So sind wir wohl berechtigt, auf die Bekanntschaft mit Herder und auf seine Einwirkung die Ideen des Sturms und Drangs zurückzuführen, die sich im Egmont finden. Und dann: „Viel bedeutender noch als die literarische ist die mündliche Tradition, welche von Hamann zu Herder und von diesem auf Goethe führt".[6]) Es wäre darum verfehlt, wollten wir die Quellen des Herderschen Einflusses nur in dessen Schriften suchen; Goethe wird vielmehr gerade im lebendigen mündlichen Gedankenaustausch während des Straßburger Beisammenseins am meisten von Herder empfangen haben. Einmal in die neue, seinem Geiste so gemäße Bahn gelenkt, vollzieht sich dann bei Goethe die weitere Entwicklung in Frankfurt und Weimar wie von selbst, und wesentliche Anstöße dürfte er durch die zwischendurch erscheinenden Schriften Herders nicht mehr empfangen haben. Man braucht nur an Goethes Naturanlage zu denken und an sein Bedürfnis, Leben und Dichten nach ihr zu gestalten, so sieht man, daß der

---

[1]) Vgl. Goethe an Herder, Sommer und Herbst 1771. W IV, 1, S. 256; 2, S. 1—5.

[2]) J. Minor, J. G. Hamann und seine Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M. 1881. S. 13, 14.

[3]) Beim Sokrates. Vgl. J. Minor, Herder und der junge Goethe. In: Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie. Wien 1880. S. 95.

[4]) Vgl. Goethes Briefe an Herder, Ende 1771, 25. März 1775; an Johanna Fahlmer, 5. Januar 1776; an Reich, 15. Januar 1776. W IV, 2, S. 10—13, 249; 3, S. 15, 18.

[5]) Vgl. J. Minor, J. G. Hamann u. s. w. S. 30, 31.

[6]) Ebd. S. 38.

jugendliche Dichter mit Notwendigkeit die Entwicklung nehmen mußte, die er nahm, ohne weitere Anstöße von außen, ja zum Teil gegen sie und auch gegen solche, die von Herder ausgingen. Davon später. Jedenfalls gebührt aber Herder das Verdienst, den Richtung suchenden Geist des jungen Goethe in Straßburg mit den Ideen des Sturms und Drangs erfüllt und ihn an dem Kampf um sie beteiligt zu haben. In diesem Sinne hat er auch einen Anteil am Egmont, insofern eben dies Drama Elemente des Sturms und Drangs enthält.

Abgesehen von dem Einflusse Shakespeares, der bereits erwähnt wurde, gehört hierzu vor allem die Idee von der Individualität und ihrem Rechte. Die Betonung der Eigenart als des lebendigen Kernes des Einzelnen wie der Völker ist ja das Grundthema der Stürmer und Dränger, und aus diesem Gedanken leiten sich ihre übrigen Ideen zum großen Teil ab. Von hier aus gelangten sie zur Erkenntnis des Wesens des Genies, die sich bei Hamann und dann, weiter entwickelt, bei Herder[1]) schon sehr früh ausbildete; von hier aus zu der so hohen Schätzung eigenartiger Volkspoesie,[2]) zu der Verehrung Shakespeares, Homers, Ossians; von hier aus auch zu so tiefen Einsichten in die Entwicklung der Menschheit, wie sie Hamann schon hatte,[3]) und wie sie Herder dann auch zum Verständis politischer Entwicklungen glücklich benutzte.[4]) Wie der Sturm und Drang im Ganzen eine Reaktion gegen die Unterordnung der Persönlichkeit und des Gefühls unter abstrakte Forderungen des Verstandes war, so wurde auch auf dem Gebiete der Religion im Gegensatz zum toten Dogmenglauben der Wert des Gefühls betont:[5]) das lebendige Gefühl der Gottheit ist ihnen die wahre Religiosität,[6]) und so kommen sie von selbst zu einer vollständigen religiösen Toleranz: „Die Idee der Toleranz ist Herders Lieblingsgedanke".[7]) Damit ist das Wesentliche

---

[1]) Vgl. z. B. Einzelne Blätter zum Journal der Reise. Herders Werke (ed. Suphan) IV, S. 462 ff.

[2]) Herder in den Fragmenten zur neueren deutschen Litteratur. Werke (Suphan) I, S. 162 ff.

[3]) Vgl. Aesthetica in nuce in Hamanns Schriften (ed. Roth. Berlin 1821), Bd. 2, S. 257 ff.

[4]) Kritische Wälder 3. Herders Werke (Suphan) III, S. 462 ff; ferner: Einzelne Blätter zum Journal der Reise. Werke IV, S. 469 ff.

[5]) Julian Schmidt, Herders Sturm- und Drangperiode. 1773—75. Preuß. Jahrbb. 44 (1879), S. 536 ff.

[6]) Vgl. die charakteristische Stelle bei Hamann, Schriften Bd. 2, S. 283.

[7]) Minor, Studien zur Goethe-Philologie S. 107.

gezeichnet: Individualität und Nationalität, Eigenart und Volkstum, religiöse Toleranz — es springt in die Augen, daß wir ein Recht haben, von einer Einwirkung des Sturms und Drangs, und damit Herders, auf den Dichter des Egmont zu reden. Wie weit aber geht dieser Einfluß?

Der Kampf um die politische und religiöse Eigenart eines Volkes, um Toleranz, ist Thema des Egmont; aber er ist es nicht ausschließlich, und wir haben gesehen, daß sich in der Werdezeit des Dramas sein Thema allmählich verschoben hat. Ausschließlich indes beherrschte obige Idee das Frankfurter Fragment, und dieses ist deshalb auch schon an früherer Stelle als ein Produkt des Sturms und Drangs bezeichnet worden. Für den Frankfurter Egmont und seinen Ideengehalt also dürfen wir ohne weiteres von unserm oben gewählten Standpunkt aus eine weitgehende Einwirkung Herderscher Gedanken annehmen.[1])

Anders verhält es sich mit den in Weimar entstandenen Teilen. Es ist bereits zu zeigen versucht worden, daß diese nicht mehr einem historisch-politischen Interesse entsprungen, sondern lediglich Selbstdarstellung und Bekenntnis des Dichters sind. Der Goethe jener Zeit aber ist — auch das wurde schon angedeutet — nur aus seinem Leben heraus zu verstehen; aus seinem Leben auch erwuchs ihm die Lebensanschauung, die er damals besaß und die er im Egmont niederlegte. Haben wir auch für diese Zeit einen Einfluß Herders anzunehmen? Seit der Straßburger Zeit ist Goethe mit Herder für lange

---

[1]) Diese Einwirkung geht vielleicht viel weiter als bis jetzt allgemein angenommen wird. Es ist mir nach mündlichen Ausführungen Prof. Sarans mehr als wahrscheinlich, daß der Begriff des „Genialischen", des Originalgenies, der im Sturm und Drang ja im Mittelpunkte der Diskussion stand, den wir auch im Egmont lebendig wiederfinden, im letzten Grunde ein Herderscher Begriff ist. Vgl. z. B. den Shakespeare-Aufsatz (Herders sämmtl. Werke her. v. Suphan, Bd. 5, S. 238 ff., 248 u. a. m.). Um hier ganz klar zu sehen, bedarf es noch einer genauen Untersuchung der Entstehung der in Betracht kommenden Herderschen Schriften und einer Entwicklungsgeschichte seiner Ideen. — Auch die Ablehnung aller rationalistischen Staatslehre, besonders die Ablehnung einer gewaltsamen Gesetzgebung und Regierung, wie sie Alba in unserem Drama entwirft, findet sich schon in Herders damaligen Schriften stark und deutlich ausgesprochen. Vgl. z. B. Auch eine Philosophie der Geschichte (bei Suphan Bd. 5, S. 541 ff.). Die Stellen lassen sich leicht mehren; aber die ganze Frage erfordert, wie gesagt, eine ins Einzelne gehende kritische Untersuchung, die hier nicht geleistet werden kann.

Jahre nicht mehr in persönliche Berührung gekommen, selbst der Briefwechsel zwischen den beiden stockte zwei Jahre hindurch (1773 und 1774), und die durchweg „theologischen Schriften, die Herder in jenen Jahren schrieb, haben auf Goethe einen bemerkenswerten Einfluß nicht geübt".[1]) Alles das bestätigt nur wieder, daß Goethe, nachdem ihn Herder einmal in den Sturm und Drang hinein geführt, wesentlich seine eigenen Wege genommen hat. Sie führten ihn nach Weimar. Und als ihn hier das geniale Treiben von neuem und toller als je ergriff, da gedachte er seines Straßburger Lehrers und zog ihn an sich. Er hoffte wohl den alten Herder wieder zu finden, von dem er sich ein ideales Bild im Herzen geschaffen haben mochte, aber es kam ein anderer. Herder hatte in Bückeburg verlernt, sein Herz verständnisvoll auch einem scheinbar gedankenlos durchs Leben stürmenden, genußfreudigen Menschen zu öffnen. Es kommt in Weimar zwischen beiden zunächst zu keinem Verhältnis;[2]) Herder meidet Goethe, und dieser fühlt den stillen Vorwurf in der Haltung des andern zu deutlich, als daß er seinerseits Annäherungsversuche machen möchte. Von den zahlreichen Briefen Goethes aus der Zeit vom August 1776 bis zum März 1781 ist keiner an Herder gerichtet.

Man ist versucht, eine Parallele zu diesem Verhältnis zwischen Goethe und Herder in dem zwischen Egmont und Oranien im Stücke zu sehen. Die von uns angenommene Entstehungszeit der Oranien-Szene würde sehr wohl dazu passen, und Parallelen zwischen beiden Paaren lassen sich ziehen. Wie dem auch sei: in diese Jahre der Entfremdung fällt die Entstehung der weiteren Teile des Egmont, bis auf den Schluß, der erst hinzukommt, als die Annäherung der alten Freunde wieder vollzogen ist. Damit ist gesagt, daß die entscheidenden Weimarer Szenen nicht nur nicht unter dem Einflusse Herders, sondern sogar in einem gewissen Gegensatz zu ihm gedichtet worden sind. Mag der Ideengehalt dieser Szenen in einzelnen Punkten noch so sehr Herders Weltanschauung berühren, in der nunmehr wesentlichsten Frage ist er allein Goethischen Ursprungs: in der Frage nämlich nach der Berechtigung von Egmonts Leben und Weltanschauung. Diese Frage bejaht der Dichter unbedingt, während ihr Herder mit derselben Kritik nahen würde, die er auch am Leben Goethes damals üben zu müssen glaubte.

---

[1]) Schrempf, Goethes Lebensanschauung I, S. 74.

[2]) Vgl. E. Kühnemann, Herders Leben. S. 197 ff., 224 ff., 403, 404, 405, 406.

Ziehen wir in Betracht, daß gerade diese letzte Stellungnahme Goethes für die weitere Bearbeitung und Vollendung des Dramas von ausschlaggebender Bedeutung wurde, so gibt uns das den Maßstab, Herders Einfluß auf den Gedankengehalt des Egmont einigermaßen abzugrenzen: das Frankfurter Fragment zeigt diesen Einfluß durchaus, die in Weimar entstandenen Teile nirgends; und da zu Gunsten der letzteren die älteren Szenen später teils umgearbeitet, teils untergeordnet wurden, so hat der Herdersche Einfluß für das vollendete Drama und seinen Ideengehalt keine wesentliche Bedeutung mehr.

Der Umstand, daß Goethe seit 1783 anläßlich seines erneuten Spinozastudiums mit Herder wieder in engeren geistigen Verkehr trat,[1]) kann an unserm Ergebnis nichts ändern, denn schon ein Jahr zuvor hatte der Egmont seinem Gehalte nach einen Abschluß gefunden.

## § 28. Andere.

Wie sehr der Egmont doch aus Goethes Leben und eigenster Weltanschauung entstanden ist, wird deutlich, wenn wir sehen, daß unter allen fremden Einflüssen der an sich relativ geringe Herdersche bei weitem der stärkste war. Die in Betracht Kommenden haben einen Einfluß auf Egmont zudem auch nur insofern geübt, als sie — mit Ausnahme von Wieland — im Sturm und Drang mit Goethe in Wechselwirkung getreten sind, also gewissermaßen selbst wie jener dem großen Anreger verpflichtet waren.

So Lavater. „Joh. Kasp. Lavater und Goethe fanden einander zu einer Zeit, da der kritischen Aufklärung gegenüber das Gefühl alle Kräfte sammelte, da Herder in solchem Drang den engen Anschluß an die religiöse Schwärmerei des Zürchers episodisch vollzog, sein Jünger Goethe so frei unter die Theologen sprang und die 'Wollust, einen großen Mann zu sehn' in der neuen Generation augenblickliche Verbrüderungen herbeiführte."[2]) Es ist bereits angedeutet worden, wie diese „Wollust", die besonders auf Seiten Lavaters zu einem überschwänglichen Freundschaftskultus führte, vielleicht ihre Spuren in dem Verhältnis Ferdinands zu Egmont zurückgelassen hat.

---

[1]) Vgl. Suphan, Goethe und Spinoza, S. 185.

[2]) Heinr. Funk, Goethe und Lavater. Schriften d. Goethe-Gesellsch. 16 (1901), S. V, VI.

„Dann ist Goethe der unermüdliche Berater und schriftstellerisch so überlegene Mitarbeiter an den ersten Versuchen der 'Physiognomischen Fragmente', dieses dilettantischen Riesendenkmals des auf Harmonie dringenden Individualitätscultus in der Geniezeit.“ [1]) Die Beschäftigung des Dichters mit physiognomischen Beobachtungen verleugnet sich auch im Egmont nicht. In Frankfurt und dann in Weimar finden sich die Spuren dieser Tätigkeit in Goethes Briefen an Lavater und den Buchhändler Reich, zu einer Zeit, da der Egmont im Entstehen war. [2]) Der religiöse Mystizismus des schweizer Propheten dagegen hat Goethe immer ziemlich kalt gelassen, und Bekehrungsversuche blieben fruchtlos —: „Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen wahr zu seyn, und gut und böse wie die Natur“. [3]) Diese Worte Goethes waren und blieben bezeichnend für seine Stellung den religiösen Schwärmereien Lavaters gegenüber. Erwähnen wir noch den Bericht über den Tod Wasers, den Goethe von Lavater erhielt und vielleicht für Egmonts Ende benutzte, so hätten wir erschöpft, was als Einfluß des Zürchers auf den Egmont aufgefaßt werden kann. Es ist nicht viel.

Von einem andern behauptet Goethe später selbst, daß er auf ihn von Einfluß gewesen sei; er kann sich in „D. u. W.“ nicht genug tun, die Patriotischen Phantasien Justus Mösers zu loben, die er in der Frankfurter Zeit mit großem Nutzen gelesen habe. Er sagt dort, was ihm besonders charakteristisch an den Möserschen Aufsätzen gewesen sei: [4]) „Wir sahen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern . . .“ und über die Wirkung Mösers auf ihn und seinen Kreis: [5]) „Ein solcher Mann imponierte uns und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte.“ Daß diese Erinnerungen des greisen Dichters einen tatsächlichen Untergrund haben, beweist der Brief, den Goethe am 28. Dezember 1774 kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Patriotischen Phantasien an die Herausgeberin, Mösers Tochter,

---

[1]) Heinr. Funk, Goethe und Lavater. Schriften d. Goethe-Gesellsch. 16 (1901), S. VI.

[2]) z. B.: W IV, 2, S. 279 ff., 386 ff.; 3, S. 5, 20, 33, 37, 100 u. a. m.

[3]) An Lavater, 22. Februar 1776. W IV, 3, S. 33.

[4]) D. u. W. III. W I, 28, S. 238.

[5]) Ebd. S. 241.

Frau v. Voigts, die ihm persönlich so fremd wie Möser selbst war,[1]) schrieb. Darin dankt er ihr für die Herausgabe des Werkes, bittet um Fortsetzung und äußert sich wie folgt: „Ich trag sie mit mir herum, wann, wo ich sie aufschlage wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele".[2]) Auch in der Folgezeit bleibt er ein warmer Verehrer Mösers, dessen Verständnis er nicht nur in Sachen der Staatswirtschaft und Politik, sondern auch der Kunst sehr hoch schätzt — hatte doch Möser auch den Götz gegen die Kritik Friedrichs des Großen in Schutz genommen[3]) —, und Möser ist es auch, dem er den Egmont 1782, als er eben in erster Fassung einen Abschluß erhalten hatte, zur Prüfung vorlegt.[4]) Offenbar hat Goethe gerade den Verfasser der Patriotischen Phantasien für einen berufenen Richter über sein Stück gehalten. Und werfen wir einen Blick in das Mösersche Werk, so wird uns der Grund klar: es ergeben sich auffallende Parallelen zwischen einzelnen Stellen Mösers und den politischen Ideen im Egmont. Möser spricht z. B.[5]) von Obrigkeiten, die einen Staat „nach einer akademischen Theorie", nach einem politischen Dogma regieren wollen; doch „entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannichfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenig Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannichfaltigkeit verlieret". Solche Bestrebungen „untergraben alle ursprüngliche Kontracte, alle Privilegien und Freiheiten, . . indem sie die Pflichten der Regenten und Unterthanen . . . aus einem einzigen Grundsatze ableiten, und um sich Bahn zu machen, jede hergebrachte verglichene und verjährte Einschränkungen als so viel Hindernisse betrachten, die sie mit dem Fuße oder mit einem systematischen Schlusse aus ihrem Wege stoßen können".[6]) Später setzt er solche Gedanken fort und tritt direkt dafür ein, „jedem Städtchen seine politische Verfassung"

---

[1]) Vgl. Strehlke, Goethes Briefe 2, S. 360.

[2]) W IV, 2, S. 223.

[3]) Vgl. Goethe an Frau v. Voigts, 21. Juni 1781. W IV, 5, S. 143 ff.

[4]) An dieselbe, ebd. S. 321 ff. — Strehlke, Goethes Briefe 2, S. 361, bezieht die Stelle auf Iphigenie; mit Düntzer (Erläuterungen) und Minor (Grenzboten 42) muß ich das für irrig halten.

[5]) Patriotische Phantasien v. Justus Möser. Hsg. v. s. Tochter J. W. J. v. Voigts, 4. Aufl. Berlin u. Stettin 1820. Bd. 2, S. 16, 17.

[6]) Patriotische Phantasien Bd. 2, S. 19.

zu geben[1]), also der Eigenart der Regierten weitgehend Rechnung zu tragen. Das ist die Quintessenz der politischen Ideen des Egmont. Und hält man sich bei solcher Übereinstimmung vor Augen, daß Goethe selbst sich als von Möser belehrt und beeinflußt mehrfach bezeichnete, daß er von ihm das erste Urteil über sein Stück begehrte, so ist die Annahme einer Einwirkung Möserscher Gedanken auf den politischen Gehalt des Egmont nicht wohl von der Hand zu weisen.

Erwähnen wir hier kurz die Idee der Vererbung, deren Spuren sich im Egmont wohl erkennen lassen,[2]) und die dem beginnenden naturwissenschaftlichen Studium Goethes entsprungen sein dürfte, so wären alle einigermaßen sicher nachweisbaren Einflüsse fremder Personen auf den Gehalt des Egmont erschöpft.

Sollte aber Wieland so ganz ohne Bedeutung für Goethe-Egmont geblieben sein? Shakespeare wurde dem jungen Goethe wohl zuerst in Wielands Übersetzung nahe gebracht;[3]) auf die Leipziger Produktionen Goethes hat Wieland ziemlich sicher Einfluß gehabt,[4]) die „Dialoge des Diogenes“ mit ihren „ironischen naturstaatsidealen“ erregten in Frankfurt Goethes Bewunderung.[5]) Seit Straßburg entfernte sich dann der Stürmer und Dränger immer mehr von Wielands Art, soweit, daß er dessen schwächlichen Klassizismus in der Farce Götter, Helden und Wieland an den Pranger stellte. Wielands nobles Verhalten und Goethes Übersiedlung nach Weimar, ihre persönliche Bekanntschaft, brachte die beiden sofort wieder zusammen. In voller Freundschaft und „litterarischer wechselwürkung“ lebten sie nun in Weimar neben einander.[6]) Sollten da Wielands politische Erfahrungen und Kenntnisse, die ihm ja auch sein Erzieheramt am Fürstenhofe verschafft hatten, auf die politischen Ideen des damals entstehenden Egmont ganz ohne Wirkung geblieben sein? Nachzuweisen ist es nicht, aber die Wahrscheinlichkeit spricht wohl dafür. —

Zum Schluß sei noch auf den Begriff des Dämonischen bei Shaftesbury hingewiesen.

---

[1]) Patriotische Phantasien Bd. 3, S. 54 ff.

[2]) Vgl. R. M. Meyer, Goethe S. 192.

[3]) Vgl. Bernh. Seuffert, Der junge Goethe und Wieland. Zs. für deutsches Altertum 26 (1882), S. 253.

[4]) Ebd. S. 255. [5]) Ebd. S. 256. [6]) Ebd. S. 287.

Was Shaftesbury[1]) unter „Dämonismus" versteht, ließe sich ohne großen Zwang mit der Weltauffassung des jungen Goethe in Einklang bringen; in Shaftesburys Sinne könnte man schließlich auch von einem „Dämonischen" im Egmont reden. Es ist allerdings etwas ganz anderes als das „Dämonische" des alten Goethe.

---

# IV. Der Egmont in Rom.

## § 29. Die Geschichte der Vollendung.

Wie Mösers Urteil über den Weimarer Egmont von 1782 ausgefallen ist, und wann Goethe das Stück wieder zurück bekommen hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hat der Dichter das Manuskript dann mit andern Schriften der Frau von Stein gegeben, bei der sie liegen blieben, ohne daß er sich auf längere Zeit um sie bekümmert hat. Als Goethe dann im Januar 1786 an den Gothaer Hof reisen und dort seine letzten Werke vorlesen will,[2]) kann er die Manuskripte nicht finden und wendet sich an die Freundin:[3]) „Hast du etwa meinen Egmont, die Vögel oder sonst etwas von meinen dramatischen Schriften? Die benannten Sachen fehlen mir und noch mehr." — Aufs neue wird er an den Egmont erinnert, als er eine Neuausgabe seiner Werke vorbereitet.[4]) Die vier ersten Bände bringt er mit Wielands und Herders Hilfe ziemlich leicht in Ordnung; die Arbeit an ihnen beschäftigt ihn vom Juni ab in Weimar und dann auch in Karlsbad. Schwerer aber werden ihm die vier letzten, in denen u. a. auch Iphigenie, Tasso, Egmont zum ersten Mal erscheinen sollen. „Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung, ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst was zu thun

---

[1]) Vgl. Shaftesbury, Untersuchungen über die Tugend, deutsch von Paul Ziertmann, Leipzig 1905, S. 4 ff. u. a. m. Ich verdanke diesen Hinweis Prof. Saran.

[2]) An Frau v. Stein, 26. Januar 1786. W IV, 7, S. 172.

[3]) 23. Januar, ebd. S. 162.

[4]) Vgl. W IV, 7, S. 234—36, 237; 8, S. 13.

ist, wenn es keine Sudelei werden soll".[1]) Goethe schreibt das in dem Brief, der den Herzog auf seine Flucht nach Italien vorbereiten soll. So nimmt denn der Dichter auf seine Reise die Werke mit, die für die vier letzten Bände der Ausgabe bestimmt sind, und zugleich die Sorge, ihnen eine Form zu geben, in der sie vor dem Publikum würdig bestehen könnten.

Dem Egmont kommt diese Sorge erst zuletzt zugute. Iphigenie wird zuerst vollendet, dann kommt Anfang 1787 der Tasso an die Reihe. Auch der Egmont liegt dem Dichter jetzt im Sinn,[2]) aber die Arbeit an ihm wird aufgeschoben. Die Reise nach Neapel und Sizilien schiebt sich dazwischen, und erst während des zweiten römischen Aufenthalts hat die lange Zurücksetzung des Stückes ein Ende. Vom Juli 1787 ab berichtet Goethe über seine Arbeit am Egmont. Es geht anfangs sehr schnell. Am 5. Juli ist „der erste Act ... in's Reine und zur Reife",[3]) und am 16. ist das Stück „schon bis in den vierten Act gediehen".[4]) Hier aber geht die Arbeit langsamer vorwärts; erst am 1. August ist „der vierte Act ... fertig".[5]) Auch der Schluß nimmt längere Zeit in Anspruch als die ersten Teile; aber am 11. August ist das Werk vollbracht.[6]) In den folgenden Tagen hat dann Goethe „immer noch hier und da daran gearbeitet",[7]) bis er am 5. September das Manuskript abschließt[8]) und am nächsten Tage die Absendung nach Weimar meldet."[9]) Indes erst am 15. September ist die Absendung an Herder tatsächlich erfolgt.[10])

## § 30. Der Römische Egmont.

Welche Bedeutung hat nun diese letzte Redaktion für den Egmont und insbesondere für seinen Ideengehalt? Wir haben bisher angenommen, daß mit dem Jahre 1782 die Entwicklung des Gehaltes abgeschlossen war, und diese Annahme dürfte sich bestätigen, wenn wir die letzte Bearbeitung in ihrem zeitlichen Zusammenhang und in ihren Grundsätzen zu verstehen suchen.

---

[1]) An Karl August, 2. Sept. 1786 (aus Karlsbad). W IV, 8, S. 12.
[2]) Vgl. W IV. 8, S. 125, 136, 143, 152, 198.
[3]) Ital. Reise. Zweiter Röm. Aufenthalt. Correspondenz. W I, 32, S. 29.
[4]) Ebd. S. 33. [5]) Ebd. S. 55. [6]) Ebd. S. 56.
[7]) Ebd. 1. September, S. 73. [8]) Ebd. S. 75.
[9]) Ebd. S. 76.
[10]) Vgl. W IV, 8, S. 420.

Zwar bezeichnet Goethe 1786 den Egmont als „unvollendet“,[1] aber er tut das im Hinblick auf die geplante Ausgabe und in demselben Sinne, in dem auch die Iphigenie damals unvollendet war: er betrachtet ihn als noch nicht druckreif. Wir haben gesehen, daß die 1782 abgeschlossene Fassung in der Tat nichts weniger als ein einheitliches Werk war und der ausgleichenden, feilenden Vollendung noch sehr bedurfte. Diese Arbeit gedachte der Dichter in Italien zu tun. Und wie erklärlich ist es, daß der Egmont hier den jüngeren Stücken den Vortritt lassen mußte! Hatte sich Goethe schon in Weimar lange Zeit vergeblich gequält, zu dem Stoffe seines Stückes die rechte Stellung zu finden, und hatte er dann zuletzt einen vorläufigen Abschluß gemacht, ohne den inneren Zwiespalt des Ganzen beseitigt zu haben, – wieviel weniger war die Stimmung, die ihn auf dem klassischen Boden Italiens umfing, zu einer solchen Arbeit geeignet! Jetzt, da er dem Weimarer Egmont-Ideal ebenso sehr entwachsen war als den politisch-historischen Ideen des Frankfurter Sturms und Drangs!

Iphigenie und Tasso wurden erst jetzt in ihrer wahren Heimat neugeboren und wuchsen wie von selbst in ihre harmonische Form hinein, Egmont war ein Fremdling auf italienischem Boden. Konnte die Beschäftigung mit jenen nur befruchtend auf die Entwicklung Goethes zu abgeklärter Ruhe in sich selbst wirken und bilden sie so die natürlichen Stufen seines fortschreitenden Werdens, der Egmont zog ihn auf einen überwundenen Standpunkt zurück: Goethe mußte sich gewaltsam in vergangene Stimmungen versetzen, wollte er eine Vollendung im Sinne der vorliegenden Teile erstreben. Ein anderer Weg wäre die vollständige Umarbeitung des Stückes gewesen. Diesen Gedanken hatte der Dichter bereits 1782 erwogen, aber sofort wieder fallen lassen.[2] Er sah auch jetzt davon ab. Und was blieb ihm da anders übrig — wenn es doch einen endgültigen Abschluß galt, — als eine Einheit zu schaffen, so gut es bei der Verschiedenartigkeit der Teile eben möglich war. Neues durfte er bei solcher Arbeit kaum hineinlegen; es konnte nur in Betracht kommen, die Form wenigstens einigermaßen einheitlich zu gestalten. Mit andern Worten: Goethe mußte bei der Bearbeitung die Gesichtspunkte wählen, die sich ihm schon 1782 aufgedrängt hatten: „... da es nun aber steht, so mag

---

[1] W IV, 7, S. 234—36.

[2] An Frau v. Stein, 20. März 1782 (abends). W IV, 5, S. 285.

es stehen, ich will nur das Allzuaufgeknöpfte, Studentenhaffte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." [1]) Wir wissen, daß er damals besonders die Alba-Egmont-Szene des vierten Aktes im Auge hatte, [2]) die noch aus Frankfurt stammte. Es war die einzige Szene des Frankfurter Egmont, in der der Held selbst einen bedeutenden Auftritt hatte, und da der Held in Weimar eine ganz andere Anlage erhielt, so mußte diese Szene vor allen Dingen im Sinne des Weimarer Egmont umgearbeitet werden. Nach diesem Grundsatz wird Goethe in Rom verfahren sein, und so sehen wir in der Tat, daß ihn der vierte Akt so lange aufhält wie die vorhergehenden Teile zusammen. Auch die Schlußszene bedurfte einer weiteren Ausgestaltung, denn sie war ja 1782, wie wir annahmen, nur abgeschlossen worden, damit eben ein vorläufiger Abschluß da sei. Infolgedessen sehen wir den Dichter mit dem fünften Akt in Rom auch verhältnismäßig lange beschäftigt.

Die Bearbeitung erstreckte sich also im wesentlichen auf die Form, der Geist blieb der alte. Abgesehen von der Umarbeitung der Alba-Egmont-Szene und der Ausführung des Schlusses — die sich aber dem gegebenen Plan des Ganzen und seinem Ideengehalte einzufügen hatten —, bedeutete die römische Bearbeitung wohl im Grunde nichts anderes als eine Reinschrift nach dem Weimarer Konzept unter Vermeidung aller anstößigen Rauheiten und tunlicher Glättung der Sprache. Aber diese Arbeit verlangte, daß Goethe sich in die Zeit und Stimmung zurück versetzte, in der das Werk entstanden war, und das fiel notwendig dem Dichter der Iphigenie in Italien schwer: „Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben. . ." [3]) In diesen letzten Worten spricht es Goethe aus, was wir oben als den Grundsatz der Bearbeitung zu zeigen versucht haben. Damit ist gesagt, daß die Charaktere des Weimarer Egmont unverändert geblieben sein müssen. Schrempf ist daher im Irrtum, wenn er das Gegenteil annimmt; ihm „scheint Klärchen in Italien in einer Weise retouchiert worden zu sein, die das Mißfallen der Weimarer Freunde erregte; aber es ist nicht festzustellen, wie". [4]) Dies Mißfallen wurde vielmehr nur erregt durch „das lakonische Vermächtniß, womit Egmont

[1]) An Frau v. Stein, 20. März 1782 (abends). W IV, 5, S. 285.

[2]) Vgl. Goethe an Frau v. Stein, 12. Dezember, 1781. W IV, 5, S. 239.

[3]) Ital. Reise. Correspondenz 3. November 1787. W I, 32, S. 135, 136.

[4]) Schrempf, Goethes Lebensanschauung II, S. 155.

sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt",[1]) und dies Vermächtnis ist nicht für Klärchen, wohl aber für Egmont charakteristisch. In dessen Charakter ist es auch ein ganz konsequenter Zug, und da es wohl sicher bei der römischen Fassung des Schlusses entstanden ist, so zeigt auch dies, daß der Dichter die Vollendung streng im Sinne des Weimarer Egmont unternommen hat.

Das gilt besonders auch von der Traumerscheinung im Kerker. Sie ist ohne Zweifel in Italien so entstanden, wie wir sie kennen. Das geht schon aus den umständlichen Erklärungen hervor, die Goethe seinen Weimarer Freunden über sie geben muß,[2]) und die überflüssig gewesen wären, wenn sie sie von Weimar her bereits gekannt hätten. Mag die Erscheinung in den dramatischen Stil des Ganzen nun passen oder nicht — das zu entscheiden gehört nicht hierher —, jedenfalls schließt sie sich ihrer Bedeutung und ihrem Gehalte nach der Entwicklung des Dramas ganz konsequent an, ja gibt ihr auf kürzeste Weise einen inhaltschweren Abschluß. —

Das Stück war vollendet, ohne umgeschrieben zu sein. Goethe hatte ihm seinen ursprünglichen Charakter lassen müssen; der Egmont kam aus Italien wieder als derselbe, der er in Weimar gewesen war, und daß er in der Seele seines Dichters so nahe bei der Iphigenie und dem Tasso gewohnt hatte, zeigt sich nirgends an ihm. Der vollendete Egmont litt auch noch an demselben Grundübel, das Goethe in Weimar schon so schmerzlich empfunden hatte: er hatte auch in Rom eine rechte Einheitlichkeit nicht erhalten. Noch immer klaffte — wenn auch jetzt dünn überklebt — der Riß zwischen den Frankfurter Teilen und den in Weimar entstandenen; noch immer ragten die ersteren als das Bruchstück eines historischen Freiheitsstückes hinein in die Egmont-Szenen, diese rein menschlichen Bekenntnisse des Weimarer Goethe zu seinem Lebensideal. Der Dichter fühlte diesen Mangel wohl, und ähnlich wie er 1782 den Weimarer Egmont dem nachsichtigen Urteil Justus Mösers empfohlen hatte, so schrieb er jetzt an Karl August:[3]) „Nun steht das Stück da, mehr, wie es sein konnte, als wie es sein sollte ..."

---

[1]) Ital. Reise. Dezember 1787. W I, 32, S. 180.

[2]) Ebd. S. 180, 181.

[3]) 28. März 1788. W IV, 8, S. 365, 366.

# V. Die Quellen.

Haben wir im vorigen die Entwicklung des Dramas im Geiste des Dichters bis zum endlichen Abschluß verfolgt, so bleibt uns nun noch übrig, auch auf die historischen Quellen, die Goethe zu Gebote standen, einen Blick zu werfen. Wir werden durch die folgende Untersuchung nichts eigentlich Neues aufdecken; aber sie wird manches bestätigen, das wir bisher angenommen haben, wird vor allen Dingen wieder deutlich machen, daß der „Egmont" kein historisches Drama ist, sondern eine Bekenntnisdichtung Goethes.

## § 31. Die Quellen zur Geschichte Egmonts.

„Die Bekanntschaft mit den wichtigsten Ereignissen der Weltgeschichte war Goethe schon in der Knabenzeit durch Gottfrieds historische Chronik vermittelt worden. Er erzählt uns dies ja selbst im ersten Buch seiner Selbstbiographie. In dieser Chronik fand er das Bildnis Philipps II., fand dort auch die Geschichte des Abfalls der Niederlande in den allgemeinsten Zügen dargestellt. Zu den Quellen des Egmont freilich wird man den Gottfried deshalb nicht rechnen können, aber Eindrücke, die durch so frühzeitige, gewiß oft wiederholte Lektüre gewonnen werden, dürften wohl kaum jemals ganz verwischt worden sein ...

Während der Universitätsjahre beschäftigte sich Goethe häufig mit historischen Studien. Dort, wo er in seiner Selbstbiographie von der Vorbereitung zum juridischen Examen erzählt, sagt er einmal: ‚die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte'. Sein Tagebuch der Straßburger Zeit — die ‚Ephemerides' — verraten Lektüre des Thuanus: die aus demselben dort angemerkte Stelle bezieht sich auf eine Periode, die der Egmonts sehr nahe lag: die Regierungszeit Heinrichs III. von Frankreich.[1])

So mochte denn Goethe, als er im Herbst 1775 in Frankfurt an den Egmont ging, sich über die Quellen bald orientiert haben ...

---

[1]) Siehe Schöll, Briefe und Aufsätze, S. 66.

Eben im Jahre 1758 war eine dreibändige ‚Geschichte der Vereinigten Niederlande' aus dem Holländischen (des Wagenaar) übersetzt erschienen . . . dieses Buch war das neueste, das über die Sache vorlag, es wird nicht übersehen worden sein. Darinnen aber findet sich — in der Vorrede des Verfassers zum dritten Band — ein Exkurs über die Quellen . . . Auf Meteranus . . . hatte schon Gottfrieds Chronik gedeutet . . . Aber hier war auch Strada, De bello belgico; Grotius, Annales de rebus belgicis; Reydanus, Historia Belgica, Burgundius, Historia Belgica; Meursius, Alba; Bentivoglio, Historia della guerra die Fiandra; das Memorial von Hopperus; das Leben und die Briefe des Viglius, die Akten des Prozesses Egmont-Horn, sowie die Apologie Oraniens angeführt . . ."

So weit Guglia.[1]) Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung stellt Guglia fest, was Goethe etwa aus den einzelnen Quellen hat entnehmen können. „Denn daß er bloß ein einziges Buch, das ihm zufällig in die Hände gefallen und das ihn anregte — etwa Strada — benutzt hätte, dürfen wir doch nach seinem eigenen Bericht in Wahrheit und Dichtung nicht annehmen".[2]) Nun ist aber oft genug gezeigt worden, daß Goethes Erinnerungen in seiner Selbstbiographie nicht immer ganz treu gewesen sind; wir dürfen also diesen Hinweis nicht von vornherein als beweisend ansehen. Andrerseits sind wir allerdings auch nicht in der Lage, auf Grund gleichzeitiger und unanfechtbarer Zeugnisse den Sachverhalt aufzuklären. Vielleicht gewinnen wir einige Anhaltspunkte, wenn wir die überhaupt in Betracht kommenden Quellen nach ihrem gegenseitigen Verhältnis kurz untersuchen und den geschichtlichen Elementen im „Egmont" gegenüber stellen.

Von Grotius gibt Guglia selber zu, daß er „für die Zeit Egmonts . . gar zu allgemein gehalten" sei, „als daß er direkt als Quelle hätte dienen können".[3]) Burgundius hat zwar eine breite Schilderung des Bildersturms, aber eine solche bietet auch Strada, wie überhaupt Burgundius der Darstellung dieses letzteren keine eigentlich neuen Elemente hinzufügt und bei der Ankunft Albas in den Niederlanden sogar ganz abbricht.[4]) Hopperus „kommt . . für

---

[1]) E. Guglia, die historischen Quellen von Goethes Egmont. Zs. für Allgem. Gesch. Bd. 3 (1886), S. 385, 386.

[2]) Ebd. S. 385. [3]) S. 390, 391.

[4]) Vgl. bei Guglia S. 391.

die Hauptmomente des Dramas nicht mehr in Betracht;"[1]) ebenso wenig Viglius und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine Memoiren erst 1858 veröffentlicht worden sind.[2]) Die Geschichte des Reydanus bot „auf keinen Fall eine Anregung, da in ihr die Geschichte Egmonts nur eine Episode bildet, über die mit ein paar Worten hinweggegangen wird. Auch die Aktenstücke des Prozesses Egmont-Horn, die — allerdings bei weitem nicht vollständig — schon 1729 gedruckt worden waren (in dem Supplement zu Strada von Foppens), verraten sich nirgends als eine Quelle des Goethischen Egmonts".[3])

Von all diesen Schriftstellern ist es also mehr als zweifelhaft, daß sie für die Ausgestaltung unseres Dramas irgendwie bedeutsam gewesen seien.

Geben wir nun zu, daß Gottfrieds Chronik sicher und die „Geschichte der Vereinigten Niederlande" vielleicht die historischen Interessen des Knaben und Jünglings Goethe angeregt und in seiner Erinnerung auch lebendige Züge allgemeiner Art aus dem niederländischen Freiheitskampfe hinterlassen haben, so bleiben als wirklich in Betracht kommende Quellen Goethes nur noch Strada, Meteranus und Thuanus.

Daß der Dichter in Straßburg Thuanus gelesen hat, wissen wir. Was aber konnte er ihm über Egmont sagen? Thuanus behandelt ihn und sein Schicksal — wie übrigens alle protestantischen und spanierfeindlichen Historiker — mit Wohlwollen, gibt aber keine Einzelheiten über sein Leben und seinen Charakter. Daß er bei der Szene, da Egmont seinen Degen an Alba abgibt, den Helden ziemlich dieselben Worte sprechen läßt, die er auch im Drama spricht, beweist nichts; denn fast dieselben Worte finden sich auch bei Strada.[4]) Nichts spricht also mit Notwendigkeit dafür, daß Goethe den Thuanus als Quelle benutzt haben müsse.

Anders steht es bei Meteranus. Dessen ursprünglich holländisch geschriebene „Historische Beschreibung des Niederländischen Krieges" war ja auch in deutscher Übersetzung erschienen und mußte schon darum dem Dichter eine mehr willkommene Lektüre bieten als die lateinischen Autoren. Dazu kommt, daß Meteranus in seinen Erzählungen und Schilderungen durchaus volkstümlich und drastisch bleibt, und seine

---

[1]) Vgl. bei Guglia S. 391.

[2]) Vgl. Guglia S. 392. [3]) Ebd. [4]) Vgl. Guglia S. 387.

Bilder darum viel lebendiger wirken und dauernder haften als die mehr abstrakten Ausführungen eines Grotius u. a. So sehen wir denn auch, daß Goethe gerade in den Volksszenen seines Dramas unter dem Eindrucke des Meteranus steht. Wenn Buyck im zweiten Akte die Schlacht von Gravelingen schildert, so geschieht das in Bildern und Wendungen, die mit den betreffenden Stellen bei Meteranus so auffallend übereinstimmen,[1]) daß eine nur zufällige Ähnlichkeit ausgeschlossen erscheint. Wir dürfen also ziemlich sicher annehmen, daß Goethe manchen charakteristischen Zug in der Darstellung seiner Volksszenen aus Meteranus entnommen hat. Weiter allerdings auch nichts. Denn in der Charakteristik Egmonts und der andern Hauptgestalten konnte ihm der biedere Kaufmann aus Amsterdam nichts bieten.

Gerade hierin bot ihm Strada ein reicheres Material. Und in diesem Autor haben wir deshalb die Hauptquelle des Goethischen Egmont zu sehen. Ja wir dürfen sagen: die einzige wirklich in Betracht kommende Quelle. Denn hat auch Meteranus zur Schilderung von Schlachtszenen nachweisbar einige lebendige Redensarten geliehen, für den Gehalt des Dramas, für die Charakteristik der Personen ist der Dichter doch nur Strada verpflichtet. Wir wissen das aus des Dichters eigenem Munde. Er schreibt am 22. März 1782 an die Frau von Stein: „Im Strada, der den alten Niederländischen Krieg geschrieben hat, finden sich gar treffliche Schilderungen von Personen, die ich dir übersetzen will“.[2]) Daß Goethe den Strada bereits in Frankfurt gelesen hat, ist sicher, denn gerade die noch in der Frankfurter Zeit geschriebenen Szenen, wie z. B. die Unterredungen der Regentin mit Machiavell, erinnern sehr stark an ihn. Aber auch die in den ersten Weimarer Jahren entstandenen Auftritte — wie die Szenen Egmont-Schreiber und Egmont-Oranien — weisen noch viele Reminiszenzen an Strada auf. Dann aber trat ja, wie wir wissen, für Goethe der geschichtliche Charakter seines Stückes mehr und mehr in den Hintergrund, und so wurde der Dichter auch unabhängiger von seiner Quelle. So sehr, daß z. B. die so oft umgearbeitete Szene Alba-Egmont in letzter Fassung gar nichts mehr mit Strada gemein hat.[3]) Dann aber, als die Produktion am „Egmont“ lange Zeit stockte und Goethe an der Vollendung verzweifelte, weil der

---

[1]) Vgl. Guglia S. 386. [2]) W IV, 5, S. 287.
[3]) Vgl. auch Guglia S. 388.

Stoff ihm einigermaßen fremd geworden war, da griff er wieder zum Strada: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschicht-schreiber durchlesen, damit „Egmont“ endlich lebendig werde . . .“ [1]) Daß Strada gemeint ist, ersehen wir aus der oben mitgeteilten Brief-stelle, die nur zwei Tage später fällt. Goethe wollte sich, als er das schrieb, wieder in die Zeit und Stimmung zurück versetzen, in der er den „Egmont“ begonnen hatte. Und um das zu können, um sich seinen Stoff wieder recht lebendig zu machen, gebrauchte er Strada! Darin liegt m. E. der deutliche Hinweis darauf, daß eben Strada auch in Frankfurt Goethes Hauptquelle gewesen war. Hätte er sonst nicht ebenso gut auf Meteranus oder einen andern zurückgreifen können?

All diese Erwägungen zeigen, daß in der Tat für alles Wesent-liche im Goethischen „Egmont“ Strada allein als Quelle in Betracht kommt. Der Dichter folgt ihm „bisweilen . . nahezu wörtlich“. Wo er aber von ihm einmal abweicht, „thut er es fast niemals infolge einer Bevorzugung anderer Quellen, sondern nur aus ästhetischen Rücksichten“. [2]) Was nun Goethe von Strada übernimmt, und worin er von ihm abweicht, das soll im folgenden etwas genauer untersucht werden.

## § 32. Die Personen des Dramas bei Strada.

Strada war Jesuit und stand mit seinen Sympathien durchaus auf Seiten der klerikalen spanischen Partei. Das macht sich auch in seinem Geschichtswerk bemerkbar. Trotzdem muß man ihm nach-rühmen, daß er sich wenigstens bemüht, auch den Niederländern gerecht zu werden; die Gestalt und das Schicksal Egmonts hat er sogar mit Teilnahme und Liebe gezeichnet. Alba verteidigt er gegen den Vor-wurf der Grausamkeit mehr als einmal, nimmt überhaupt die spanische Politik und die Inquisition in Schutz; gegen die politischen und kirchlichen Abtrünnigen ist er ein strenger Richter.

Von den Personen des Dramas finden wir bei Strada Egmont und seinen Sekretär, Oranien, die Regentin und Machiavell, Alba und Ferdinand. Alle andern hat Goethe frei erfunden. Der Sekretär und Machiavell scheiden aus unserer Betrachtung aus, weil ihnen keine wesentliche Bedeutung für die Auffassung des Dramas zukommt. Erwähnt sei nur, daß Machiavell bei Strada ganz nebenbei als

---

[1]) An Charlotte v. Stein, 20. März 1782. W IV, 5, S. 284.

[2]) Guglia S. 388.

Höfling der Regentin auftritt und keineswegs den historischen Weitblick besitzt, den Goethe wahrscheinlich von seinem großen Namensvetter auf ihn übertragen hat.[1]) Von Egmonts Sekretär erfahren wir nur, daß er in den Sturz seines Herrn verwickelt wird.[2])

Im folgenden wollen wir die einzelnen Personen in der Anordnung betrachten, in der sie auch oben im ersten Teile behandelt worden sind. Sehen wir also zunächst, wie Strada

a) das niederländische Volk

gezeichnet hat. Da hebt er zunächst ihr starkes Nationalgefühl hervor, das sie den Gegensatz gegen alles Fremde und besonders alles Spanische so lebhaft empfinden läßt. Philipp II. findet bei ihnen nicht dieselbe Anhänglichkeit und Liebe wie sein Vater Karl V., weil er so sehr und so ausschließlich den Spanier hervorkehrt. Strada S. 80: „Philippus contra, et esse, et videri omnibus Hispanus: parce loqui, nec nisi Hispanice: publico libenter abstinere, et quasi ex abdito venerationem intendere: de vestitu, deque cetero cultu, quem attulerat ab Hispania, nihil immutare“.

Der hervorstechende Charakterzug des niederländischen Volkes ist seine Freiheitsliebe, der Zug zur Selbstbestimmung (Strada S. 59). Sie wollen ihr Leben so führen, wie es ihr Inneres verlangt, wie es ihrer Eigenart angemessen, gemäß ist. Ungezwungen, natürlich, rein menschlich ist ihr Wesen, ja etwas Kindlich-Sorglses haftet ihnen an. Strada führt das an einer Stelle sehr schön aus (S. 31):[3]) „Übrigens ist es diesem Volke eigentümlich, wenn es seiner Natur folgen kann, den Trug zu hassen und nach der Treue und dem Glauben, welche sie selbst verdienen, andere zu schätzen. Gunst und Geschenke fesseln sie nicht besonders, und nicht lange; meist genießen sie Wohltaten gleich Blumen, welche, solange sie frisch, für angenehm gehalten werden. Eben so verhalten sie sich gegen erlittenes Unrecht, das sie schnell vergessen, außer wenn sie sich verachtet sehen, als ob sie es leicht ertrügen; dann nämlich entflammt ihr Haß unerbittlich. Ferner bemessen sie ihre Kräfte nicht ungeschickt, und verlangen nichts, was sie nicht verlangen können, obgleich niemand auf der Welt Land

[1]) Ich zitiere nach: Famiani Stradae Romani e Societate Jesu De Bello Belgico Decas prima. Antverpiae 1649. — Die Nachrichten über Machiavell S. 361, 363. [2]) Strada S. 358.

[3]) Ich zitiere diese Stelle in der guten Übersetzung bei Düntzer, Goethes Götz und Egmont. Braunschweig 1854. S 243.

und Meer mit gleicher Klugheit zu Handelsvorteilen zu benutzen weiß, da sie beider Elemente mächtig sind, so daß man es unentschieden lassen muß, welchem von beiden sie angehören. Auch darin sind sie höchst bewundernswert, daß sie den größten Gewinn oder Verlust, wie er beim Handel sehr häufig eintritt, mit so mäßiger und unmerklicher Äußerung der Freude und des Schmerzes aufnehmen, daß man glauben sollte, es beträfe andere, nicht sie selbst, da ihr Gleichmut und der Himmel sie kälter macht. Aber wo es ihre Freiheit zu verteidigen gilt, da flammen sie übermäßig auf; denn dieser alles andere nachzusetzen halten sie für rühmlich, und stehen der Ausgelassenheit zuweilen näher, als der Freiheit".

Dieser Artung des Volkes entspricht seine politische Gesinnung. Freiheitsliebe ist auch hierin der treibende Faktor. Nach ihm gestaltet sich die Verfassung und das öffentliche Leben. Wie die Niederländer auf der Durchsetzung ihrer persönlichen Eigenart beharren, so tut es jedes ihrer kleineren oder größeren Gemeinwesen auch. Eifersüchtig bewachen sie ihre Freiheiten und Privilegien, und so freisinnig sie sich sonst zeigen: wenn es sich um die ererbten und liebgewonnenen Staatsformen und Rechte handelt, sind sie konservativ, allen Neuerungen abgeneigt. „Es ist unzweifelhaft", sagt Strada (S. 59),[1] „daß, wenn die Völker sich einmal an Freiheit gewöhnt haben, jeder Versuch, diese zu mindern und zu schwächen, meist große Unruhen erregt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß die Verwaltung der Niederlande einer freien republikanischen Form sich näherte, durch die Gunst der Fürsten, die durch viele freisinnige Erlasse diese Völker, wenn sie dieselben auch nicht mit der ganzen Freiheit beschenkten, doch von einem großen Teil der Beschränkung befreiten, besonders die Brabänter, zu denen sich die Mütter aus den angränzenden Provinzen kurz vor ihrer Entbindung zu begeben pflegten, damit ihre Kinder der Brabäntischen Freiheiten teilhaftig würden". Und an andrer Stelle (S. 33):[2] „Die meisten Provinzen behielten, wie sie früher jede ihren eigenen Herrn hatten, jetzt, wo sie einem zugefallen waren, ihre eigenen Herrn und fast ihre eigene Regierung. Die Hauptursache, weshalb Karl V., obgleich er sehr wünschte, diese Provinzen in ein Reich zu verbinden, was schon sein Urgroßvater Karl der Kühne versucht hatte, dennoch von diesem Vorhaben abstand,

[1]) Nach Düntzers Übersetzung a. a. O. S. 246.
[2]) Vgl. Düntzer a. a. O. S. 244.

lag darin, daß die durch Sitten, Sprache und Einrichtungen und die bei Nachbarstaaten gewöhnliche Eifersucht von einander getrennten Völker schwer zu derselben Regierungsform, worin das Wesen des Reiches besteht, gezwungen werden zu können schienen, da keine einer andern Provinz etwas würde einräumen und fremde Gesetze als eine Verbesserung annehmen wollen. Darum pflegte der Fürst der Niederlande außer den Burgermeistern der Städte jeder Provinz einen eigenen Statthalter vorzusetzen, der sie nach ihren eigenen Gewohnheiten und Gesetzen verwaltete". Diesem freiheitgewohnten und freiheitstolzen Volke mußten die Maßregeln Philipps II. zuwidergehen, der einfach über ihre Köpfe hinweg die neuen Bischöfe ins Land setzte. Besonders aber flammte ihr Unwille gegen die Inquisition auf; ihre Durchführung stieß sofort und allenthalben auf erbitterten Widerstand (Strada S. 69). Die Niederländer wollten nicht zum Glauben gezwungen werden, ihnen waren die Glaubensgerichte als eine spanische Einrichtung tief verhaßt. Der Stimme des Herzens wollten sie folgen, keinem Zwang von außen; zähen innern Widerstand setzten sie so jeder Gewaltherrschaft entgegen. Strada S. 366: „Male apud Belgas terrore veneratio comparatur. Qui hanc forte viam severitatis instituerint, Hispano quidem nomini plus acquirent invidiae, quam potentiae: Provinciis certe et civilia bella, et externorum arma, et postremo solitudinem adducent".

Stark wie sie im Hasse gegen ihre Unterdrücker, die Spanier, sind, so stark auch ist ihre Liebe und Anhänglichkeit denen gegenüber, die ihnen wohlwollen, ihrem Wesen ähnlich sind und ihre Freiheiten ehren und schützen. So hangen sie an ihren Fürsten, vor allem an Oranien und Egmont, mit rührender Treue und Verehrung. Ihr Liebling und Ideal ist besonders Egmont, in ihm fühlen sie ihr eigenes Wesen, er gibt sich ihnen leutselig und vertraulich. Als dieser wahrhafte Volksmann auf dem Schaffot endigte, da wuchs der Haß und die Rachbegier gegen die Spanier zur höchsten Höhe, der Anblick seines Blutes entflammte sie recht eigentlich zum Verzweiflungskampf. So stellt es Strada dar (S. 394 ff.):[1] „Egmonts trauriges Ende beklagten die Niederländer, von denen er allgemein geliebt wurde, mit größerem Hasse als mit Trauer. Einige tauchten, trotz der Gefahr, ihre Schnupftücher in Egmonts Blut, und be-

[1]) Vgl. Düntzer a. a. O. S. 280.

wahrten sie als Andenken ihrer Liebe oder als Reizmittel ihrer Rache. Andere küßten den bleiernen Sarg und drohten Rache, ohne sich vor Angebern zu scheuen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche, da sie die gewaltige Neigung der Niederländer und die Verfluchung von Albas Namen bemerkten, die Behauptung aufstellten, erst durch diese Hinrichtung sei die Sache der Verbündeten gesichert worden, und die vorhersagten, in kurzem würden die Niederlande gegen Albas Meinung von Aufruhr erfüllt sein".

### b) Egmont.

Lamoralius Gaurae Princeps, Egmontii Comes (Strada S. 34) stammt aus sehr altem, angesehenem Adel. Seine Vorfahren hatten Geldern beherrscht (Strada S. 396), dann aber, vom Kaiser gezwungen, darauf verzichten müssen (Strada S. 42). Er hat den Beruf des Adels seiner Zeit, das Kriegshandwerk, früh ergriffen und als Heerführer hohen Ruf erlangt. Viel Ansehen genießt er bei den Großen seiner Zeit. Im Beisein des Kaisers vermählt er sich zu Speier mit Sabina von Baiern, die dem Gatten im Laufe der Jahre 11 Kinder, 8 Töchter und 3 Söhne, schenkt (Str. S. 388, 395). Angesichts des Todes sind sie seine letzte Sorge, die Gedanken an sie sein größter Schmerz (Str. S. 393). Er erscheint überall als ein treuer Gatte und Vater.

In der Zeit, um die es sich für uns handelt, ist Egmont 46 Jahre alt (Str. S. 395). Groß und kräftig, von sehr schönem Antlitz, würdevollem Auftreten (Str. S. 145) und in allen Leibesübungen gewandt (St. S. 40), mit heroischen Eigenschaften des Geistes und des Körpers begabt (Str. S. 396): ein Bild kraftstrotzender Männlichkeit, so tritt uns der Held entgegen.

Kein Wunder, daß er die Blicke des Volkes auf sich lenkt. Die Niederländer bewundern nicht nur sein glänzendes Äußere, sie lieben viel mehr den Niederländer in ihm, den Landsmann, der ihre Eigenart, ihre Vorzüge und Schwächen, mit ihnen gemein hat (Str. S. 391). Etwas Naives, Harmloses liegt in seiner Natur wie in der seines Volkes, alles Boshafte ist ihm fremd (Str. S. 139); die Lust am Spiel, dieser echt niederländische Zug, ward auch ihm zu teil, und so sehen wir ihn beim Würfeln und Scheibenschießen fröhlich mittun. Und stolz ist er und mit ihm seine Landsleute, wenn er im Wettspiel den Spanier Alba besiegt (Str. S. 391). Wie Oranien, Brederode nun viele andere Edle, so hängt auch Egmont der Sache seines

geknechteten Landes treu an; wie die andern, so erstrebt auch er die Befreiung der Niederlande von der spanischen Pfaffenherrschaft; heimlich vielleicht denkt er auch an die Regentschaft. Das Volk würde jedenfalls keinen lieber zum Regenten haben als gerade ihn. „Die Bewunderung und die Neigung der Niederländer“ sagt Strada (S. 40),[1] „besaß Egmont, ein durch seine Kriegskenntnis berühmter Fürst, der an körperlicher Gewandtheit unter den Feinden, sowie im Frieden im Turnier und im Scheibenschießen mit der Büchse, worin das Volk sehr berühmt ist, keinem nachstand. Dazu kam die angeborene Leutseligkeit des Mannes und eine, was selten ist, dem Adel unschädliche Volksgefälligkeit. Besonders war es der neue Sieg bei St. Quentin, von dem ein nicht geringer Teil, wie der König selbst öffentlich bekannt hatte, Egmont verdankt wurde, und der noch neuere bei Gravelingen, von welchem die Niederländer noch die mit Blut befleckten Waffen zeigten. Wie sehr er bei diesem Feldzug vor allen anderen, besonders spanischen Großen vom König ausgezeichnet ward, so großen Ruhm erwarb er dem niederländischen Namen bei den Fremden, so große Zuneigung von seinem eigenen Volke, daß, wenn die Gunst der Soldaten, wenn die Stimme des Volkes den Regenten der Niederlande hätte bezeichnen sollen, niemand vor Graf Egmont den Vorzug erhalten haben würde.“

Es sind in der Tat nicht zuletzt seine militärischen Verdienste, die ihm so hohes Ansehen verschafft haben. Egmont ist Soldat durch und durch. „Egmontius, Belgarum fortissimus“ (Strada S. 24), „vir bello inclytus“ (Str. S. 34) wird er genannt. Seit seinem achtzehnten Jahre hat er für den König gekämpft, in Algier, in Geldern, in Frankreich (Str. S. 388), und als Lohn für seine mannigfaltigen und großen Verdienste hat er die Statthalterschaft von Flandern und Artois bekommen (Str. S. 34). Offen und geradeaus ist sein Wesen, nichts Diplomatisches liegt in seinem Auftreten. In der Liebe wie im Hasse gleich offen (Strada S. 138: „homo militaris, in amore, odioque juxta apertus“), überlegt er seine Worte und Taten nicht lange, er weiß sich nicht zu verstellen. Seinen Mißmut über die bestehenden Verhältnisse gibt er unbekümmert zu erkennen, obwohl ihm seine Feinde sehr leicht einen Strick daraus drehen können.

Unbekümmert um die dunkle Zukunft, faßt dieser Mann das Leben von der heiteren Seite auf. Gern auch läßt er im Übermut,

---

[1]) Nach Düntzers Übersetzung a. a. O. S. 245.

in fröhlicher Gesellschaft, einer tollen Laune die Zügel schießen. So setzt er mit den zweideutigen Livreen seiner Bedienten die Welt in Erstaunen und Schrecken (Strada S. 159) und erklärt später dem König gegenüber das Ganze für einen tollen Scherz (Str. S. 184). Zwar stiftet nicht er, sondern Brederode den Geusenbund (Strada S. 223), aber der Einfall ist in seiner Eigenart gewiß so recht auch nach Egmonts Sinn.

Das alles dient nicht gerade der Sache des Landes zum Besten, es erregt Argwohn und ruft verstärkte Gegenmaßregeln hervor, aber es ist bezeichnend für Egmont. Sich gehen lassen, das ist seine Art. So begreifen wir ohne weiteres, daß Oranien mit seinem so ganz anderen Wesen Anstoß nehmen und für die gemeinsame Sache fürchten muß. Diese beiden so verschiedenen Männer können keine Freunde sein und sind auch wirklich keine gewesen. Erst der gemeinsame Haß gegen Granvella führt sie zusammen (Strada S. 144).

Die Kunde von dem drohenden Anmarsche Albas schreckt Egmont nicht; er ist sich keines Verbrechens bewußt und vertraut auf seine Verdienste um den König. Auch spricht der Ehrgeiz in ihm dafür, in Brüssel zu bleiben, denn wenn Oranien und die andern geflüchtet sind, wird er umso sicherer und unumschränkter die erste Rolle spielen können. Die Zusammenkunft mit Oranien, Mansfeld und Berti in dem Dorfe Willebroek schildert Strada folgendermaßen (S. 321 ff.):[1] „Man erzählt, Oranien habe, ehe er sich entfernte, Egmont beiseite geführt und ihn gebeten, sich der drohenden Gefahr zu entziehen, den von Spanien her über die Häupter der Niederländer und Großen sich hinziehenden blutschwangeren Sturm nicht abzuwarten. Und als Egmont, stolz auf seine Verdienste, und deshalb an keine Gefahr denkend, dagegen sprach, sich auf die Güte des Königs, wenn dieser die Provinzen beruhigt finde, vertrauensvoll berief, erwiderte Oranien: diese von dir gepriesene Güte des Königs wird dich zu Grunde richten, Egmont; und schon glaube ich im Geiste zu sehen — o daß ich mich täuschte! —, wie du die Brücke sein wirst, auf welcher die Spanier in die Niederlande einziehen werden. Hierauf umarmte er ihn herzlichst, wobei beide Tränen vergossen, als ob er seiner Weissagung sicher wäre und ihn zum letztenmal in seinem Leben sähe, und so schieden sie voneinander ... Egmont aber, obgleich durch die Trennung von dem Freunde etwas bewegt, doch fröhlicher gestimmt,

---

[1]) Nach Düntzer a. a. O. S. 270.

da er jetzt ohne den alten Nebenbuhler ruhig die erste Rolle spielen konnte, begann emsiger als bisher der Regentin beizustehen, ihr freiwillig seine Hilfe zu bieten und an der Staatsverwaltung teilzunehmen ...“

Furchtlos und unbefangen sieht er Albas Ankunft entgegen, tritt er dann auch vor ihn hin (Str. S. 358). Ahnungslos geht er in die Falle, die ihm der Spanier stellt. Zu der Beratung im Kuilemburgischen Hause sind außer Egmont noch Aarschot, Horn, Mansfeld, Aremberg, Barlaimont geladen (nicht Oranien!). Alba zieht seinen Sohn Ferdinand, den Feldmarschall Vitelli, die Generale Serbelloni und Ibarra hinzu. Während der Beratung, die Alba absichtlich in die Länge zieht, erfährt er, daß einige angeordnete Verhaftungen — darunter die von Egmonts Sekretär — vollzogen sind. Nun entläßt er alle bis auf Egmont, den er vertraulich beiseite führt, und während draußen Horn von Ferdinand verhaftet wird, fordert Alba dem darob ganz verblüfften Egmont den Degen ab: „Siste, Egmonti: custodiri te Rex jubet, ejusque nomine gladium pone“ (Str. S. 359). Von allen Seiten durch Bewaffnete bedroht, übergibt Egmont seinen Degen: „Et tamen hoc ferro saepe ego Regis causam non infeliciter defendi“ (Str. S. 359).

An das Schlimmste denkt der Gefangene nun noch lange nicht, er hält alles für einen Versuch, ihn und den Adel einzuschüchtern. Bis er sein Todesurteil erfährt. Da drückt ihn sein Schicksal ganz zu Boden, er klagt und jammert und denkt mit Schrecken und Verzweiflung an die Lage seiner Familie. Etwas gefaßt, schreibt er an den König, bittet ihn um Schutz für Weib und Kinder und erklärt, sich gern in sein Schicksal zu fügen, da durch seinen Tod vielen Genüge geschehe (Strada S. 393: „. . certus hoc meo fine multis satisfactum iri . .“). Die ganze Nacht hindurch bereitet er sich durch Beichte und geistlichen Beistand vor. Am Mittag darauf wird er auf öffentlichem Markte hingerichtet. Der Anblick seines Blutes entflammt die Niederländer zu Wut und Rache; für ihn fließen alle ihre Tränen, wenig oder gar nicht für Horn (Str. S. 397). Und nach der Meinung vieler ist es gerade Egmonts Hinrichtung gewesen, die den Anstoß zur Befreiung der Niederlande gegeben hat (Str. S. 394 ff.).

„Vir plane dignus, qui ob heroicas animi corporisque virtutes longe alium sortiretur vitae finem“: so faßt Strada sein Urteil über Egmont zusammen (S. 396). Er zeigt ihn uns, wie

Düntzer mit Recht sagt[1]), „als einen heitern, vom Selbstbewußtsein seines Wertes erfüllten, aber dabei schwachen und lenksamen Menschen, der, wenn er auch dem Volk wohl will, sich doch der Gnadensonne der Majestät gerne zuwendet, um in ihren Strahlen zu erglänzen, und wenn er zuweilen in Gegensatz zur Regierung tritt, so bestimmt ihn auch hier mehr der Wunsch, sein Ansehen und seine Würde dieser gegenüber zu bewähren, als daß er im Ernste gewillt wäre, sich dieser als Verteidiger der Nationalfreiheit entgegen zu stellen. Er möchte gern allen gefallen, von allen geehrt und bewundert sein; so zeigt er sich dem Volke geneigt, wozu ihn die Leutseligkeit und Offenheit seines Wesens besonders geschickt macht, aber auch am Hofe will er glänzen und unter den politischen Sternen erster Größe seinen Platz einnehmen, ja er findet sich glücklich, als sein Nebenbuhler Oranien sich entfernt hat. Dabei sehen wir ihn auch auf äußere Vorteile bedacht, was einem Familienvater von elf Kindern freilich wohl ansteht, aber dem Bilde des freisinnigen Helden einen etwas wunderlichen Anstrich gibt“. Seinem Schicksal ist dieser Mann nicht gewachsen, und so begegnet er ihm mit Klagen und Jammern und sucht Trost und Stütze in kirchlichen Erbauungsmitteln. Eine Welt- und Lebensanschauung bricht nicht in ihm zusammen, denn er hat keine: das spanische Blutgericht vernichtet in Egmont einen harmlosen Menschen; zu lieben ist er, nicht zu fürchten und, als Mensch, nicht zu bewundern.

### c) Alba.

Eine Charakteristik des spanischen Volkes werden wir bei Strada vergebens suchen. Es bleibt ganz im Hintergrund; nur seine Führer, Philipp II. und Alba, treten scharf hervor. Aber auch das ist bezeichnend. Die Spanier haben als Volk keinen Willen, beeinflussen die Ereignisse also nicht. In ihnen lebt der Wille des Herrschers: sie sind das Volk des Absolutismus und der Inquisition. Sie bilden sich oder besser, sie werden gebildet nach der Eigenart dessen, der sie beherrscht. Die Niederländer wollen Fürsten, die ihnen gleich und wesensverwandt seien; Philipp II. und Alba wollen ein Volk, das sich ihnen anpaßt. Das ist der wesentliche Unterschied. Kennen wir also Alba, so kennen wir die Spanier. Bei Strada müssen wir aber von vorn herein in Betracht ziehen, daß er mit seiner Sympathie

---

[1]) A. a. O. S. 281.

auf der Seite der Kirche, d. h. der Spanier steht, daß er die Menschen und Dinge also nicht ganz objektiv sieht.

Versuchen wir nun in den Hauptzügen das Bild Albas zu zeichnen, das Goethe bei Strada fand.

Der Ehrgeiz ist die treibende Macht in ihm; aufzusteigen und ohne Nebenbuhler auf einsamer Ruhmeshöhe dazustehen, ist sein Verlangen. Niederlagen, die er vor langer Zeit gegen Egmont im Würfelspiel und im Scheibenschießen erlitten hat (Str. S. 391), sind wie ein Stachel in seiner Seele geblieben. Der Haß gegen den glücklichen Gegner ist dann noch größer geworden, seit Egmont auch als Feldherr sein Nebenbuhler ist und ihm den Rang streitig macht (Str. S. 391). Mit Freuden marschiert er so auf Wunsch des Königs in die Niederlande; es gilt die Vernichtung des verhaßten Volkes und des noch mehr verhaßten Nebenbuhlers. Die Führung seines Heeres aus Italien durch die gefährlichsten Gebiete hindurch ist ein Meisterstück (Str. S. 355). Sofort als er in Brüssel ankommt, beginnt er sein Werk.

Rücksichten kennt er nicht. Was sich seinem Willen nicht fügt, wird unschädlich gemacht, und zwar auf die kürzeste, schnellste Weise. Zunächst drängt er die Regentin zur Abdankung, dann setzt er den Zwölferrat, den „Blutrat“, ein, der über den flüchtigen Adel richten soll und unbegrenzte Vollmachten über Leben und Tod hat (Str. S. 372 ff.). Dem Volke legt er schwere, alle Bewegungsfreiheit unterbindende Vorschriften auf. Und dann verhaftet er die arglos zurückgebliebenen Edeln: er will an ihnen ein Exempel statuieren. Egmont soll zugleich in ihm seinen Meister fühlen. Mit der Hinrichtung zaudert er, aber als der König darauf dringt (Str. S. 392), da läßt er sie am hellen Mittag, auf offenem Markt, vor allem Volke vollziehen und steckt die Köpfe zwei Stunden lang zur Schau auf Spießen aus (Str. S. 394).

Daß das Volk ihn haßt (Str. S. 391) und nach der grausamen Abschlachtung seines Lieblings in Wut und Rachgier gegen ihn tobt, das läßt ihn völlig kalt: „Sed homo in terrorem, quo tunc opus existimavit, intentus, invidiam odiumque sui facile posthabuit“ (Str. S. 395). Er achtet das Volk nicht, er bewirbt sich nicht um seine Liebe, er fürchtet nicht seinen Haß. Für ihn gibt es nur die Erreichung des vorgesteckten Zieles, koste es noch so viele Opfer. Von der einmal eingeschlagenen Bahn läßt er sich nicht abbringen; er achtet keine fremden Ratschläge, aber er traut auch keinem, der

Argwohn des Egoisten ist stets wach in ihm „... a diuturna rerum experientia sulpifax, et suopte ingenio ab aliorum consiliis, si ultro praesertim offerentur, aversus, ac fidus plane retrogradum ...“ (Str. S. 386). Aus einsamer Höhe verfügt er so über das Schicksal eines ganzen Volkes, unbekümmert, ob er ihm nicht den Lebensnerv zerstört. Er fordert Unterwerfung, nur sein Wille gilt.

Nur wenige Striche braucht Strada, diesen Mann zu zeichnen. Aber das Bild ist scharf, und der Mann ist gewaltig. Keiner wird ihn lieben können, aber keiner auch verachten. Stradas Alba nötigt Achtung ab, er flößt Furcht ein, aber sie ist mit scheuer Bewunderung gemischt. Er ist ein Wille; wo er in die Ereignisse eingreift, da kommt alles in Fluß, da gibt es Entscheidungen. Wehrlos bricht unter seiner eisernen Faust der Egmont, den Strada zeichnet, zusammen.

d) Ferdinand

wird bei Strada nur nebenbei erwähnt als Albas Sohn und Unterbefehlshaber (Str. S. 352). Er unterscheidet sich durch nichts von seiner Umgebung. Bei der Gefangennahme Egmonts ist er mithandelnd zugegen: er verhaftet Horn (Str. S. 359).

e) Die Regentin.

Strada gibt S. 43 einen kurzen Abriß der Geschichte Margaretens. Sie ist Karls V. erstes Kind und wurde vier Jahre, bevor er sich vermählte, geboren. Ihre Mutter, Margarete Vangest aus Aldenarde in Flandern, gehörte einer Adelsfamilie an, war früh verwaist und hatte, obwohl ihre wunderbare Schönheit und ihre Tugendhaftigkeit viele Freier anzogen, die Absicht ins Kloster zu gehen. Bevor sie diesen Plan ausführte, sah sie Kaiser Karl bei Gelegenheit eines Balles in Aldenarde, äußerte sein Wohlgefallen an ihr, und ein Höfling führte sie ihm, ohne den Auftrag dazu zu haben, gewaltsam zu. Die Tochter, die diesem Verhältnis entsproß, übergab der Kaiser zunächst der Obhut seiner Tante Maria, der Regentin der Niederlande; nach deren Tode wurde sie von des Kaisers Schwester Maria in Flandern erzogen. Von dieser ihrer Tante lernte die junge Margarete Würde, Ernst, aber auch die Liebhaberei an der Jagd, die sie schon mit zehn Jahren leidenschaftlich ausübte. Aus politischen Gründen verheiratete sie dann Karl V. an Alexander von Medici, der noch im ersten Jahre der Ehe ermordet wurde. Darauf

erhielt sie zum zweiten Gatten den Oktavio Farnese; sie war damals erst zwölf Jahre alt. Nach einigen Jahren gebar sie zwei Söhne und erhielt gleichzeitig Parma und Piacenza. Schon in diesen Jahren entwickelte sie einen Ehrgeiz, selbst und unbeschränkt zu herrschen. Dabei schildert sie Strada als eine Frau, die mehr als gewöhnlichen Geist besitzt, als eine Frau mit dem Mute eines Mannes, einen Mann mit den Sitten einer Frau; sie ist äußerst stark und mutig, auf der Jagd geradezu tollkühn. Auf der Oberlippe und am Kinn hat sie ein wenig Bart, was ihr das Ansehen, aber auch die Autorität eines Mannes verleiht; zuweilen quält sie sogar, was bei Weibern sonst sehr selten vorkommt, die Gicht. Im übrigen ist sie geistesgegenwärtig und geschickt, sich in allen Lagen zurechtzufinden; die Schule ihrer Tante, der Medicis und der Farnese, sowie ihr wechselreiches Leben haben ihr Erfahrung in den Regierungsgeschäften gegeben. Und was wichtig ist: sie hat lange Zeit zum Beichtvater Ignaz Loyola gehabt; unter seinem Einfluß ist sie die eifrige, fromme Katholikin geworden, die ihr Bruder Philipp II. für geeignet hält, den Regentenposten der Niederlande würdig und in seinem Sinn einzunehmen. Auch ist bei dieser Ernennung der Umstand bestimmend, daß die Niederländer mit derselben Liebe wie Karl V. auch seine Tochter empfangen würden. Zudem hatte sich ihr Gatte Oktavio Farnese in den niederländischen Kämpfen große Verdienste erworben, wofür ihn Philipp nun durch die Ernennung seiner Gattin zur Regentin entschädigen konnte.

Der Empfang Margaretens in den Niederlanden verläuft im Beisein des Königs äußerst glänzend. Ihren Regierungsgeschäften widmet sie sich dann mit Eifer, Geschick und Glück. Sie bringt den Niederländern, die ja gewissermaßen ihre Landsleute sind, Liebe entgegen (Str. S. 155), Milde herrscht in allen ihren Maßregeln (Str. S. 364), und sie erfreut sich beim Volke rasch großer Beliebtheit (Str. S. 360). Umso härter treffen sie die Nachrichten von den Unruhen in Flandern. Aber auch jetzt noch sucht sie zunächst durch Klugheit und Milde wieder einzulenken. Egmont, den Statthalter von Flandern, sucht sie beim Ausgang aus der Kirche durch frauenhafte Vorwürfe zum Eingreifen zu bewegen (Str. S. 251). Es hilft nichts, und Alba kommt. Sie bleibt in Brüssel, auch nachdem Alba ihr seine weitgehenden Vollmachten mitgeteilt hat und noch weitergehende andeutet (Str. S. 356). Aber sie fühlt sich gekränkt, sie mag die Herrschaft nicht mit anderen teilen, und so bittet sie den

König um Entlassung (Str. S. 357). Nach der Gefangennahme Egmonts und Horns, die sie nicht billigt, erneuert sie dringender ihr Entlassungsgesuch. Es wird jetzt vom König genehmigt. Sie macht Alba davon Mitteilung, nimmt schriftlich Abschied von den Ständen und legt dem König in einem Briefe eindringlich Milde gegen die Niederländer ans Herz. Erst im folgenden Jahre verläßt sie die Niederlande, von Alba bis an die Grenze, vom niederländischen Adel bis nach Deutschland geleitet. Die Erinnerung an sie ist dem unglücklichen Volke während der folgenden Zeit stets teuer geblieben.

### f) Oranien.

„Gulielmus Nassavius Princeps Orangi, primae inter Belgas authoritatis, origine tamen ispse non Belga“ (Str. S. 35): in diesen kurzen Angaben Stradas liegt alles Wesentliche für die Auffassung Oraniens. Er ist selbst kein Niederländer und von dem Wesen dieses Volkes, wie wir sehen werden, stark genug verschieden; aber er besitzt das höchste Ansehen unter ihnen infolge seiner staatsmännischen, diplomatischen Eigenschaften und Erfolge. Für seine Verdienste hat ihm der König die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Utrecht übertragen (Str. S. 35); aber man traut ihm nicht. Es ist der Regierung wohl bekannt, daß er heimlich mit allen Mitteln an der Befreiung der Niederlande arbeitet, und auch seine Religion erregt Verdacht (Str. S. 42). So ist er ein Gegenstand steten Argwohns für die Spanier, für die Niederländer aber der Mann, von dessen reichen Hilfsmitteln und von dessen Verschlagenheit sie einmal Rettung und Befreiung erhoffen. Er besitzt beim Volke noch größeres Vertrauen als Egmont. „Ihm standen“, sagt Strada S. 40 ff.,[1]) „der Ruhm des Hauses Nassau, gleicher Reichtum, das keinem untertänige Fürstentum Oranien nebst anderen Herrschaften in Deutschland und den Niederlanden, dann eine durch Verwandtschaft einen großen Teil des Nordens umfassende Macht zur Seite, da seine Mutter Juliana, eine Frau von wunderbarer Fruchtbarkeit, von ihren vielen Kindern, meist Mädchen, an hundert und fünfzig Enkel und Nachkommen hatte. Dazu kamen die eigenen Vorzüge des Mannes, eine unermüdliche Ausdauer des Geistes, eine sein Alter übersteigende Reife des Verstandes, eine auf Gesandschaften nicht weniger als im Kriege erprobte Brauchbarkeit, das günstige

[1]) Nach Düntzer a. a. O. S. 245.

Urteil Karls V., der ihn zu den wichtigsten Geschäften benutzt hatte — dieses und vieles andere, sollte es nicht Oranien auf die Regentschaft hoffen lassen, die sein Vorfahr Engelbert von Nassau vor hundert Jahren geführt hatte? Da er aber mit Recht Philipp nicht traute, so teilte er seine Bewerbung, indem er dafür Sorge trug, daß, sollte er selbst die Stelle nicht erhalten, die Herzogin Christiana von Lothringen dazu gelangte; denn da er sich mit deren Tochter zu vermählen gedachte, so sah er wohl ein, daß in diesem Falle seine Schwiegermutter den Namen, er selbst die Herrschaft führen werde".

Wie er seine politischen Ziele verfolgt, welche Eigenschaften ihn gerade für seine Aufgabe besonders geeignet machen, das führt Strada S. 95, 96 ziemlich eingehend aus:[1]) „Vielleicht war nie ein Sterblicher zur Erregung von Unruhen geeigneter als Oranien. Er besaß einen entschlossenen, die Gelegenheit rasch ergreifenden, listigen, seine Absicht verbergenden, auch denen, welche für eingeweiht in seine Verhältnisse galten, unzugänglichen Geist. Ferner verstand er meisterlich die Kunst, sich die Neigung derjenigen, mit welchen er nur einmal gesprochen, zu erwerben; so sehr wußte er sein Wesen dem Wesen anderer anzupassen und sich nach fremder Ansicht zu lenken. Nicht daß er zu jenen Höflichkeiten und jenen Ausdrücken einer vorgeblichen Unterwürfigkeit, mit welchen die Menschen sich heute ergebenst zum Besten halten, sich je herabgelassen hätte, war er mit seiner Dienstfertigkeit und Hochachtung weder verschwenderisch noch zu kurz, aber er wußte seine Worte schlau also einzurichten, daß man glaubte, er spare mehr für die Tat auf. Daher steigerte sich die Meinung von seiner Würde und das Zutrauen zu seinen Worten. Dazu kam, daß, obgleich er stolz und äußerst herrschsüchtig war, er sich doch so zusammen zu nehmen wußte, daß er überall ohne Leidenschaft und ohne Gefühl erlittenen Unrechts schien. Aber so frei von Zorn, so sehr war er zur Furcht geneigt, so daß er jegliches fürchtete und alles für unsicher hielt. Allein deshalb ließ er doch nie ab, da sein an Plänen fruchtbarer Sinn, wenn der erste nicht gefiel, sofort einen neuen angab, und, wie er von Natur gewaltig war und Unmäßiges verlangte, endlich jede Furcht und jedes Zaudern abschnitt ..."

Die große Wesensverschiedenheit, die diesen Mann von Egmont trennt, springt sofort in die Augen. Auch Strada hebt sie geflissentlich hervor. Bei Gelegenheit Egmonts sahen wir, daß unser Geschichts-

---

[1]) Nach Düntzers Übersetzung a. a. O. S. 249.

schreiber die lange Feindschaft zwischen den beiden aus gegenseitiger Eifersucht herleitet; er erklärt sie nicht minder aus der Verschiedenartigkeit des Wesens, die bei der spanischen Regierung sogar den Plan zeitigte, die beiden einflußreichen Gegner zu trennen und durch diese Trennung unschädlich zu machen. „Egmont und Oranien von einander zu trennen", schreibt Strada S. 145,[1]) „schien keineswegs sehr schwierig, da sie ehedem, bevor ihr gemeinsamer Haß gegen Granvella sie verbunden hatte, sehr uneinig gewesen, und sie von gewaltig verschiedener Natur und Charakter waren. Egmont besaß einen heiteren, sorglosen, sich selbst zu sehr vertrauenden Geist, düster, unergründlich, scheu war Oraniens Seele. Konnte man die Klugheit des letzteren überall loben, so fand man bei ersterem häufiger Zutrauen. Ein besserer Heerführer als Mann des Rates war jener, ein Ajax, dieser ein Ulysses, im Frieden streitbarer durch seinen Rat, als im Kriege durch seinen Arm. Der eine ein ängstlicher Mann der Sorge, dessen Geist immer in die Zukunft vorausschaute, woher er gegen plötzlich eintretende Fälle nie ungewaffnet war, der andere meist frei von Sorgen, wenn sie in der Gegenwart ihn nicht bedrohten, doch gegen rasch einbrechende Ereignisse mehr unvorbereitet als ungeschickt und unkräftig. Von dem einen mußte man mehr hoffen, von dem andern mehr fürchten; Egmont wünschte man sich mehr zum Freunde, Oranien möchte man mehr nicht zum Feinde haben. Und damit sie in nichts übereinstimmen sollten, war Egmont von sehr schönem Antlitz, von kräftigen Gliedern, von würdevollem Ansehen, Oranien von magerem Gesichte, von dunkelbrauner Farbe und kahlem Haupte. Beide jedoch wurden vom Volke sehr hoch gehalten, aber jenen liebten, diesen verehrten sie".

Stradas Sympathie ist auf Seiten des ungefährlicheren Egmont, Oranien nötigt ihm trotz aller Gegnerschaft Achtung ab. Er ist auch bei weitem der bedeutendere Geist. Er sieht voraus, wie Egmont mit seiner unentschiedenen Stellungnahme enden wird, wenn erst Alba da ist. Er trifft früh genug seine Maßnahmen, die spanische Politik zu durchkreuzen; den so unpolitisch denkenden Freund kann er im Gespräche zu Willebroek nicht bestimmen, ein Gleiches zu tun (Str. S. 321 ff.), und muß ihn seinem Schicksal überlassen. Wenn dann durch zähes, planmäßiges Bekämpfen die Kraft der Spanier allmählich erlahmt, wenn das Befreiungswerk nach langen Jahren

---

[1]) Nach Düntzer a. a. O. S. 252 ff.

endlich gelingt, dann ist es Oranien, dem das Hauptverdienst daran gebührt.

## § 33. Der Egmont im Verhältnis zu Strada.

Sehen wir ab von den Volksszenen, für die Goethe einzelne Züge dem Meteranus entnommen hat, und richten wir unser Augenmerk auf das Wesentliche, d. h. auf den Gehalt des Stückes, der in der Entwicklung und Darstellung der dramatischen Personen liegt: worin folgt der Dichter dann seiner Quelle? worin weicht er von ihr ab und tut selbständig Neues hinzu? Und dann: aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke geschieht das?

Goethe folgt Strada ziemlich genau bei der Schilderung der spanischen Politik, bei der Charakterisierung Albas, Oraniens und der Regentin. Auch für das Bild des niederländischen Volkes hat Strada ihm manchen wesentlichen Zug geliehen.

Und worin weicht er ab? In der Charakterzeichnung Egmonts zunächst! Wohl nimmt er aus Strada manche Einzelheit der Lebensgeschichte, auch wohl hie und da einen Zug zum äußeren Bilde seines Helden. Aber das ist nur Rohmaterial für den Dichter. Auch dieses Rohmaterial bereichert er noch gewaltig aus seiner eigenen Lebenserfahrung, und dann bemächtigt sich dieses Stoffes der schaffende, lebenweckende Dichtergenius Goethes, gibt ihm Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist, läßt ihn mit seinen Augen die Welt anschauen und mit der elementaren Gewalt seiner Seele die Welt und ihre Widerstände überwinden, bis er seine Persönlichkeit entwickelnd vollendet zu dem Egmont, den wir am Schlusse des Dramas vor uns haben. Welch ein Unterschied zwischen diesem Goethischen Egmont und dem Egmont Stradas, der jammernd und betend untergeht. Hier ein guter, harmloser Mensch, den nur sein Rang und einige äußere Vorzüge aus der Masse herausheben — dort ein genialer Lebenskünstler, der, getrieben von elementarer Kraft, mit allen Reizen schöner Menschlichkeit begabt, allen Gefahren lächelnd begegnet und sich aus seinem Sturze nur größer erhebt zu der Höhe einer siegreichen, weisen Welt- und Lebensanschauung.

Die Äußerlichkeiten, in denen Goethe bei der Zeichnung Egmonts von Strada abweicht, liegen auf der Hand. Sie ergaben sich ihm sofort aus der verschiedenen Auffassung des Helden; und dann: Egmont ist der Dichter selbst, der Dichter, wie wir ihn aus den letzten Frankfurter und ersten Weimarer Jahren kennen. Die Gestalt des

Helden hat, wie wir weiter oben gesehen haben, das Interesse Goethes je länger je mehr an sich gezogen und zuletzt wohl ganz beherrscht. In diese Gestalt hat der Dichter hineingelegt, was er seiner Zeit mit dem „Egmont" sagen wollte.

Alle Personen und Verhältnisse des Dramas sind im Hinblick auf Egmont angelegt, von ihm aus sind sie zu verstehen. So ist Klärchen das weibliche Gegenstück zu ihm, Brackenburg ein in seiner Entwicklung verunglückter und nicht lebensstarker Egmont. Und diese Personen hat Strada nicht, sie sind von Goethe frei erfunden. Ein Zeichen mehr dafür, daß der Dichter den eigentlichen Gehalt aus sich und nicht aus Strada nahm, dem er nur den historischen Hintergrund und die spanische Gegenseite entlieh. Ebenso setzte er Egmont in Verhältnis zur Regentin und zu Ferdinand, wofür Strada ihm nur in Bezug auf die erstere eine schwache Andeutung geben konnte.

Aber Alba übernahm er im wesentlichen so, wie ihn Strada zeigt. Das war eine gewaltige Gegenfigur zu Egmont! Und um den Gegensatz noch schärfer zu gestalten, verlieh Goethe dem Spanier jenen starren Glauben an sich selbst, jene Verachtung des Schicksals, die seine Weltanschauung erst groß macht und so scharf gegen Egmonts Determinismus kontrastiert. Dies Verhältnis Egmont-Alba ist das Fundament des Dramas. Nun brauchte der Dichter eine symmetrische Aufstellung der Gegenparteien. Er schuf sie unabhängig von seiner Quelle: auf Egmonts Seite stehen Klärchen und Brackenburg in abgestufter Folge, auf Albas Seite entstehen der Phantasie des Dichters die Gestalten Silvas und Gomez'.

Dazwischen die Mittelgestalten Ferdinand, Regentin, Oranien. Sie alle bot ihm die Quelle. Oranien hat er fast ganz unverändert übernommen, die Regentin nur ein wenig näher an Egmont gerückt. Über Ferdinand aber sagte ihm Strada so gut wie nichts, und sofort ergriff ihn des Dichters Geist und zog ihn herüber auf seines Helden Seite. Dieser Sohn Albas war eine willkommene Gestalt, um durch ihre Zeichnung und Entwicklung dem Spanier gegenüber dichterische Gerechtigkeit und Vergeltung zu üben.

So war die Reihe der Charaktere festgestellt, der Aufbau des Dramas gegeben. Und im wesentlichen unabhängig und abweichend von der Quelle.

Strada aber bot noch etwas Wertvolles, das der Dichter nicht unbeachtet lassen konnte: die vielfachen Schilderungen des nieder-

ländischen Volkes. Der mit den Ideen Justus Mösers erfüllte Dichter mußte hier mit Freuden zugreifen, denn Stradas Bild der Niederländer entsprach ja in allen Hauptzügen dem Möserschen Ideal! Goethe brauchte es nur etwas zu beleben, und das geschah dann durch die Reihe wundervoll geschauter Typen, die wir in den Volksszenen auftreten sehen. Sie sind alle frei erfunden. Aber sie alle und das Volk als Ganzes sind mit der Reihe Egmont-Brackenburg verbunden, deren unterstes Ende und deren Grundlage zugleich jetzt eben das Volk mit seinen Typen bildet, und deren Spitze jetzt in besonderem Sinne Egmont als der ideale Niederländer ist. Sofort vollzieht sich auf der spanischen Seite ein ähnlicher Vorgang. Der Gegensatz Egmont-Alba wird zum nationalen Gegensatz von Niederländern und Spaniern, Alba ist jetzt als der vollkommene Spanier zu verstehen. Der Widerspruch der beiden Weltanschauungen ist nunmehr auch national begründet.

Wir kennen den Ausgang dieses Kampfes der Weltanschauungen. In ihm ist der Sinn des Dramas zu suchen. —

Wie ist das Verhältnis Goethes zu seiner Quelle nach dem Dargelegten nun aufzufassen? Wir können sagen: Strada bot dem Dichter ein gutes und reiches Material zu einem historischen Drama. Ein solches hat Goethe in Frankfurt, als er noch unter dem frischen Eindruck der Quellenlektüre stand, auch sicherlich zunächst schaffen wollen. Dann aber verschob sich ihm in Weimar das Interesse immer mehr, und aus dem historischen Egmont wurde der Goethe-Egmont, den wir kennen. Diesen Umstand haben alle Tadler des Stückes, Schiller an der Spitze, unberücksichtigt gelassen. Sie tadeln ein Stück, das gar nicht existiert, das zwar dem Stoffe Stradas, aber nicht mehr den späteren Absichten Goethes entspricht. Der „Egmont", den Goethe vollendet hat, ist kein historisches Drama mehr, sondern ein Drama der Weltanschauung und des persönlichen Bekenntnisses. Als solches verdankt es seiner Quelle wohl noch das äußere Beiwerk, auch dieses nicht unverändert; den Gehalt verdankt es seinem Dichter ganz.

---

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

**Baberadt, Friedrich,** Hans Sachs im Andenken der Nachwelt. Mit besonderer Berücksichtigung des Dramas des XIX. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Hans Sachs-Literatur. Gekrönte Preisschrift. 1906. 8. VII, 74 S. ℳ 2,—

**Baumann, Friedrich,** Sprachpsychologie und Sprachunterricht. Eine kritische Studie. 1905. 8. 142 S. ℳ 3,—

**Benoist-Hanappier, Louis,** Die freien Rhythmen in der deutschen Lyrik. Ihre Rechtfertigung und Entwicklung. 1905. 8. 87 S. ℳ 2,40

**Berger, Arnold E.,** Der junge Herder und Winckelmann. 1903. gr. 8. 86 S. ℳ 2,—

**Biese, Reinhold,** Kulturwissenschaftliche Weltanschauung. 1909. 8. VII, 344 S. geh. ℳ 6,—; gebd. ℳ 7,—

**Briefwechsel** zwischen Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit einer Einleitung von B. Delbrück. 1908. 8. XVIII, 303 S. geh. ℳ 8,—; gebd. ℳ 9,—

**Diede, Charlotte,** die Freundin von Wilhelm von Humboldt. Lebensbeschreibung und Briefe herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig. 1884. kl. 8. VIII, 294 S. ℳ 4,—

**Ehrmann, Eugen,** Die bardische Lyrik im achtzehnten Jahrhundert. 1892. 8. VI, 108 S. ℳ 2,40

**Elster, Ernst,** Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. 1889. 8. VI, 74 S. ℳ 2,—

**Erdmann, Julius,** Eichendorffs historische Trauerspiele. Eine Studie. 1908. 8. XII, 123 S. ℳ 3,—

**Fittbogen, Gottfried,** Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes. Genetisch dargestellt. 1909. 8. VII, 171 S. ℳ 4,—

**Franz, Rudolf,** Der Monolog und Ibsen. 1908. 8. VIII, 168 S. ℳ 4,—

**Fürst, Rudolf,** Die Vorläufer der modernen Novelle im achtzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. 1897. 8. VII, 240 S. ℳ 6,—

**Geiger, Emil,** Beiträge zu einer Aesthetik der Lyrik. 1905. 8. 124 S. ℳ 3,—

**Geiger, Eugen,** Hans Sachs als Dichter in seinen Fastnachtspielen im Verhältnis zu seinen Quellen betrachtet. Eine literarhistorische Untersuchung. 1904. 8. XII, 388 S. ℳ 9,—

**Heine, Carl,** Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. 1892. 8. VI, 140 S. ℳ 3,—

— Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. 1889. 8. VII, 92 S. ℳ 2,—

**Jahn, Kurt,** Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse. 1908. 8. VII, 382 S. geh. ℳ 7,—; gebd. ℳ 8,—

**Langguth, Adolf,** Goethe als Pädagog. 1887. kl. 8. XII, 205 S. ℳ 4,—

— Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu den Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart. 1888. kl. 8. 39 S. ℳ 0,80

— Goethes Pädagogik historisch-kritisch dargestellt. 1886. kl. 8. VIII, 330 S. ℳ 6,—

**Meier, John,** Kunstlieder im Volksmunde. Materialien und Untersuchungen. 1906. kl. 8. CXLIV, 92 S. ℳ 5,—

— Kunstlied und Volkslied in Deutschland. 1906. kl. 8. 59 S. ℳ 1,—

— Werden und Leben des Volksepos. Vortrag. 1909. kl. 8. 52 S. ℳ 1,20

**Mühlefeld, K.,** Einführung in die deutsche Wortbildungslehre mit Hilfe des Systems der Bedeutungsformen. 1908. kl. 8. 38 S. kart. ℳ 0,80

**Müller-Fraureuth, Carl,** Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen. 1881. 8. III, 142 S. ℳ 3,—

— Die Ritter- und Räuberromane. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. 1894. 8. 112 S. ℳ 2,60

— Aus der Welt der Wörter. Vorträge über Gegenstände deutscher Wortforschung. 1904. 8. 230 S. geh. ℳ 4,—; gebd. ℳ 5,—

**Paul, Hermann,** Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Auflage. 1909. gr. 8. XV, 428 S. geh. ℳ 10,—; gebd. ℳ 11,—

— Deutsches Wörterbuch. 2. vermehrte Aufl. 1908. Lex.-8. VII, 690 S. geh. ℳ 10,—; gebd. ℳ 12,50

**Rouge, J.,** Erläuterungen zu Friedrich Schlegels Lucinde. 1905. gr. 8. 136 S. ℳ 4,—

**Saran, Franz,** Melodik und Rhythmik der 'Zueignung' Goethes. 1903. gr. 8. 71 S. ℳ 2,—

**Wechssler, Eduard,** Das Kulturproblem des Minnesangs. Studien zur Vorgeschichte der Renaissance. In zwei Bänden. gr. 8.
1. Minnesang und Christentum. 1909. XII, 503 S. ℳ 15,—

**Weissenfels, Richard,** Goethe im Sturm und Drang. Bd. I. 1894. gr. 8. XIV, 519 S. geh. ℳ 10,—; gebd. ℳ 11,50